Bg. o. 694
4

Johannes Wit, genannt von Dörring.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
HERBIPOLENSIS

Johannes Wit,

genannt von Dörring.

Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit.

Disce meo exemplo mandato munere fungi,
Et fuge, seu pestem, *την πολυπραγμοσυνην*.

Dritten Bandes
zweite Abtheilung.
Schluß des Werks.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

Leipzig,
in Commission bei H. E. Gräfe.

1830.

Inhalt der Capitel.

Erstes Buch.

Seite

Erstes Capitel. Ankunft in München, nebst einer Bemerkung über das juramentum taciturnitatis des Bundestages. — Mittagstafel im Schwarzen Adler. — Wie ein echter Levantischer Wollen-Garn-Händler den Pseudo entlarvt. — Abreise zum Grafen Benzel, mit angehängten Betrachtungen über die charakteristischen Unterscheidungszeichen der Süd- und Nordamerikanischen Revolution. — Plan einer Reise nach Amerika. — Hofrath Murhard macht mich mit dem Pseudo-Amerikaner Kelch bekannt. — Ueber die Gefahren meines Frankfurter Aufenthalts. — Ueber die Vertreibung des Hofraths Murhard aus Frankfurt. — Ich fasse Verdacht gegen den ꝛc. Kelch, und fliehe. — Der Verdacht bestätigt sich; der Hofrath Murhard wird verhaftet..... 1

Zweites Capitel. Schwierigkeiten meiner Lage. — Abreise von Emmerichshofen. — Meine Fahrnisse als reisender Engländer. — Engländer, Irländer und Schotten. — Der Freiherr Truchseß von der Bettenburg. — Die Residenzstädte, der Fluch des Landes. — Große Veränderung meiner Absichten, eine Folge der Mittheilung mancher den Congreß von Verona betreffenden Thatsachen. — Ueber den Charakter und die Denkart des Kaisers Alexander und des Fürsten Metternich. — Mein Anerbieten an den Kaiser von Rußland..... 33

Drittes Capitel. Abreise von der Bettenburg. — Zusammentreffen mit dem alten Förster. — Jubiläum des alten Max; allgemeiner Jubel im Volke. — Baireuth. — Ich komme in Untersuchung. — Wunsch und Wille, zu sterben. — Verrath des geheimen Justizrathes von Hornthal. — Meine Verhaftung. — Gedanken über den Selbstmord..... 76

Viertes Capitel. Der Freiherr von Welden. — Gründe, die mich zur unbedingten Offenheit gegen die Regie-

Seite

rungen bestimmten. — Ueber das geheimnißvolle D. — Der Ministerialrath von Abel. — Theilnahme der Mainzer Commission an meinem Schicksale. — Der Bund der Brüder für Freiheit und Recht. — Ueber die Basis der Erziehung. — Schreiben des Ministerialrathes von Abel. 114

Fünftes Capitel. Abreise nach Preußen und Rückblick auf meine Baireuther Haft. — Eignes Abenteuer einer Dame. — Ankunft in Berlin. — Der Geheimerath von Kamptz. — Die Preußische Regierung trägt auf meine Freilassung an..... 136

Sechstes Capitel. Ueber den Hessischen Spion Kelch; edles Benehmen der Preußischen Regierung bei Entdekkung seiner Umtriebe. — Näheres über die beiden, dem Churfürsten zugesandten Drohbriefe. — Drohbriefe, dem Könige von Preußen und Fürsten Metternich übersandt. — Neue Organisation der Hessischen Polizei; Warnung des Fürsten Wittgenstein. — Schurkereien des Oberpolizei-Directors von Manger; dessen Oesterreich geleistete Dienste. — Geschichte des Hofraths Murhard. — Ausgang der Mangerschen Sache..... 134

Siebentes Capitel. Preußen verlangt meine Freilassung, welche die Mainzer Commission nicht zulassen will. — Ein drei Finger dickes lithographirtes Folio-Referat derselben. — Umständlicher Beweis des Vertrauens der Königlich Preußischen Regierung. Mittheilungen des Fürsten Metternich, der Franz. General-Polizei-Direction ꝛc. — Ueber die Verhaftung des Professors Cousin und meinen Antheil an derselben. — Der Königl. Preußischen Regierung wird die Beendung meiner Sache übertragen. — Ueber die Gründe meiner Reise nach Oesterreich. — Strenge Behandlung des Herrn von Schuckmann; mein Transport nach Wien..... 186

Zweites Buch.

Erstes Capitel. Abreise nach Breslau. — Ueber die Preußische Gendarmerie. — Abenteuer in einem Schlesischen Marktflecken, oder: der Türkenbekehrer und der Grüne

Seite

berger Landwein. — Ankunft in Breslau, und freundliche Behandlung daselbst. — Ueber den Grafen Sedlnicky. Meine Auslieferung an den Commissär von Sestitz, nebst einem hors-d'oeuvre über den Vampyrismus..... 222

Zweites Capitel. Trauriger Empfang in dem Wiener Gefängnisse. — Der Kopfabschneider. — Ueber Venalität der Beamten. — Allzu scharf macht schartig, oder: Bemerkungen über den Prozeß des Fürsten K. — Ich lerne den Polizei-Minister, wie auch den Ober-Polizei-Director kennen. — Plan der Italienischen Aristokratie, Italien durch Oesterreichs Beihülfe zu einen. — Verhandlungen darüber mit dem Grafen Bubna. — Oesterreichisches Regierungs-System. — Ueber die Natur meiner Verbindungen mit Oesterreich..... 245

Drittes Capitel. Mein Begehren. — Ueber den Geist der Oesterreichischen Staatsverwaltung; die Grafen Saurau, Sedlnicky. — Warum Oesterreich nicht abweichen darf vom einmal betretenen Pfade. — Die Oesterreichische Haute-Police. — Das Censurwesen. — Die Behandlung der Ausländer. — Die Hofräthe von Persa und von Braulik. — Annehmlichkeiten meines Aufenthaltes. — Der Kaiser selbst erklärt mich für purificirt. — Wo der Hase im Pfeffer sitzt..... 273

Viertes Capitel. Abreise von Wien. — Ankunft in Prag, nebst einigen Andeutungen über die Identität der Jesuiten und Homöopathen. — Prag, die alte Königsstadt. — Dresden. — Adam Müller, Ritter von Nitterndorf. — Ueber die Proselytenmacherei der Katholiken, und Vertheidigung derselben. — Schreiben Adam Müller's an mich. — Wie ich in Braunschweig eine Feuersbrunst löschen helfe. — Ankunft in Hamburg..... 294

Fünftes Capitel. Oesterreich überliefert mich an Dänemark. — Befehl, mich auf die Festung abzuführen. — Meine Petition. — Strenge Haft in Friedrichsort. — Der dortige Arzt dringt auf meine Freilassung. — Abermalige Verhaftung in Kopenhagen. — Das Obergericht inquirirt gegen mich. — Ich werde abermals zur Festungsstrafe verurtheilt. — Abgedrungene Vertheidigung. 324

Sechstes Capitel. Ueber die Vorzüge des Lebens auf der Festung. — Der Gastwirth Marr und das Deutsche Theater. — Ueber die Zeitgemäßheit der Opern. — Ueber den Hamburger Senat, Nepotismus und derglei-

Seite

chen mehr. — Ueber die Gebrechen der Hamburger Censur. — Frommer Stoßseufzer..... 370

Siebentes Capitel. Reise von Braunschweig nach Berlin, und über das, was einem guten Polizeiminister Noth thut. — Aufenthalt in Dresden. — Ankunft in München. — Charakteristik des Königs und seiner Staatsverwaltung. — Bureau-Seelen. — Verbannung. — Meine Verhaftung in Augsburg..... 390

Achtes Capitel. Ueber das Publicandum des Ministers von Schuckmann, wodurch mich selbiger zum berüchtigten Abenteurer stempelte. — Schreiben des Herrn von Schuckmann. — Neues Schreiben an den König von Preußen. 428

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Ankunft in München, nebst einer Bemerkung über das juramentum taciturnitatis des Bundestages. — Mittagstafel im Schwarzen Adler. — Wie ein echter Levantischer Wollen=Garn=Händler den Pseudo entlarvt. — Abreise zum Grafen Benzel, mit angehängten Betrachtungen über die charakteristischen Unterscheidungszeichen der Süd= und Nordamerikanischen Revolution. — Plan einer Reise nach Amerika. — Hofrath Murhard macht mich mit dem Pseudo=Amerikaner Kelch bekannt. — Ueber die Gefahren meines Frankfurter Aufenthalts. — Ueber die Vertreibung des Hofraths Murhard aus Frankfurt. — Ich fasse Verdacht gegen den ꝛc. Kelch, und fliehe. — Der Verdacht bestätigt sich; der Hofrath Murhard wird verhaftet.

In den ersten Tagen Octobers 1823 traf ich in München ein, denn diesen Ort suchte ich auf, in der gewissen Erwartung, dort über den Stand meiner Angelegenheit genauere Erkundigungen einziehen zu können. Zum Glück war auch der Mann, bei dem ich selbige zu erlangen hoffen durfte, von einer Entdeckungs=

reise so eben erst zurückgekehrt, und hatte Neuigkeiten zurückgebracht, die Hülle und Fülle.

Er rieth mir sehr, in München auf meiner Hut zu sein, da der Baierische Mainzer=Commissions=Deputirte, Herr von Hörmann, so eben angelangt sei, und sehr erfreuet sein würde, das vielerprobte Inquisitionstalent gegen meine Wenigkeit anwenden zu können, um so mehr, da man die Oesterreichische Regierung im Verdacht habe, nicht durchaus de bonne foi in meiner Sache gewesen zu sein, und Herr von Hörmann — von Tyrol aus mit diesem Staate gespannt — gern Alles thun würde, dies an den Tag zu bringen. Zugleich erfuhr ich, wie man ganz neuerlich sich mit mir am Bundestage beschäftigt habe, jedoch mit solcher Heimlichkeit, daß man die fragliche Verhandlung nicht einmal, wie sonst üblich, loco dictaturae habe drucken lassen.

Das Geheimniß, welches der Bundestag beobachtet, oder richtiger gesagt, die Heimlichkeit, mit welcher er seine Verhandlungen betreibt, hat für den Kundigen einen kindlich=rührenden Charakter. Der Bundestag glaubt, man erfahre nichts anderes, als was er durch den Druck bekannt macht, und bedenkt nicht, daß es der Gesandten 17, der Regierungen, an welche berichtet wird, 39 giebt. Zugegeben nun, daß eine jede Re=

gierung über das, was sie selbst angeht, die größte Verschwiegenheit beobachtet, so thut sie es doch nicht bei dem, was die Anderen betrifft. Gegen Einen verschwiegenen Gesandten sind demnach allemal 16 beredte. Herr von Münch-Bellinghausen hat allerdings die Zügel, welche Herr von Buol fallen gelassen, etwas schärfer angezogen, und namentlich den bisherigen Krebsgang [1]) der Verhandlungen aufgehoben, aber halb Deutschland ist clairvoyant geworden, und durchdringt eben so leicht den Inhalt der geschriebenen geheimen Protocolle, wie den der früheren loco dictaturae gedruckten. (Hoc in parenthesi.)

Ich reis'te, wie der geneigte Leser sich vielleicht noch erinnern wird, unter dem Namen Müller und als Commis des Hauses Schinz und Hofmeister. Wäre ich nun hübsch bescheidentlich hiebei geblieben, so würde Niemand den geringsten Verdacht geschöpft haben; aber, wenn man eine fremde Rolle spielt, so verdirbt man sie nur zu leicht, indem man sie zu gut spielen will, und daher die Farben zu stark aufträgt.

---

1) Dies bezieht sich nur darauf, daß der mit dem Drucke der Bundestagsverhandlungen beauftragte Buchdrucker Krebs heißt.

Ueberdies war der Geist meines Geschäfts (des Handlungsreisenden) über mich gekommen, d. h. ich war vorlaut und absprechend, und betrachtete das Wirthshaus als meine eigentliche Heimath; bekanntlich aber genirt man sich nicht gerne im eigenen Hause.

Ein eigner Glücksstern waltet allemal über meinem Einzug in München, wie ein Unglücksstern über meinem Austritt, d. h. ich komme und gehe stets zu den interessantesten Epochen, den beiden Polen, um welche Baierns Volksleben sich drehet. Diesesmal war es das berühmte Octoberfest — wo das fetteste Rindvieh gekrönt wird — wo Tausende nach München gekommen, um dem Triumphe der Bestialität beizuwohnen; fünf Jahre später die Zusammenkunft der Stände. Doch muß ich der Wahrheit die Ehre geben, daß das Octoberfest allgemeinere Theilnahme hervorrief, und mehr frohe Menschen machte, als die Zusammenkunft der Stände.

Alle Gasthöfe waren besetzt, und nur mit Mühe fanden wir noch im Schwarzen Adler — den ich aus ethischen Gründen keinem meiner Leser empfehlen darf — eine Unterkunft im vierten Stock.

Nach einigen Tagen schon hatte ich an meiner Tafelecke einen ganz heiteren Kreis von Männern um mich versammelt, die theils aus der Umgegend, theils

auch aus dem ferneren Rheinbaiern herbeigezogen, um sich einen lustigen Tag zu machen. Beim Glase Champagner, womit wir die Mahlzeit zu beschließen pflegten, verfiel man eines Tages darauf, allerlei Historietten aus dem eignen Leben zum Besten zu geben, die — vielleicht langweilig zu lesen — durch den Zauber der vox humana und durch ihre Neuheit, einen eigenen Reiz hatten, und wenn auch nicht immer erbaulich, doch größtentheils unterhaltend waren.

Die Reihe kam an mich, und eingedenk meiner Rolle, improvisirte ich, zum größten Wohlgefallen meiner Zuhörer, und während bald diesem, bald jenem vor Erstaunen die Cigarre ausging, einige Abenteuer, die mir in Smyrna und anderen Orten der Levante begegnet. Ich war eben, aufgemuntert vom stummen Beifalle meines Auditorii (ohne Zweifel der größte Triumph, den eine Erzählung über Champagnertrinker davon zu tragen vermag) auf dem Punkte, mich nach Athen, und von da wieder, über die Landenge von Suez, nach Alexandria, und stromaufwärts dann nach Kairo zu begeben, eine Reise, die, wie man leicht entnehmen kann, der merkwürdigen Ereignisse nicht wenige gehabt haben würde, als ein alter dicker Mann, seiner Aussprache nach ein Schweizer, einige verfängliche Fragen mir vorlegte, die des Fragers genaue Bekanntschaft

mit jenen Gegenden zu beurkunden schienen. — Ich setzte daher vor der Hand meine Reise nicht weiter fort, suchte aber einen Blitzableiter dadurch zu gewinnen, daß ich den alten Herrn selbst zum Erzählen zu bringen verleitete. Die meisten Menschen hören sich selbst so gerne, daß man sie nicht besser vom Fragen abbringen kann, als indem man sie selbst antworten läßt. Dies war jedoch, dem Anscheine nach, hier nicht so leicht, mein Antipode — denn dies wurde er auch im eigentlichsten Sinne des Wortes, nachdem er seine großen Beine zu wiederholten Malen plump genug auf die meinen fallen lassen — leerte ein Schöpplein Wein nach dem andern, von wiederholten, bald lauteren, bald leiseren Hm! Hm! secondirt, kam aber nicht zum Sprechen.

Die Gesellschaft verlor sich, nachdem ich das Versprechen gegeben, die Erzählung meiner Noctes Atticae auf den folgenden Tag zu verlegen, und mir sollte ein Spaziergang in frischer Luft eben recht wohl thun — denn der Alte hatte mit seiner Hm! Hm!-Sprache ganz schwül mir gemacht — als eben Er, den ich fliehen wollte, um die Erlaubniß mich ersuchte, auf mein Zimmer mich begleiten zu dürfen.

Bei den Worten: »Soll mir eine große Ehre sein!«

war mir accurat zu Muthe, wie bei meiner ersten Pariser Reise, wo in guter Gesellschaft Eisfrüchte auf dem Teller mir vorgelegt wurden, und ich, im Wahne, es sei wirkliche Frucht, herzhaft hineinbiß. Mein Gott! welche Kälte an den Zähnen, und doch mußte ich, um meine Unwissenheit nicht zu verrathen, und dem Anstande zu Ehren, die eisige Frucht herabschlucken, und meiner Nachbarin, der ich es anmerkte, wie sie nicht übel Lust hatte, mich zu verlachen, auf ihre spottende Frage, ob ich Eisfrüchte liebe, mit lächelnder Miene antworten: »Je ne connais rien de plus raffraichissant.«

Als wir die erste Treppe erstiegen — denn meine Behausung brachte mich, wie gedacht, dem Himmel nahe genug — sagte der Alte: »Ob ich es nicht vor»zöge, bei ihm einzusprechen, da er das Steigen nicht »gut vertragen könne?«

Ich bejahete es, denn mir konnte es ziemlich gleichgültig sein, ob le dénouement de la pièce au premier, oder au grenier vor sich ginge.

Curioser Mann, der Alte! Sein Erstes war, excellenten Capwein und, wie sollte ich das bei diesem anscheinenden Feinzüngler zusammen reimen? echten fromage de Gruyères mir vorzusetzen. »Käse und edler »Wein, wer eint diesen Widerspruch?« Meine Verwunderung hob er indessen mit der Erklärung, daß er

aus Greierz gebürtig sei, und täglich bei diesem Käse seiner Heimath zu gedenken pflege. Wahrlich, keine unschmackhafte Reminiscenz!

Bevor ich indessen Trank und Speise gekostet, ersuchte ich ihn, sein Begehren mir vorzutragen, da ich am folgenden Abende schon abreisen müsse, und daher Mancherlei noch zu beschaffen habe. Da spielte es dem Alten halb höhnisch, halb gutmüthig um die riesigen Mundwinkel, und sein Glas erhebend sprach er: »Stoßen Sie nur zuvor mit mir an; wir sind ja Landsleute, ja was noch mehr ist, wir treiben das nämliche »Geschäft und nach dem gleichen Orte.« — War die ausgebrachte Gesundheit Ernst, oder war sie Spott, ich wußte es vor Schreck nicht gleich zu entscheiden, und zog daher natürlich die erstere Präsumtion vor.

Ich freuete mich nun erstaunlich über das angenehme Zusammentreffen, und sann schnell auf einen passenden Anlaß, um meine mühsam erworbenen Wollen=Garn=Kenntnisse mit so vielem Anstande, wie der vieljährige Probenreiter seine Musterkarte, zum Besten zu geben. — Dies wurde mir wider Verhoffen leicht gemacht, denn der fatale Alte fing über den Handel der Schweiz nach der Levante ein Gespräch jetzt an, worin er eine solche Sachkenntniß und eine solche Bekanntschaft der Personen verrieth, daß ich leicht er=

kannte, wie es ihm mit seiner obigen Behauptung, wenigstens in Bezug auf sich selbst, völliger Ernst gewesen. — Mir war jetzt, wie — si parva licet componere magnis — einem armen Sünder, der von unten auf gerädert wird, und bei jedem neuen Ruck den wohlthätigen Keulenstoß erwartet, der ihm endlich das Garaus machen soll.

Der Alte schien meine Seelenstimmung nicht zu bemerken; er schenkte mir das in meiner Seelenangst stets geleerte Gläslein eben so schnell wieder voll, und schrob durch seine verwünschte Cross-Examination, die, jeder guten gerichtlichen Praxis zuwider, der verfänglichen Fragen eine Menge enthielt, die Seelenfolter immer stärker und stärker. — Doch glaube man nur ja nicht, daß ich mich, einem modernen Helden ähnlich, gegen mein in der Gestalt dieses Schweizers in's Leben getretenes unerbittliches Verhängniß gar nicht wehrte; nein, ich parirte als geschickter Naturalist jeden Stoß mit einem Stoße, und anstatt der Antworten, schleuderte ich ihm stets neue Fragen zurück. Der Kampf schien endlich seinem Ende sich zu nahen; der Stöße hatte mein Gegner unzählige mir beigebracht, aber es waren samt und sonders nur Hautwunden, die nichts entschieden; da mußte ich endlich, ein anderer Achilles, an einer Stelle tödtlich verwundet werden, wo mein

Gegner es am wenigsten erwarten gekonnt. Ich wußte genau die Namen der ersten Häuser in der Levante, ich kannte die Bereitung der rothen und blauen Garne, vom Augenblicke an, wo sie die erste Farbentaufe im Kessel erhalten, bis zur Wassertaufe in der reißenden Limmath, da kam aber ganz zufällig die Rede auf die Preise der Garne, und siehe da, Herr Schinz hatte hierin mich zu instruiren vergessen! Ich mußte geradezu meine Unwissenheit bekennen, und somit mich gefangen geben. — Fürwahr, es war kein angenehmer Augenblick, wo ich mein Geheimniß in die Hand eines ganz Unbekannten niederlegen sollte; aber es war jetzt nichts anderes mir übrig geblieben. In kurzen Worten legte ich dem alten Manne meine wahre Lage dar, und bat ihn um strenge Verschwiegenheit.

Der alte Herr gab mir mit einem derben Handschlage das gewünschte Versprechen, und gestand mir, daß er mich vom ersten Augenblicke an am Tische beobachtet und durchschauet habe. »Hätte ich Ihnen nicht« — so schloß er — »Ihres Aufschneidens ungeachtet, »wohlgewollt, so würde ich den Schauplatz Ihrer Tri»umphe — die table d'hôte — zum Schlachtfelde Ih»rer Niederlage erkoren haben. Jetzt Gott befohlen, lieber »Herr, und wenn Sie morgen Ihre Reise nach Aegypten »erzählen wollen, so stehe ich Ihnen dabei nicht im Wege.«

Am folgenden Morgen saß ich zu guter Zeit schon in der Würzburger Diligence, ohne den Ausgang des Octoberfestes abzuwarten, und hinterließ meinen Tafelfreunden die Nachricht, daß ich in wenig Tagen zurückkehren und mein Versprechen dann lösen würde.

Ich eilte Frankfurt zu, weil meine Familie mir versprochen hatte, dorthin neue Rimessen zu übersenden. Doch wagte ich es nicht, ohne genauere Kenntniß des Terrains da aufzutreten, wo ich ganz fremd war und der Bundestag einheimisch ist. Zwischen Dettingen und Hanau, mithin wenig Meilen von Frankfurt, liegt Emmerichshofen, ein Gut des Grafen Benzel-Sternau, den ich en passant aufzusuchen und über den Stand der Dinge in Frankfurt zu befragen beschloß.

Der Graf, als Einsiedler dort nur der Amelioration seines Gutes und seinen Studien lebend, nahm, wie früher in der Schweiz, so jetzt auf's freundlichste mich auf, und schlug mir vor, so lange bei ihm zu verweilen, bis ich meine Angelegenheiten in der Gegend in Ordnung gebracht.

Im ersten Bande meiner Fragmente habe ich über diesen ausgezeichneten Mann umständlich geredet, der durch seine vielseitigen und dennoch gründlichen Kenntnisse, wie transcendenten Verstand, allerdings dazu sich eignen würde, in seinem neuen Vaterlande ein Mini-

sterium zu verwalten. Er hat es indessen vorgezogen, eine gewichtige Stellung in der Kammer einzunehmen; denn in Baiern kann wohl ein Protestant, der zur katholischen Kirche übertritt — wie z. B. der wackere Schenk — Chef eines Departements werden, niemals aber ein Katholik, der Protestant geworden.

Nach einer kurzen Rast machte ich mich auf den Weg nach Frankfurt, um den Hofrath Murhard daselbst aufzusuchen, mit dem ich, als dem Redacteur der Politischen Annalen, in mehrfacher Berührung stand, und bei dem ich die versprochenen Rimessen vorzufinden erwartete.

Eigentlich war es für mich kein geringes Wagestück, nach Frankfurt zu gehen und, so zu sagen, dem Feinde in den Rachen zu laufen; aber ich durfte hoffen, persönlich ganz unbekannt zu sein, und dort am wenigsten vermuthet zu werden.

Ich fand in dem Hofrathe Murhard den wohlwollenden, gemüthlichen Mann, den ich gehofft, aber leider war das erwartete Geld noch nicht bei ihm angekommen.

Wenn gleich unsere politischen Ansichten vielfach verschieden waren, so stimmten wir doch in Einem Hauptpunkte ganz überein, in dem nämlich, daß die Communalverfassung die eigentliche Basis

der Staatsverwaltung ausmache, und das Studium derselben in England und Amerika eben so viel Interesse als Nutzen gewähren müsse. — Nur dadurch könne die Masse der Beamten verringert werden, die, schlimmer noch als die stehenden Heere, das Mark des Landes aussögen, und was lediglich als Mittel dienen solle, zum Zwecke erhöben.

Wenn mir gleich der in den Vereinigten Staaten vorherrschende Geist, der mehr auf bloßes Erwerben, als auf das Genießen des Erworbenen gerichtet ist, niemals zusagte, so verdiente doch, meines Bedünkens, die wunderbare Entwickelung derselben die größte Aufmerksamkeit. Was aber vor Allem mich anzog, war die obenerwähnte Communalverfassung, die allein es möglich machen konnte, daß das Heer besoldeter Beamten entbehrlich und somit die Auflagen geringer wurden.

Wenn man Nordamerika mit Südamerika vergleicht, den geregelten Zustand des Ersteren mit der gränzenlosen Anarchie des Anderen zusammenstellt, so sollte man es kaum für glaublich halten, daß beide Staaten ehemalige Colonien sind, die gewaltsam vom Mutterstaate sich losgerissen; beide Republiken, die die monarchische Verwaltung verdrängt haben.

Da meines Wissens Niemand noch mit der Darstellung der Gründe sich beschäftigt, woraus dieser wun-

derbare Unterschied entsprungen, da Niemand noch gezeigt, warum es so kommen mußte, wie es gekommen ist, d. h. daß die Vereinigten Staaten[2]) so schnell, so urplötzlich aus dem gewaltsamen Strudel der Revolution in einen ruhigen, geregelten Staatszustand übertraten, während in Südamerika noch jetzt, nach langen blutigen Jahren, keine Idee von gesetzlicher Ordnung sich findet, so will ich in den Hauptzügen es anzudeuten versuchen.

1. Der Hauptgrund ist, daß die Nordamerikaner bei ihrer Revolution einen rein practischen Zweck hatten, nicht für unklare Begriffe, sondern für materielle Interessen kämpften.
2. Der Nordamerikaner muß arbeiten, um zu leben;

---

2) Ich ergreife diese Gelegenheit, das Deutsche Publicum auf ein höchst lehrreiches Werk aufmerksam zu machen, welches vor Jahresfrist unter dem Titel »Ideen über die Auswanderung nach Amerika« vom Doctor Ernst Brauns herausgegeben ist. — Wir haben kein Werk, das den genannten Gegenstand gleichzeitig mit solcher Gründlichkeit und Unparteilichkeit erörtert. Wohlthuend ist zugleich das schöne, echt menschliche Gefühl, welches auf jeder Seite sich ausspricht, der heilige Ernst, mit dem der Autor jenes Thema behandelt. — Unstreitig wird es jeden Leser interessiren, doppelt aber den, der den Plan hat, im anderen Welttheile sein Glück zu versuchen; diesem ist es, wegen seiner rein practischen Richtung unentbehrlich.

die Natur gleicht dort einer ehrsamen Jungfrau, die nur dann dem Geliebten den Schatz ihrer Zuneigung spendet, wenn sie zuvor der seinigen versichert ist, wenn er ihrer sich werth gemacht hat.

3. Die Vereinigten Staaten erfreueten sich schon vor ihrer Losreißung von England einer selbstständigeren Existenz, der Uebergang war daher weniger schroff.

Bei den Südamerikanischen Freistaaten ist dies Alles anders. Weniger das allgemein gefühlte Bedürfniß des Landes, als der theoretische Freiheitsschwindel einiger Feuerköpfe schwang dort des Aufruhrs blutige Fackel. Anstatt daher von ihrer Revolution Vortheil zu ziehen, ernteten sie nur Elend und Noth. — Bei den Vereinigten Staaten fand ein allmähliger Uebergang Statt von dem früheren Zustande zum jetzigen, aber in Südamerika machte man einen gewaltsamen Sprung; eine ungeheure Kluft trennt die Vorzeit von der Gegenwart, die vielleicht der Einzelne, niemals aber die große träge Menge zu überschreiten vermag. — So wenig wie die Franzosen die Republik ertragen konnten, eben so wenig vermögen es die Südamerikaner; Bolivar wird ein zweiter Napoleon, und wäre die Spanische Dynastie nicht so weit entfernt, so würde sie wahrscheinlich nach des Usurpators Ableben einer eben so gemächlichen Restauration entgegen sehen kön-

nen, wie die Französischen Bourbonen sie erlangt. Die Monarchie hat zwei große Hebel in Südamerika, einmal durch den Einfluß des Clerus, und dann dadurch, daß sie der Eitelkeit, Trägheit und Habsucht so viele Befriedigung zu bieten vermag.

Sehr interessirte es mich, diesem Allen an Ort und Stelle nachzuforschen, und da überdies kein noch so verborgenes Fleckchen in Europa war, wo ich mit Sicherheit mich hinbegeben, oder, ohne verhaftet zu werden, meinen Namen nennen durfte, so stand bald mein Entschluß in dieser Hinsicht fest. Herr von Cotta hatte schon früher den Freiherrn von Fürstenwärther dahin gesandt — den indessen eine hitzige Krankheit für seinen Zweck untauglich gemacht — mit ihm setzte ich mich daher in Verbindung, und erhielt das Versprechen, für meine Correspondenz-Nachrichten eines angemessenen Honorars versichert zu sein.

Während dieses Arrangement durch des Hofraths Murhard freundliche Vermittelung zu Stande kam, war ich nach Emmerichshofen zurückgekehrt, wo der Graf eben damals mit einer Uebersetzung von Young's Nachtgedanken beschäftigt war. Nie sah ich den festen Mann so erschüttert, als in jener Zeit, wo jede

Zeile, in der Young seiner Tochter Tod beklagt, den eignen unersetzlichen Verlust ihm zurückrief.

Es mochten wol vierzehn Tage nach meinem ersten Besuche in Frankfurt verflossen sein, als der Hofrath Murhard mich dringend aufforderte, sogleich zu ihm zu kommen, indem ein reicher Amerikaner daselbst sich aufhalte, der, empört über die mir zu Theil gewordenen Verfolgungen, und voller Eifer, einem Unglücklichen zu dienen, sich bereit erklärt habe, mich sicher nach Hamburg, und von dort auf einem seiner Schiffe nach Newyork zu bringen.

Angenehmere Kunde konnte unmöglich mir werden, denn nach Hamburg mußte ich durchaus, um mein mütterliches Erbtheil in die Hände zu bekommen, welches dort mit Beschlag belegt war. Am nämlichen Nachmittage machte ich mich daher auf den Weg, und zur Abendzeit traf ich an dem zum Rendez-vous mir bezeichneten Orte, dem Gasthofe zum Weidenbusch, ein.

Murhard war schon da, und bezeigte so lebhafte Theilnahme über die baldige und freudige Umwandelung meiner Lage, daß ich es kaum über das Herz bringen konnte, ihm seine Unvorsichtigkeit, mein Geheimniß einem Fremden Preis zu geben, vorzuhalten.

Bald erschien auch der ꝛc. Kelch, ein kleiner jovialer Mann, dem man den lustigen, lebensfrohen Kumpan auf den ersten Blick ansah. Als er die nähere Beschreibung der großen Drangsale hörte, der Gefahren, denen ich nur mit Mühe entkommen, fing er vor Rührung an zu weinen, und verhieß hoch und theuer, so wie die Elbe offen sei, mich nach Hamburg zu geleiten.

Er theilte mir jetzt auch seine Schicksale mit, die im Wesentlichen darin bestanden, daß er, ein geborner Hesse, und früherhin Officier in der Churfürstlichen Garde, durch die Mißhandlungen seiner Vorgesetzten und den Uebermuth seiner reicheren und vornehmeren Cameraden auf's Aeußerste getrieben, den Dienst quittirt habe und nach Newyork emigrirt sei. Das Schicksal habe dort seinen Fleiß mit Glück gekrönt; durch eine Heirath sei er der Eigenthümer einer Tabaksfabrik geworden, die sein Compagnon in seiner Abwesenheit verwalte, und was ihn jetzt nach Europa zurückgebracht, sei der Wunsch seiner alten Mutter gewesen, die ihn noch einmal vor ihrem Ende zu umarmen begehrt.

Er wußte dies Alles mit so vieler bonhommie und Herzlichkeit vorzutragen, Alles was er sprach, trug so sehr das Gepräge innerer Wahrheit, daß man ihn lieb gewinnen, und der Vorsehung danken mußte, die einem wackeren Manne für die schweren Wunden, die

ihm Europa geschlagen, so überreichen Ersatz in einem anderen Welttheile gewähret.

Da es unmöglich fiel, gleich am ersten Abende die nähere Verabredung zu treffen, und überdies der ꝛc. Kelch offenbar etwas high spirited war, so beschloß ich, noch einige Tage in Frankfurt zu verweilen, um so mehr, da der ꝛc. Kelch mir die Hoffnung machte, den Paß eines ihm befreundeten Engländers zu erhalten.

Anfänglich war mir der Aufenthalt in Frankfurt höchst unbehaglich. Daß es, am Sitze des Bundestages und in der Nähe der Mainzer Commission [3]) von Spionen wimmeln mußte, war natürlich, und wie leicht konnte mich nicht überdies Jemand erkennen, und mir dann durch eine einzige unvorsichtige oder übelwollende Aeußerung die Freiheit rauben. Aber man gewöhnt sich an Alles, also auch an die Gefahr; es hat einen ganz eignen Reiz, sich so in einem fortwährenden Zustande des Krieges zu wissen, auf der steten qui vive gegen Jedermann. Ich ging so weit, an der table d'hôte mit zu speisen, auf meinen practischen Scharfblick und mein Divinationstalent mich verlassend. Ich trat nämlich allemal später ein, als die

3) Dies war in Bezug auf Mainz ein Irrthum. Die Commission hatte keine Fonds für Ausgaben der Art, und keinen Beruf, aus eignem Seckel Spione zu honoriren.

Uebrigen, wählte mir einen hervorstechenden Platz, wo ich Alle überschauen konnte, und musterte en passant die Anwesenden. Bemerkte ich alsdann, daß irgend Jemand mich fixirte, so beobachtete ich ihn unmerklich auf das schärfste, und combinirte aus seinen Gesten und Blicken die Art des Eindruckes, den meine Erscheinung auf ihn hervorgebracht. Ich setzte dann stets voraus, daß ich erkannt sei, und traf Sicherheitsmaßregeln. Zeigte des Mannes Blick nur Verwunderung, so beruhigte ich mich in etwas; es konnte ein Bekannter sein, doch kein Spion; aber das Herz klopfte mir heftiger, wenn ich in seinen Zügen Selbstzufriedenheit oder Freude zu bemerken glaubte, vor Allem bei einem schon bejahrteren Manne.

So lange mein vermeintlicher Gegner ruhig sitzen blieb, blieb auch ich es; aber kaum verließ er das Zimmer, als ich genau beim Wirthe über ihn Erkundigungen einzog, und, fielen diese nicht befriedigend aus, mich an einen dritten Ort so lange begab, bis mir nähere Kunde geworden.

Meine Hauptsicherheit lag übrigens in dem überaus hohen Preise, der auf meinem Kopfe stand; denn erkannte mich ein Spion, so war es mehr als wahrscheinlich, daß die Freude darüber in seinem Gesichte sich abspiegelte, und daß er, besorgt, ich möge ihm ent-

schlüpfen, augenblicklich sich erhob und meine Arrestation veranstaltete. Dies nicht gleich anzuordnen, dazu gehörte eine große Kälte, eine vielerprobte Erfahrung, und deshalb war ich vor älteren Männern am meisten besorgt.

Am folgenden Tage lernte ich den gedachten Engländer, einen wackeren Kaufmann aus Hull, Namens Stickney kennen. Sein Aeußeres, seine ungeheure Capacität für alles Eß- und Trinkbare, verrieth das Ideal eines John Bull; aber er besaß auch all' dessen gute Eigenschaften, als da sind Ehrlichkeit, Geradheit und Wohlwollen, und vereinte hiemit eine seltene Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur.

Kelch hatte ihm das Nöthige entdeckt, und augenblicklich erklärte er sich bereit, seinen, ohne alles Signalement ausgestellten Gesandtschaftspaß des Herrn Mellish in Hamburg mir zu übergeben. Nur müsse er — fügte er hinzu — vorher gewiß sein, daß ihm der Englische Gesandte auf seine Angabe, den Paß verloren zu haben, einen neuen ertheile.

Da sich dies Alles nicht so schnell bewerkstelligen ließ, zog ich es vor, nach Emmerichshofen wieder zurückzukehren, um so mehr, weil der längere Aufenthalt

in Frankfurt, wenn auch in keiner anderen, so doch in finanzieller Hinsicht, mir schädlich war.

Kelch hatte den Wunsch geäußert, einen so berühmten Schriftsteller, wie den Grafen Benzel, dessen Werke er verehre, auch persönlich kennen zu lernen, und der Graf, begierig, genauere Kunde vom Leben und Treiben Amerika's zu vernehmen, zeigte sich mit Freuden dazu bereit.

So kam Kelch, in Begleitung des Hofraths Murhard, der ebenfalls in gar keiner näheren Berührung zum Grafen stand, un beau jour nach Emmerichshofen, und wurde, wie jeder andere Fremde, auf's verbindlichste aufgenommen.

Wenige Tage nach seiner Rückkehr schrieb mir Murhard, wie er gezwungen werde, seinen bisherigen Wohnort Frankfurt, wo er so manche Jahre friedlich und glücklich verlebt, schleunigst zu verlassen, indem der Frankfurter Senat bestimmt worden sei, den ferneren Aufenthalt daselbst ihm zu versagen.

Mit diesem wahrhaft empörenden Gewaltstreiche, den man gegen einen durchaus unbescholtenen, geachteten Staatsbürger sich erlaubte, dessen bedeutendes, zum Theil in liegenden Gründen, zum Theil in Staatspapieren bestehendes Vermögen die sicherste Bürgschaft seiner nicht-revolutionären Gesinnungen abgab, hat

Frankfurt sich noch mehr, als mit der Auslieferung Massenbach's entehrt, denn diese begründete sich auf eine legale Reclamation, jene nur auf diplomatische Insinuation. Die kleinen Staaten täuschen sich sehr, wenn sie durch diese Willfährigkeit in Erfüllung der Wünsche der Mächtigeren, sich und ihre Existenz zu sichern glauben; nein, sie schaden sich dadurch, denn sie begeben sich des Rechtes, bei anderen, ihnen unangenehmeren Ansinnen ein entscheidendes Nein auszusprechen.

»Ein kleinerer Staat ist stets im Nachtheile, wenn »er sich über Gegenstände in diplomatische Verhand»lungen einläßt, die auf rechtlichem Wege abgemacht »werden konnten. Wo das Gesetz spricht, da ist voll»kommene Gleichheit, denn man hat einen festen Halt; »wo aber die diplomatische Verhandlung eintritt, wo »Negociationen Statt finden, da öffnet man Drohun»gen und Versprechungen Thür und Thor; aller Vor»theil ist demnach auf Seiten des Mächtigeren.«

Diese Worte sprach ich vor sieben Jahren mit Bezugnahme auf die Schweiz aus, und wiederhole sie hier, weil ich vorausfehe, daß die Nichtbeachtung derselben (so wie einmal, quod Deus avertat! der Deutsche Staatenbund am marasmo senili verscheidet) den freien Städten ihre Freiheit kosten wird. Der gewis-

senhafte Senat einer solchen sollte in jedem fremden Gesandten einen Danaer scheuen, und alle Verhandlungen mit selbigem möglichst öffentlich machen, und der Bürgerschaft vorlegen; denn die Oeffentlichkeit ist das einzige Mittel, wodurch man Diplomaten zurückscheuchen kann, die scheuen sie, wie Minervens Vogel das Licht.

Aber leider thun die Herren Senatoren das nicht, die Auszeichnung, mit der man sie behandelt, macht sie ganz schwindlig, das Glück, pair et compagnon mit den auswärtigen Excellenzen zu sein, besticht sie, so daß sie den Rath derselben, sich möglichst unabhängig von der Bürgerschaft zu machen, mit Freuden annehmen. So lange man ihrer bedarf, ist Alles schön und gut, sie träumen sich, die Herren derer zu sein, deren Organe sie rechtlich nur darstellen sollen; aber das Ende vom Liede ist, daß die Volksmasse ihnen fremd, ja feind wird, und nichts dagegen hat, wenn sie anstatt der Menge von Herren, nur Einen bekommt.

In einem späteren Capitel gedenke ich der gegen den Hofrath Murhard in's Werk gesetzten Intriguen umständlich; hier genügt es, zu wissen, daß er der Oesterreichischen Bundestagsgesandtschaft ein Dorn im

Auge war, weil sie ihn für den Verfasser der Artikel über den Bundestag hielt, die ab und zu in den französischen Journälen erschienen, und eben so viel Sachkenntniß, als Animosität gegen das Metternich'sche System documentirten.

Der Frankfurter Senat, dem es, sans comparaison, wie jenem armen Manne gegangen zu sein scheint, der der erstarrten Schlange ein Obdach an seinem Herde gab, wofür sie zur schuldigen Danksagung ihn am Ende aus dem Hause complimentirte, hatte sich lange gesträubt, und bald dieses, bald jenes dagegen eingewendet; als aber Alles nicht half, als der kathegorische Imperativ erscholl, da faßte er einen heroischen Entschluß, er wollte nun auch seinerseits ein Uebriges thun, und sprach: »Verjagt Ihr den Murhard, als »Agenten der Liberalen, so verjage ich den Pfeilschifter, »als Correspondenten der Ultra's!« Wie gesagt, so geschehen.

Da es dem Hofrath Murhard schwer fiel, so schnell und im stärksten Winter zu delogiren, und die Anordnung seiner Sachen einen längeren Zeitraum erheischte, als den ihm pro termino ultimo vergönnten, so sprach ich mit dem Grafen Benzel, ob der Hofrath nicht einige Zeit noch bei ihm verweilen dürfe, um so mehr, da man ihm den Aufenthalt im Darmstädtischen

(in Offenbach) abgeschlagen, und der in seinem Vaterlande Chur-Hessen nicht ganz geheuer scheine.

Der Graf, dem die Unterhaltung des unterrichteten und in der französischen Schule gebildeten Mannes recht angenehm war, erklärte sich sogleich dazu bereit, und ich reis'te demnächst nach Frankfurt, um dem Hofrath Murhard dies zu verkünden, und zugleich den versprochenen Paß vom Stickney zu erhalten.

Kelch war freundlicher als je; da er einige Zeit zuvor in Cassel sich aufgehalten, hatte er der Neuigkeiten eine übergroße Menge, und schonte dabei seinen früheren Landesherrn keineswegs. Ich läugne es nicht, daß der Eifer, mit welchem er die hierauf bezüglichen, unstreitig unwahren Scandalosa, an den Tag brachte, und womit er stets wieder auf dies Thema zurückkam, mir unangenehm war. Ein Amerikaner, meinte ich, müsse gar keinen Sinn haben für die lumpigen Personalien einer verderbten oder verschrobenen Hofwelt, und, Bürger eines freien Staates, das tief unter ihm stehende Europa sine ira et studio ansehen.

Während der acht Tage, die ich dieses Mal in Frankfurt verweilte, begaben sich noch mehrere Dinge,

die den Kelch in meinen Augen eben nicht erhöheten; er führte ein wüstes Leben, welches durchaus aller Grazie ermangelte, und selbst der wackere Stickney, der wahrlich kein Kostverächter war, schüttelte über des Kelch Schlemmen den Kopf.

Niemand kann leichter hintergangen werden, als ich; aber keimt auch erst des Mißtrauens Pflanze in mir auf, so sehe ich scharf, trotz Einem. Genug, Kelch wurde mir unangenehm, und bald darauf verdächtig.

Einen Augenblick noch gelang es ihm, mich zu täuschen, da er die Unannehmlichkeiten erzählte, die ihm wegen seiner freien Aeußerungen in Mainz geworden: eine Thatsache, deren Wahrheit Anwesende bestätigten. Als er mir aber anonyme Drohbriefe zeigte, die ihm zugesandt worden; als er sein Stammbuch mir vorlegte, worin mehrere Mitglieder geheimer Verbindungen sich eingeschrieben; als er von seiner Theilnahme am Tugendbunde und der Dörnberg'schen Insurrection sprach: da beschloß ich, wenn gleich nirgends Unwahrheit oder grobe Aufschneiderei hervorleuchtete, dennoch vorsichtig auf meiner Hut zu sein, und meinen Mann genau in's Auge zu fassen.

Meine erste Frage war: was treibt er hier? Er sagt, er will Consignationen machen, thut aber nichts als schlemmen und prassen, und steht, dem Anscheine

nach, mit keinem einzigen Handlungshause in kaufmännischer Berührung.

Er brauchte viel Geld, hatte aber keinen Creditbrief, keine Wechsel auf Frankfurt, sondern erhielt sein Geld in kleinen Summen von hundert Thalern aus Cassel. Dies war mir sehr auffallend. Da ich aber beiläufig diesen Gegenstand berührte, klagte er, wie sein Schwager, der ihm sein mütterliches Erbe auskehren solle, es ihm nur in kleinen Summen remittire.

Eines Tages glaubte ich meiner Sache gewiß zu sein, da er unvorsichtig genug gewesen, ein an ihn gerichtetes Couvert halb zerrissen auf dem Gange fallen zu lassen. Ich bedeckte es mit meinem Schnupftuche, und hob es ganz unmerklich auf. Wie staunte ich, als ich deutliche Spuren des Hessischen Löwen daran gewahrte. Sogleich begab ich mich zum Hofrathe Murhard, um diesen zu warnen; aber der vertrauende Mann lachte mich aus, hieß mich einen Geisterseher, und erklärte dies mysteriöse Couvert mit der ganz einfachen Thatsache (die Kelch ihm anvertrauet), daß der Onkel desselben, ein gewisser Heidegger, einer der ersten Beamten auf der Casseler Oberpostdirection sei, und Kelch alle entfernten Briefe sich (da selbiger portofrei) unter dessen Addresse bis Cassel, und von da unter'm Siegel der Oberpostdirection nach Frankfurt kommen lasse.

So wurde es mir unmöglich, klar zu sehen, aber mein Mißtrauen blieb, da das rüde Leben des Kelch mich empörte.

Stickney hatte mir indessen den gewünschten Paß gegeben, und Alles war zu unserer Fahrt nach Emmerichshofen vorbereitet, wohin Murhard und Kelch mich begleiten wollten. Da begab es sich, daß eines Abends spät, am Tage vor unserer beabsichtigten Abreise, ein blasser, kränklicher Mann, gleichfalls von Geburt ein Hesse, aber seit vielen Jahren in Philadelphia domiciliirt, nach Frankfurt kam, und in eben jenem Gasthofe zum Weidenbusch abstieg. Der Mann hatte Schiffbruch gelitten an der Französischen Küste, und litt noch schwer an dessen Folgen. Die zufällige Erwähnung seines Unglücks erregte mein Interesse, und da ich in ihm einen Maurer erkannte, geriethen wir bald in ein lebhaftes Gespräch über das Land, welches er eben verlassen, ich dagegen aufsuchen wollte. Kelch, der gerade an dem Tage verreis't war, hatte mir eine Liste seiner Amerikanischen Freunde gegeben, worauf der Name eben dieses Herrn mit verzeichnet war. Dies brachte mich darauf, des Kelch's Erwähnung zu thun, und die Liste ihm mitzutheilen. Die ernsten, bald wegwerfenden, bald verdrießlichen Blicke, mit denen er die Namenreihe durchging, machten mich unruhig; ich

fragte ihn: ob er etwas gegen die genannten Herren auszusetzen fände? und da er nur ein lakonisches: Upon my soul and honour, not at all! darauf erwiederte, stieg meine Unruhe immer mehr. Ich bat ihn daher, mir als Bruder die Wahrheit zu sagen, und da gestand er denn, daß Kelch's Empfehlungen eben nicht geeignet sein würden, mir freundliche Aufnahme zu verschaffen, da er kürzlich erst fallirt habe, und überhaupt dorten nicht sehr geachtet gewesen sei.

Jetzt war mir Alles klar. Kelch konnte nichts Anderes sein, als ein Spion der Hessischen Polizei, der er als Pseudo-Amerikaner gute Dienste zu leisten versprach. Schnell eilte ich zum Murhard, theilte diese wichtige Nachricht ihm mit, und bat ihn, ja nicht mit dem Kelch, ja nicht durch das Hessische zu reisen. Doch des wohlwollenden Mannes Vertrauen stand zu fest; er blieb dabei, das sei nicht möglich, wenn aber auch die gedachten Nachrichten wahr, wenn denn nun wirklich der Kelch ein fraudulenter Banquerouteur, so wäre doch keine Berührung zwischen ihm und der Polizei denkbar. Im schlimmsten Falle aber habe er (Murhard) doch nichts zu besorgen, denn wenn die Hessische Regierung seiner begehre, dürfe sie es ihn nur wissen lassen, er werde auf Verlangen zu jeder Stunde sich stellen.

Alle meine Bitten, alle meine Warnungen waren umsonst. Mir blieb nichts übrig, als mit einer herzlichen Umarmung von dem Manne zu scheiden, den ich, durch sein zu großes Vertrauen in sein gutes Recht und fremde Menschen, in's Unglück rennen sah.

Ich überlegte nun, was ich anzufangen. Zurückkehren in den Gasthof, wäre Tollheit gewesen; so wie Kelch dem anderen Amerikaner begegnete, mußte er vor Entdeckung besorgt sein, und dann war es mehr als wahrscheinlich, daß er, um wenigstens Einen zu fangen, meine augenblickliche Arrestation veranlaßte.

Nachdem ich bei einem zuverlässigen Bekannten einige Stunden verweilt, um meine Sachen aus dem Gasthofe fortzuschaffen, machte ich mich per pedes apostolorum auf den Weg nach Emmerichshofen. Doch war ich so vorsichtig, mit keinem Fuße das Churhessische Gebiet zu betreten, und auf dem linken Mainufer bei Seligenstadt mich übersetzen zu lassen.

Am Abend darauf erwarteten wir den Murhard; aber er kam nicht. Am folgenden Tage erst vernahmen wir, wie er auf seiner Durchreise in Hanau, im Gasthofe zum Riesen, arretirt, und sogleich über Fulda nach Cassel transportirt worden sei.

So herzlich ich des vertrauenden Mannes Mißgeschick auch bedauerte, so konnte ich doch nicht umhin, der eignen, nur wie durch ein Wunder erlangten Sicherheit mich zu erfreuen.

In einem späteren Capitel werde ich manches, bis jetzt noch Dunkle dieser Begebenheit, aufklären, um dadurch den Abscheu gegen die geheime Polizei und das Unwesen der Spione im Deutschen Volke und — wo es wol noch mehr nöthig thut — unter den Deutschen Fürsten, zu verstärken.

Letztere Worte sind nicht leichtsinnig ausgesprochen, sie beziehen sich leider auf bestimmte Thatsachen. Ein geistreicher Fürst, dem zum Glücke nichts fehlt, als der Wille, es zu ergreifen, steht auf dem Punkte, dieser Pest den Eintritt zu vergönnen, und nichts verzögert den desfallsigen Beschluß, als die Scheu vor den Kosten.

O möchte er das fünfte Capitel dieses Buches lesen, möchte die unglückliche Hessische Drohbriefgeschichte als warnendes Beispiel ihm dienen!

Zweites Capitel.

Schwierigkeiten meiner Lage. — Abreise von Emmerichshofen. — Meine Fahrnisse als reisender Engländer. — Engländer, Irländer und Schotten. — Der Freiherr Truchseß von der Bettenburg. — Die Residenzstädte, der Fluch des Landes. — Große Veränderung meiner Absichten, eine Folge der Mittheilung mancher den Congreß von Verona betreffenden Thatsachen. — Ueber den Charakter und die Denkart des Kaisers Alexander und des Fürsten Metternich. — Mein Anerbieten an den Kaiser von Rußland.

Guter Rath war jetzt, wenn er, nota bene, ausgeführt werden sollte, theuer. Denn das Vorgefallene bewies bis zur Evidenz die Richtigkeit meiner Vermuthung, daß der Amerikaner Kelch ein ganz gemeiner Spion der Churhessischen Polizei gewesen, als agent provocateur von ihr nach Frankfurt gesendet. Ich konnte demnach jeden Augenblick meiner Haftnehmung gewärtig sein, wenn, wie dieses mehr als wahrscheinlich war, die Hessische Regierung die Baierische von meinem Aufenthalt in Emmerichshofen in Kenntniß setzte.

Die Jahreszeit war wenig geeignet, die Flucht zu begünstigen, denn der harte Frost und der reichlich gefallene Schnee machten die versteckteren Fußpfade über die Gebirge ganz unzugänglich, und der großen Landstraße zu folgen war eben nicht rathsam. Hiezu kam noch, daß meine Gesundheit durchaus zerrüttet war, und ein großes Gewächs am Hinterkopfe — Folge der schlechten Behandlung in den Turiner Gefängnissen — eine baldige Operation dringend erheischte.

Es ist schwerer, in Deutschland den Verfolgungen sich zu entziehen, als in jedem anderen Lande; nicht etwa, weil die Polizeien besonders aufmerksam, und die Behörden sehr pflichteifrig sind — alles dies ist in Italien und Frankreich bei weitem mehr der Fall — sondern nur, weil das Publicum, diese Mutter Gäa, die Allen Kraft und Hülfe giebt, nicht an politische Verbrechen gewöhnt ist.

Ohne Zweifel darf man im Allgemeinen dem Charakter und der mitleidigen Theilnahme des Deutschen mehr trauen und zutrauen, als denen des Italieners, Franzosen oder Schweizers; aber er beweiset bei diesem Falle so wenig Theilnahme, weil er, wenn er von Flüchtlingen oder von Gefahr der Verhaftung reden hört, sich einbildet, es sei von einem Morde, oder wenigstens doch von einem Diebstahle die Rede.

So traurig nun auch diese Thatsache für den Einzelnen ist, den sie grade berührt, so erfreulich ist sie, wenn man davon auf das Ganze schließt. Sie giebt ja den unumstößlichen Beweis ab, daß man das Motiv solcher Flucht, die Veranlassung solcher Gefahren nicht anerkennt, und berechtigt somit zu dem Schlusse, daß jene angeblichen Mängel und Gebrechen der Staatsverwaltung, gegen welche jene Unglücklichen sich auflehnten, entweder gar nicht vorhanden, oder doch nicht so gar arg und unerträglich sind.

In Deutschland, und überhaupt im Norden, kennt man nur einen einzigen Grund, der einen honetten Mann zur Flucht bestimmen könnte: dies ist der unglückliche Ausgang, oder der Eclat eines Duells. Duellanten glaubt man jeden Vorschub zu leisten verpflichtet zu sein, besonders wenn die Ursache des Kampfes in politischen Ansichten beruhte, oder wenn auch nur solche untergeschoben werden können. Einen frappanten Beleg beut uns die Geschichte des bekannten Rittmeisters von Goschitzky dar, nach dessen unglücklichem Duell mit dem Obersten von Thiele, Männer wie Martin und Hornthal sich öffentlich zu seiner Vertheidigung erboten.

Dieses günstige Vorurtheil beschloß ich jetzt zu benutzen, und nur der kann mir dies verargen, der alle

und jede noch so unschuldige Täuschung, die der Unglückliche zur eignen Rettung unternimmt, als unmoralisch verdammt. Ich hielt dies um so weniger für unerlaubt, da ich hiedurch Jeden, der sich hülfreich mir erwies, im Falle der Entdeckung von der schwereren Verantwortlichkeit befreiete, einem politischen Verbrecher Schutz verliehen zu haben.

Aber vergebens dachte ich darüber nach, zu Wem ich mich begeben könnte; mir fiel Niemand ein, der entfernt und abgelegen genug wohnte, mir einen verborgenen Aufenthalt zu gewähren, und doch nicht zu entfernt, um mit Sicherheit dahin gelangen zu können. Endlich gedachte ich der Worte, mit welchen eine edle Frau in der Schweiz mich entlassen: »Wenn Sie nicht »wissen, wo aus oder ein, so eilen Sie nach Franken, »gehen hin auf die Bettenburg, zum alten Freiherrn »Truchseß, und bringen ihm einen herzlichen Gruß »von mir. Er nimmt — das weiß ich — Sie dann »freundlich auf.«

Der Graf Benzel, dem ich meine Idee mittheilte, billigte sie durchaus, und persönlich dem alten Truchseß bekannt — dem er auch seinen alten Adam dedicirt hat — versprach er mir, ihm meine Ankunft brieflich zu melden, und mir dadurch eine freundliche Aufnahme zu bereiten.

Mit dem wärmsten Danke schied ich vom Grafen, der mehrere Monate mich gastlich aufgenommen, und ergriff neuerdings den Wanderstab, um unter anderem Namen und in veränderter Gestalt eine neue Zufluchtsstätte mir zu gewinnen. Um etwanige Verfolger auf eine falsche Fährte zu bringen, ging ich bei Seeligenstadt über den Main, und nahm dort einen Wagen bis Werthheim. So hoffte ich, ganz unbeachtet über Würzburg und Schweinfurt das Ziel meiner Reise erreichen zu können, durch mein Incognito und Pässe als Engländer gegen jede Entdeckung gesichert.

Aber! aber! Lügen haben kurze Beine. Beinahe wäre mein Rettungsproject im Anbeginn schon gescheitert, weil ich dabei nur auf Deutsche, nicht aber auf Engländer Rücksicht genommen.

Gegen drei Uhr Nachmittags langte ich in Werthheim an, wo Menschen und Vieh der Erquickung bedurften, und längerer Aufenthalt demnach nöthig war. Ich nahm mir vor, hier echt englisch zu debutiren, d. h. über Alles zu schelten, nichts gut zu finden, dabei aber entsetzlich zu essen, zu trinken und grob zu sein. Den weißen Hut auf dem Kopfe, den Kutscher wegen des von ihm geforderten Trinkgeldes schimpfend, be-

reit, dem Streit durch ein Gottesurtheil, eine Vorpartie, auszumachen, und einige Damn' his eyes mit gehörigem Pathos murmelnd, trat ich in's Zimmer. Hienach, und da die, zahlreich am Tische versammelte Gesellschaft mich weder zu einer Begrüßung, noch den Hut abzunehmen bestimmen konnte, war der Wirth schnell davon überzeugt, daß ich ein so echter Engländer sei, als nur je Einer in's Städtchen Werthheim gekommen.

A Bottle of Port, und da dieser nicht vorhanden, some old Hock (Rheinwein) verlangend, warf ich mich auf das Sopha, und unbekümmert, daß ich den schön geblümten Zitz mit meinen Reisestiefeln beschmutzen würde, streckte ich die Beine ihrer ganzen Länge nach darauf aus. »Dinner in my own room!« [1]) donnerte ich dem erschrockenen Waiter, der meine Befehle zu vernehmen kam, entgegen, und als dieser mir aus hundert Gründen die Unmöglichkeit, meinem Wunsche zu willfahren, deducirt hatte — von denen schon der Eine, daß Keines frei sei, vollkommen genügend gewesen wäre — setzte ich mich so ungeschickt an den Speisetisch, daß ich meine Nachbarin, die ich, wie natürlich, deshalb nicht um Verzeihung bitten durfte, schier unsanft berührte.

---

1) Apartes Zimmer zum Essen.

Vorsichtig der Regel eingedenk, mich als die Hauptperson am Tische zu betrachten, und daher beim Zulangen und Aussuchen der besten Bissen jede Rücksicht auf meine Nachbaren aus den Augen zu setzen, verzehrte ich mit großem Appetite eine bedeutende Masse excellenten Bratens, und spülte sie auf höchst unästhetische Weise mit correspondirenden fluidis herunter.

Meine real english appearance hatte eine allgemeine Pause hervorgerufen, die ich selbst zuerst unterbrach, indem ich meinen Nachbar, von dem ich hoffen durfte, es sei kein Engländer, mit den Worten apostrophirte: »Damn'd country for travelling! Nothing »good at all! No beef, no wine![2]) You are a German, »I dare say?[3])

Wie wurde mir aber, als meine zuvor von mir mit Füßen getretene Nachbarin — auf der anderen Seite — in so reinem Englisch, daß gar kein Zweifel

---

2) Auffallend ist es, und der näheren Beleuchtung etymologisirender Gastronomen nicht unwerth, daß die Engländer, wenn sie schon für die Küchenthiere (hierunter verstehe ich die zahmen vierfüßigen Thiere, die verspeiset werden) so lange sie noch am Leben, Englische Benennungen haben, sobald sie geschlachtet sind, Französische Worte entlehnen. Beef, veal, pork, mutton.

3) Verdammtes Land zum Reisen! Nichts Gutes vorhanden! Kein Fleisch, kein Wein! Sie sind doch aus Deutschland?

über ihre Herkunft obwalten konnte, spöttelnd die Worte mir entgegnete: »»No Sir, we are English; but I dare »»say, You are from this country!««[4])

Armer, armer John Stickney! rief ich mir zu, wie wird es Dir jetzt ergehen? Muß Dein Unglücksstern Dich denn gleich beim Beginn Deiner Laufbahn ereilen, und parlante Irländerinnen Dir entgegenführen, so daß Du beim ersten Debut schon durchfällst.

Doch no matter! il fallait faire bonne mine au mauvais jeu. — Meine Kopfbedeckung schnell abnehmend, war ich über das Zusammentreffen mit meinen Landsleuten ganz entzückt, und gab mich für einen Irländer by birth aus, der jedoch, auf dem Continente erzogen, seine Muttersprache etwas vergessen. — Mein ungezogenes Benehmen entschuldigte ich damit, daß ich sie für Deutsche gehalten, und unähnlich darin dem Turenne[5]) war ihnen dies vollkommen genügend.

---

4) Nein, mein Herr, wir sind Engländer. Aber fast möchte ich glauben, Sie wären aus diesem Lande.

5) Die Anekdote ist bekannt, daß Turenne eines Tages in Hemdesärmeln zum Fenster herausschaute, und von seinem Kammerdiener einen derben Schlag ad posteriora empfing. Aergerlich drehete er sich um, und der über seinen Mißgriff zitternde Bediente konnte nichts als die Worte hervorstammeln:

Es möchte dem Leser vielleicht auffallen, woran ich so schnell die Irländerin, diese aber den Nicht-Engländer erkannte. Die wenigen Worte konnten weder sie, noch mich verrathen haben, und mein Benehmen — wird der Kenner sagen — war doch das eines echten John Bull! Ein flüchtiger Blick auf meine Hand lös'te mir das Räthsel. Ich Thor hatte nicht bedacht, daß kein Engländer oder Amerikaner je die Gabel in die rechte Hand nimmt, und hiedurch war mein Incognito verrathen.

Das andere Räthsel wird Jeder lösen können, der viel mit Britten verkehrte. — Engländer sind nicht so gesprächig, daß sie leicht in eine Conversation eingingen, oder gar Fragen beantworteten, die nicht einmal direct an sie gerichtet sind.

Die Engländer, Irländer und Schotten sind, dem Charakter wie der ganzen Lebensweise nach, grundverschiedene Nationen; und eben weil die meisten Reisebeschreiber stets nur ganz allgemein von einem Englischen (Großbritannischen) Volkscharakter reden, will ich obigen Unterschied hier andeuten.

»Pardon, Monseigneur! Je croyais que c'était le »Garçon de cuisine!«

»»Et si c'était le Garçon de cuisine«« — entgegnete der Held — »»il ne fallait pas frapper si fort!««

Der Irländer hat die größte Aehnlichkeit mit dem Franzosen, und noch dazu mit dem französischsten Franzosen, dem Bewohner der Garonne. Er ist vorlaut, schnell beleidigt, aber auch wieder versöhnt, voll von seinen königlichen Ahnen und Besitzungen, und wenn er auch keinen Heller im Beutel hat, doch nicht minder großthuerisch und prahlend. — Dabei ist er witzig und dienstfertig, und gegen den Fremden eben so zuvorkommend, ja zudringlich, wie der Engländer wortkarg und abstoßend.

Ganz anders der Schotte, der stets ruhig und besonnen, bei Allem was er vornimmt, nicht, wie der Engländer, die Befriedigung seines Selbstgefühls, oder, wie der Irländer, die Befriedigung seiner Eitelkeit und Leidenschaften, sondern nur seinen Vortheil vor Augen hat. — Verschlagen (cunning) und unterrichtet begiebt er sich, ähnlich hierin dem Böhmen, in das reichere Nachbarland, und hascht und strebt nach Geld und Stellen. Wie der Schweizer aber, vergißt er nie über die Fremde, die Heimath, und hat er genug zusammengescharrt, so kehrt er sicherlich wieder zurück, und beginnt ein neues, vom früheren ganz verschiedenes Leben. So lange der Schotte in England, ist er knickerig, habsüchtig und verschlossen. Aber daheim ist er gastfrei, offen und gern mittheilend. Namentlich

sagt er dem Deutschen zu, wegen seiner eben so gründlichen, als vielseitigen Bildung, und wegen seines minder fühlbaren Geld- und Geburts-Stolzes [6]), wodurch er vortheilhaft vom Engländer sich unterscheidet.

Dem Deutschen, der in Großbritannien mit eigentlicher Annehmlichkeit verweilen will, ist der Aufenthalt in Edinburg vor Allem anzurathen, welches als vorzüglicher Bildungssitz, dem Geld- und Adels-Platze London bei weitem vorzuziehen ist. Die Edinburger Gelehrten machen einen Theil der großen Gelehrtenrepublik aus, die Londner bilden einseitig einen Staat im Staate. Ich bin weit entfernt, ein Urtheil über die Vorzüglichkeit Beider an sich fällen zu können; ich rede nur über den Verkehr mit ihnen.

Ohne weitere Gefährde gelangte ich, größerer Sicherheit wegen, bald reitend, bald gehend oder fahrend,

---

6) Man könnte dies unwahr glauben, weil eben der Schottische Geburtsstolz sprichwörtlich geworden ist; ich läugne ihn auch nicht ab, und bemerke nur, daß er minder fühlbar ist. — Da es nämlich wenig Schneider oder Schuster, namentlich in der nördlicheren Gegend giebt, die sich nicht, wenn auch nur im funfzehnten Grade, mit den ersten Pairs des Reichs verwandt wissen oder wähnen, so neutralisirt der Eine den Anderen.

am vierten Tage zur Bettenburg, einem alterthümlichen Ritterschlosse, welches meilenweit von jeder Stadt oder jedem größeren Orte entfernt, in einer der schönsten Gegenden des herrlichen Frankenlandes, auf der geraden Linie zwischen Schweinfurt und Coburg, liegt.

Es war um die Mittagszeit, als ich dort eintraf; eine Menge von Hunden verkündete vorlaut meine Ankunft, und geleitete mich, jedoch mehr neugierig als unzufrieden bellend, die Steigen hinauf. In der sicheren Hoffnung, durch des Grafen Benzel Schreiben schon gemeldet zu sein, ließ ich durch den Diener nur sagen: »Der bewußte Fremde sei da, und bitte den Besitzer »um einige Augenblicke geneigtes Gehör.«

Eine, wenn gleich von den Jahren gebeugte, so doch ehrwürdige Gestalt trat jetzt aus dem Nebenzimmer hervor und sagte: »Der Diener bringt mir da eine »Anmeldung, woraus ich nicht klug werden kann. Was »steht zu Ihren Diensten, mein Herr?« Ueber diese Anrede etwas verlegen, verwies ich ihn an gedachtes Schreiben. Doch, wie ward mir, als er keines empfangen. Es bedurfte jedoch dessen nicht mehr, als ich ihm den früher erwähnten Gruß gebracht und ihn an einige frohe Stunden aus früheren Jahren erinnert; mit jugendlicher Wärme ergriff er da meine Hand und hieß mich herzlich auf der Bettenburg willkommen.

Dem vertrauenden treuherzigen Greise eine Unwahrheit über meine Lage berichten, das hätte ich nicht vermocht. Ich sagte ihm nur: »Ich sei nicht der, wofür ich mich ausgebe, brauche aber meines Geheimnisses mich nicht zu schämen,« und das war ihm mehr als genügend. Aehnlich den Homerischen Helden, nahm er ohne Wer? und Woher? den Fremdling gastlich auf, und selbst beim längeren Aufenthalte, ja beim Abschiede fiel es ihm nicht einmal ein, zu fragen:

»Wer und woher der Männer? Wo hausest Du?
Wo die Erzeuger?«

Es giebt, wenn gleich sehr selten nur, einzelne, hochbegabte Männer, deren sittliche Würde und Anmuth selbst der Schmähsucht und dem Neide imponiren, und in deren unbedingter Anerkennung Alle, so Freunde wie Feinde, sich vereinen. Solch ein seltener Mann war der Freiherr von Truchseß, unter der Benennung: »der alte Truchseß von der Bettenburg« weit und breit bekannt. Grundzug seines Charakters war jener ritterliche Sinn, wie ihn uns mehr noch die Schilderung der Minnesänger und Troubadours, als die Wirklichkeit darbeut. Von eiserner Festigkeit, wo es Recht oder Unrecht, Wahrheit oder Lüge galt, jeder Verstellung, jeder Heuchelei unerbittlicher Feind, war er dennoch unendlich milde, ja eigentlich weich gestimmt, und

hatte für den Unglücklichen mehr als die nackte Hülfe — eine mitfühlende Thräne. Jedem Menschen stand die gastliche Burg offen, vor allen aber dem Dichter und Sänger; Jean Paul, Schiller, Voß, Wagner, Rochlitz waren ihm die liebsten Freunde gewesen, und in neuester Zeit noch horchte er freudig den tiefgefühlten Klängen seines theuern Houwald, dem orientalischen Schwunge seines Lieblings, Freimund Reimar.

Truchseß kannte nicht das Glück der Ehe! Ob er es nie gesucht, oder warum es ihm nicht geworden, wird seinen Freunden vermuthlich klar sein; aber auffallend mußte es Allen erscheinen, die, ohne diese Gründe zu kennen, des alten Freiherrn zarte Verehrung des schönen Geschlechts, seinen wahrhaft jungfräulichen Sinn gewahrten, der in jeder Beziehung des Lebens sich kund gab.

Zu bewundern war die Heiterkeit, mit der der herrliche Greis sein Leiden trug, da eine verunglückte Staaroperation ihn mit gänzlicher Blindheit bedrohete, und ihn schon jetzt eines seiner liebsten Genüsse, der Lectüre, beraubte.

Die obengedachten Freunde seiner Jugend, zu denen man auch den trefflichen Herzog von Meinungen zählen darf, waren alle heimgegangen; aber unähnlich

darin den meisten Greisen, übertrug er die ihnen geweihte Liebe auf seine späteren Freunde, ohne ihrem Andenken sie zu entziehen. Mit wahrer Begeisterung umfaßte er jedes neu emporkeimende Talent im Deutschen Vaterlande, und unfähig, wie unwillig, seine Gefühle zurückzudrängen, trieb es ihn, seinen Dank ihnen darzubringen, mochten sie auch noch so ferne, noch so fremd ihm sein.

Truchseß bewies durch sein Beispiel, wie die Regierungen die Gutsherren wol ihrer äußeren Rechte, ihres directen Einflusses auf ihre Unterthanen, aber nicht zugleich ihrer moralischen Macht über selbige berauben konnten, und wie es nicht sowohl die Minister, als die begüterten Adeligen selbst sind, welche der Aristokratie in unserer Zeit den Gnadenstoß gegeben.

Wohl den Gegenden, wo es, wie im Frankenlande, keine Haupt- und Residenzstadt giebt, welche den reichen Adel an sich zieht. Dort lebt er noch, seiner Bestimmung gemäß, auf seinen Gütern, sich, wie den Unterthanen zum Frommen.

Wenn schon von der Anmaßung entfernt, die Mächtigen der Erde belehren zu wollen, und von dem Glauben, sie belehren zu können, wage ich dennoch ei-

nige Bemerkungen über die — sit venia verba! — Affenliebe zu sagen, mit der die Landesväter heutiges Tages die Hauptstädte behandeln.

Im Mittelalter war es ganz etwas Anderes, da thaten die Fürsten wohl daran, den übermächtigen Adel in die Städte und an das Hoflager zu ziehen, um ihn unter steter Obacht zu haben, und seine Macht zu schwächen, indem sie die der ihnen ergebenen Städte dadurch mehrten. Aehnliche Politik war es, wonach vor wenig Decennien noch alljährlich ein Russischer Großer nach Warschau ging, und dort den unsinnigsten Aufwand an den Tag legte. Die reichen Polen, unwillig, von dem verhaßten Fremdlinge an Pracht verdunkelt zu werden, ruinirten sich dann, um es ihm zuvor zu thun, um die Wette, und Rußlands Beherrscherin erreichte so ihren Zweck.

Frankreichs Beispiel hat gezeigt, wie gefährlich die Suprematie der Residenzstädte werden kann, denn die Pariser Municipalität beherrschte das Land, machte die Revolution, und ohne den Pöbel (dieses Excrement der großen Städte) wären solche Gräuel unmöglich gewesen.

Der Reichthum der Städte ist der Verderb des Landes, wenn sie nicht anders den Reichthum erzeugen (Manufacturorte), oder vom Auslande an sich ziehen

(Handelsstädte). Entweder aus dem thörichten Wahne, mit großem äußeren Glanze auftreten zu müssen, oder auch aus Mißverstand, ziehen die legitimen Fürsten heutiges Tages noch den reichen Adel in die Residenz, und fesseln ihn dort durch Militair- oder Hofchargen. Sie freuen sich über den Aufwand, den er daselbst macht, und encouragiren ihn gleichsam dazu, sich zu ruiniren.

Anstatt, daß der Adel, wenn er auf seinen Gütern lebte, das physische und moralische Wohl seiner Bauern fördern, und gleichzeitig sie und sich bereichern könnte, richtet er sich jetzt gemeinschaftlich mit ihnen zu Grunde. Um die gewohnte Figur zu spielen, reichen bei minder erträglichen Jahren die Renten nicht hin, und aus point d'honneur muß er sich in Schulden stürzen. So verliert der Adel mit seinem Vermögen auch seine ganze Selbstständigkeit, und der Monarch, der den reichen Vater in die Residenz zog, damit sein Vermögen dort circulire, hat das Vergnügen, die armen Söhne mit Sinecures zu füttern, damit sie nur nicht betteln gehen.

Residenzstädte sind eine Charybdis, die den einmal verschlungenen Raub nicht wieder fahren läßt. Der Reichthum kleinerer Städte wird Gemeingut der ganzen Umgegend, denn die dort gewonnenen Capitalien

kehren, theils zu Anlehen, theils zum Ankaufe benutzt, aufs Land auch wieder zurück. Aber die in den Residenzen verpraßten Summen gehen theils für Luxusartikel in's Ausland, theils dienen sie dazu, jene gefährlichste Gattung der Capitalisten zu begründen, die durch ihr Börsenspiel *) die Geldcirculation des ganzen Landes in's Stocken bringen. — Die Regierungen, zufrieden, das Geld des ganzen Landes dem Hauptorte zuströmen zu sehen, kümmern sich wenig darum, daß sie jenen Wilden gleichen, die, um die Frucht des Baumes zu erlangen, den Stamm an der Wurzel fällen **).

Wo es den Ministern nicht gelingt, den hohen

---

*) Die fluchwürdigste Erfindung neuerer Zeiten ist das System der Anleihen, und des eng demselben verwandten Papiergeldes. Niemand hat Nutzen hievon gezogen, als die absolute Gewalt, die hierin ein Mittel entdeckt hat, dem armen Volke ganz unmerklich das Fell über die Ohren zu ziehen. — In alten Zeiten strebten die Fürsten, den unvermutheten Ausgaben durch einen baaren Schatz zu Hülfe zu kommen, und dachten daher in den sieben fetten Jahren daran, zurückzulegen für die sieben mageren. Jetzt hingegen, wo eine Anleihe (oftmals mit anderen Worten: falsche Papiere) so leicht sich machen läßt, geht ihre ganze Staatsökonomie dahin, so lange mit dem Ertrage der Einen Anleihe auszukommen, bis die zweite contrahirt wird.

**) Quand les Sauvages de la Louisiane veulent avoir du fruit, ils coupent l'arbre au pied et cueillent le fruit. Lettres édifiantes, Recueil II. pag. 315.

Adel durch den Köder zarter Worte, durch leere Titel und schale Versprechungen an sich zu ziehen, da greifen sie zu einem anderen Mittel, gemeinsam mit jenem es verbindend. — Sie nehmen dem Gutsherrn alle und jede Gerechtsame, säen Streit und Hader aus zwischen ihm und seinen Unterthanen, und cujoniren den Mann, der vielleicht vor Kurzem noch ihr Souverän war, durch ihre Beamten (die Herren Land- und Kreisräthe, Landrichter u. s. w.) dergestalt, daß er Gott dankt, wenn er in der Stadt ein Asyl findet, wo er all' diesem Aerger entgeht.

Die Nahrungslosigkeit der kleineren Städte, der Mangel an Betriebscapital auf dem Lande, und das allgemeine Klagen über schlechte Zeiten, haben alle in demselben Mißgriffe der Regierung, in dem Sturze der Aristokratie und der Präponderanz der Demokratie ihren Ursprung *).

Bei meiner Ankunft auf der Bettenburg war es nur meine Absicht gewesen, so lange dort zu verweilen,

*) Den Leser, der diese Zeilen mehr als flüchtig durchlieset, und Einzelnes darin seiner näheren Beleuchtung nicht unwerth findet, bittet der Verfasser, die von ihm herausgegebenen Lucubrationen eines Staatsgefangenen hiemit zu vergleichen.

bis neue Päſſe und Geldrimeſſen ankämen, die mich in den Stand ſetzten, die weitere Reiſe anzutreten. In Leipzig wollte ich mich dann operiren laſſen, um, nach wieder erlangter Geſundheit, über Hamburg und England nach Nordamerika zu gehen. Das ganze Treiben in Europa ekelte mich an, und ſehnlichſt wünſchte ich den Augenblick herbei, wo Meere vom Continente mich trennen würden.

Meine Anſichten ſollten eine merkwürdige Veränderung erleiden.

Durch das gemüthliche Stillleben auf der Burg kehrte auch in mein tief verwundetes Gemüth, ſeit langen Jahren zum erſten Male, Ruhe und Frieden wieder zurück. In dieſem ruhigen Porte erachtete ich mich wie herausgeriſſen aus den Irrthümern der Zeit, und warf einen ungetrübten Blick auf die Vergangenheit. Für den Augenblick in vollkommener Sicherheit, und im Beſitze von Mitteln, die mich jeder Sorge für die Zukunft überhoben, trat ich heraus aus der Gegenwart, und ſah ſie mit unbefangenem Auge an.

Viel Frohes erſchauete ich nicht. Die meiſten Länder, wie Deutſchland, Frankreich und Italien, boten nur einen traurigen Anblick dar, an wirklichen und eingebildeten Uebeln laborirend.

Jetzt, wo weder Leidenſchaftlichkeit meinen Kopf

irre leiten, noch Parteimenschen mein Gemüth erbittern konnten, mußte ich eingestehen, daß die Schuld nicht allein an den Regierungen, sondern vielfach auch an Denen läge, welche es sich zum Geschäfte gemacht, eine bessere Zeit herbeizurufen. Mißtrauen war der Fluch der Zeit, der den Gang der Regierungen lähmte, und sie zu tausend Maaßregeln bestimmte, die das Uebel nur noch schlimmer machten. Die Fürsten, freisinnige Meinung vielfach mit revolutionärer Absicht verwechselnd, traueten nicht ihren eignen Räthen. Diese betrachteten Einer den Anderen mit besorgten Blicken, und das Volk trauete weder Fürsten noch Räthen. Einige Regierungen waren willig genug, manchen anerkannten Uebelständen abzuhelfen, aber sie wagten es nicht, damit es den Anschein nicht habe, als wollten sie der feindlichen Partei Concessionen machen; die meisten aber tappten umher, wie Kinder beim Blindekuhspiele, und griffen ohne Unterschied Freund und Feind an. Dauerte dieser Zustand noch lange also fort, so mußte die stets zunehmende allgemeine Unzufriedenheit eigentliche Gährung und einen gewaltsamen Umsturz herbeiführen.

Kaum war dies Alles mir klar geworden, als es mir Schlechtigkeit erschien, in diesem Augenblicke, einem Feigen gleich, Deutschland zu verlassen, und ein glückli-

ches Schlaraffenleben in Amerika zu führen. Ich hatte dazu beigetragen, den Zustand zu verwirren; ich konnte, ich mußte den Knoten zu lösen versuchen.

Mag es Vermessenheit mit allem Fuge genannt werden, daß ich in früherer Zeit den eitlen Wahn hegte, durch Theilnahme an allen geheimen Gesellschaften einen Vermittler der Parteien abgeben zu können, und dadurch das Räthsel der Zeit zu lösen. Mein jetziger Plan war untrüglich, und hätten Zufälligkeiten nicht denselben zu Schanden gemacht, so wäre Friede und Vertrauen in Deutschland zurückgekehrt, ohne daß Hunderte ausgezeichneter junger Leute unglücklich geworden. Doch vielleicht war es auch schon zu spät, vielleicht mußten diese Beispiele statuirt werden, damit das revolutionäre Uebel radicaliter ausgerottet würde.

Was dem anfänglich nur unbestimmten Wunsche eine feste Richtung gab, und den Weg mir vorschrieb, den ich desfalls zu betreten, war ein sehr detaillirter Bericht, den ich um diese Zeit über die Verhandlungen auf dem Congresse von Verona empfing, und worin namentlich Alles, meine Person Betreffende, auf's genaueste angegeben war.

Damit man meine Angaben nicht für unglaublich erachte, muß ich einige Notizen hier vorausſenden, worüber man das ausführliche Detail in dem Abschnitte

dieses Bandes finden wird, wo ich von meiner letzten Haft in Wien rede.

Im Frühlinge des Jahres 1822 schon war das Oesterreichische Cabinet von der wahren Beschaffenheit der revolutionären Umtriebe in Deutschland, Italien und Frankreich auf das genaueste in Kenntniß gesetzt, und zwar, wie ich dies keinesweges läugnen will, durch mich. Während alle anderen Mächte noch im Finsteren tappten, war der Fürst Metternich ganz au fait, und ich kann, ohne Unbescheidenheit, wol behaupten, daß das Vertrauen, welches man meiner Kenntniß wie meinem Urtheil schenkte, nicht wenig zu jenem ruhigen, zuversichtlichen Gange beigetragen hat, welchen die Oesterreichische Politik in jenen Jahren bewahrte.

Mein Memoire über den revolutionären Andrang der Völker, und die Hoffnung der Parteien, durch die Begünstigung dieser oder jener Großen der Erde, kam — wofür mir das Ehrenwort bürgte — nur drei Männern zu Gesicht: dem Fürsten von Metternich, dem Grafen Mercy, und zuvörderst dem Grafen Bubna. Weit entfernt, hierob auch nur die geringste Begünstigung mir zu erbitten, verlangte ich, daß man dem Rechte seinen ungehinderten Lauf lasse, daß man auf keinerlei Weise sich für mich verwende;

— denn so nur konnte ich mit Ehren, so nur mit Nutzen der guten Sache dienen.

Dies mein Verlangen ist auch im vollsten Umfange des Sinnes gehalten, so daß selbst das Oesterreichische Polizeiministerium bis zum letzten Augenblicke keine Ahnung von dem hatte, was in Mailand von mir dem Fürsten communicirt worden.

Folgendes kam jetzt zu meiner Kenntniß. Auf dem Congresse von Verona war von mir die Rede gewesen, und der Kaiser Alexander hatte den Wunsch geäußert, möglichst genaue Auskunft über mich zu erhalten. Zu diesem Ende war der Graf de Serre, damaliger Französischer Ambassadeur in Neapel, berufen worden, um, was er von mir wisse und halte, mitzutheilen. Was er sagte, mußte mein ganzes Verhältniß nur noch unerklärlicher machen. Ich hatte dem de Serre die Constitutionsurkunde des Comité directeur mitgetheilt, dies bewies meinen genauen Zusammenhang mit selbigem; ich hatte ihn von dem Plane, den König von Frankreich zu ermorden, in Kenntniß gesetzt, dies zeigte meine legitime Gesinnung an. Nun kam aber die Criminal-Commission von Mailand hinzu, mit den Beweisen, daß ich in noch späterer Zeit das General-Inspectorat der Carbonaria übernommen, und daß ich selbst vom Gefängnisse aus mit der revolutio-

nären Partei in fortdauernder Berührung stehe.

Dies Alles zusammengenommen machte selbst den Grafen de Serre an mir irre, der überdies durch die schändlichste Intrigue gegen mich persönlich erbittert worden. Leidenschaftlich, wie er war, klagte er sich selbst an, mir unwissentlich vielen Vorschub geleistet zu haben, und bekannte frei, von mir getäuscht zu sein. Der Kaiser, dem solch Benehmen eines zwanzigjährigen Jünglings fast unglaublich schien, legte jetzt die größte Wichtigkeit auf meine Angelegenheit, und begehrte — was schon früher durch den Grafen Moncenigo geschehen war — meine Auslieferung an Rußland.

Da es dem Fürsten Metternich nicht gestattet war, den wahren Zusammenhang der Sache zu schildern, so mußte er jetzt, wollte er nicht anders sich selbst durch sein Interesse für einen Revolutionär verdächtig machen, mich ganz fallen lassen. Dies geschah. Da er mich jedoch ungern den von mir gefürchteten Preußen und Russen überliefern wollte, unterstützte er den Vorschlag des Grafen Joachim von Bernstorff, mich der Dänischen Regierung zu überliefern, und mich zu dem Ende in Genua einzuschiffen.

Leider hatte ich dies Alles nicht gewußt. So wie ich die Nachricht erhielt: ich solle nicht, der Verabredung gemäß, nach Verona, sondern nach Genua oder

Livorno gebracht werden, gerieth ich in kindische Verzweiflung; ich wähnte mich hintergangen und als Citrone benutzt, deren Schaale man, hat man erst den Saft herausgepreßt, zum Fenster hinauswirft *).

In Freiheit gelangt, erschöpfte ich mich in eitel Drohungen und Schmähen, schob alle die Verfolgungen, welche die Oesterreichische Polizei und das Criminalgericht mir zu Wege brachten, auf Rechnung des Oesterreichischen Cabinettes, und verkannte durchaus, was Letzteres zu meinen Gunsten vornahm.

Jetzt erst, wo es zu spät, sah ich das Ganze ein, und mit um so größerer Trauer, da ich mit Recht besorgen mußte, mein Benehmen nach der Flucht habe das Vertrauen um Vieles geschmälert, welches ich mir in meiner Haft erworben. Ohne unbedingtes Vertrauen konnte ich aber Nichts ausrichten; denn Vieles mußte man mir auf's Wort glauben. Dieses mußte ich mir erwerben, es koste, was es wolle.

Wenn ein Mann, wie der Kaiser Alexander, dessen Großmuth und Milde selbst seine Feinde anerkannten, und dessen reines, nur Menschen-Wohl bezweckendes Streben allseitig verehrt wurde, das ganze revolutionäre

---

*) Ich bitte, hierüber den zweiten Band meiner Fragmente nachzusehen.

Wesen in seinem vollen Umfange kannte, dann, und nur dann, durfte man der Anwendung der einzig richtigen Mittel gewärtig sein. Der Begründer der Heiligen Allianz war überdies auch der einzige Mensch, dessen Großmuth ich vertrauen konnte, daß Keinem der unzähligen Individuen, deren Verhältnisse und Verbindungen ich zu erwähnen gezwungen war, irgend ein Nachtheil daraus erwüchse. Keinem, auch noch so einflußreichen Minister durfte ich das Geheimniß anvertrauen, weil ich die Staatsmänner genug kannte, um zu wissen, daß sie sothane Wissenschaft mehr zum Besten ihres Staates, als der Gesammtheit benutzen würden.

Ich glaube es gern, daß Mancher tiefer eingeweihet gewesen ist in das geheimnißvolle Verschwörungswesen eines einzelnen Staates, aber ich behaupte mit Zuversicht, daß kein Mensch den Zusammenhang desselben so genau erkannte, und vor Allem, daß Niemand so sicher diejenigen Fürsten und Großen, diejenigen Cabinette und Polizeien kannte, die in jene Umtriebe verwickelt waren.

Was Deutschland anging, so war die Zahl der eigentlichen Demagogen nur gar gering, auch waren die wenigsten der Staatsmänner und Professoren, die darob der Verdacht traf, mit ihnen einverstanden; aber die

Mißgriffe der Carlsbader Beschlüsse vermehrten die Zahl der Unzufriedenen von Tage zu Tage, und stärkten jene moralischen Hebel, worauf die Unbedingten allein nur fußten.

Die Existenz des sogenannten Bundes der Jungen kannte ich nicht; »er hatte sich« — wie Einer meiner Gegner *) sehr wahr bemerkt — »zu einer Zeit gebil»det, wo ich mich, abenteuerlich genug, für die Idee der »Einheit Italiens von einem Kerker in den anderen »schleppen lassen mußte;« aber daß er sich bilden sollte, hatte ich, wie der Leser aus dem ersten Bande meiner Fragmente ersehen hat, schon Jahre zuvor gewußt. Und, wenn die Oesterreichische Regierung späterhin mir das verlorne Vertrauen wieder schenkte, so kam es zum Theil daher, weil sie erkannte, wie richtig ich selbst, ohne das Einzelne zu kennen, die Quelle des Uebels angegeben hatte.

Wenn je ein Fürst den Beinamen des Großen verdiente, so war es Alexander von Rußland. Mag immerhin sein Nachfolger Anspruch machen auf den Bei-

---

*) Ueber Johannes Wit, genannt von Dörring, und seine neueste Schrift. Jena, bei Bran. 1829. S. 19.

namen des Siegreichen; Alexander hatte dennoch den schwersten Sieg errungen, er hatte sich selbst bezwungen, hatte seine liebsten Wünsche und Hoffnungen der Idee der Pflicht zum Opfer gebracht. Keiner Seelengröße, sondern nur ganz gewöhnlicher Klugheit bedarf es, um eine Partei zu verlassen, wenn wir sehen, daß sie auf dem Punkte steht, uns zu verlassen, oder auch zu unterliegen; aber die wahre Größe verkündet es, wenn sie uns auf den Händen empor trägt, wenn sie mit unseren Lieblingswünschen übereinstimmt, und wir dennoch von ihr uns lossagen, weil die Pflicht uns einen anderen Weg zu betreten gebeut.

Die ganze Bildung des Kaisers war entschieden liberal gewesen, und seine Regierungsweise in Uebereinstimmung mit seiner Sinnesart. Nach Napoleons Sturze war er der Abgott der Liberalen geworden; in seiner Hand stand es, der Politik Europa's eine beliebige Gestalt zu geben, ja, wenn er es gewollt, durch moralische Gewalt die Suprematie zu erlangen, die Napoleon der physischen verdankt hatte. In seinem Lobe und Ruhme stimmten Alle zusammen; er hatte die Bourbonen auf den Thron gesetzt, und dennoch vergötterte ihn selbst die Gegenpartei. Die Polen sahen in ihm den Verkündiger einer besseren Zukunft, die kleineren Deutschen Fürsten einen Protector gegen Ueber-

macht oder etwanige Unbill Preußens und Oesterreichs, und die großen Mächte baueten fest auf den Stifter der Heiligen Allianz.

Die gewöhnlichen Politiker, und hiezu zähle ich die große Mehrzahl der Staatsmänner, welche die Ereignisse selbst bis in das geringste und geheimste Detail kennen, ohne, vermöge ihrer natürlichen Blindheit, den offen vorliegenden moralischen Leitfaden zu erkennen, behaupten, der Fürst Metternich sei einzig und allein an des Kaisers Sinnesänderung (?) Schuld. Diese Behauptung, die ganz allgemein verbreitet worden, bedarf einer näheren Beleuchtung, weil sie dahin zielt, einen wahren Helden, den der diplomatische Pöbel nicht zu begreifen vermag, in den Staub zu ziehen, weil sie den materialistischen Glauben predigt, nicht das Auge der Vorsehung, sondern der kurzsichtige Wille des Menschen leite die Welt.

Die scheinbare Sinnesänderung des Kaisers war kein Werk der Intrigue, sondern eine ganz natürliche Folge seines religiösen Gemüthes. Wer die, unmittelbar aus der Gesinnung des Kaisers emanirte Acte der Heiligen Allianz lieset, muß, ist er aufrichtig, bekennen, daß Alexander stets in Harmonie mit selbiger gehandelt, nie inconsequent sich bewiesen hat.

Als Alexander die Zügel der Regierung ergriff,

vertrauete er in jugendlicher Begeisterung dem Menschen, und glaubte, das System und die Person der Liberalen seien Eins. Lange Jahre hindurch hegte er diesen kindlichen Glauben, bis die entsetzlichen Thaten zweier Fanatiker ihm das Auge öffneten *), und die angestrengte Beschäftigung mit der eigentlichen Zeitge-

*) Möchten alle exaltirten Jünglinge, deren Einbildungskraft der Fanatismus bis dahin gesteigert, daß sie sich zu den auserwählten Rüstzeugen des Herrn zählen, und, als solche, Thaten begehen wollen, vor denen sie sonst zurückschaudern würden, doch nur das Eine bedenken, daß die Geschichte uns beweiset, wie niemals noch Gutes aus Bösem entsprossen, so wie der Mord allemal zum Verderben derer auskehrte, in deren Interesse er unternommen worden. — Brutus mordete den Cäsar, und mit ihm die Republik; Marat's Tod rettete nicht die Trümmer der Gironde; ohne Sand hätte nicht das ganze Jugendleben in Deutschland eine so verschiedene Gestalt gewonnen; und Louvel war es, der der linken Seite den Dolch in's Herz bohrte.

Großes Heil könnte dem Menschen aus dem Studio der Geschichte erwachsen, wenn er sie mit religiösem Sinne läse. Warum giebt es keine religiöse Geschichtschreiber, da es doch philosophische giebt? Der Vorsehung Walten enthüllt sich nicht erst in der Ewigkeit, sondern oftmals, oder gar immer schon hier auf Erden.

Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien, darauf berechnet, die Bourbonen auf ewig von Frankreich zu scheiden, führte einzig und allein sie dahin zurück. Denn dieser Mord war es, der Alexanders Herz abwandte von Napoleon, und dadurch späterhin den Triumph der Lilie entschied.

schichte das dessous des cartes ihm zeigte, ihm den traurigen Beweis gab, daß die sogenannte liberale Partei, deren öffentlich abgelegtes politisches Glaubensbekenntniß seine Billigung hatte, insgeheim selbstische Zwecke beabsichtige *).

Kaum hatte er dieses erkannt, als er, eingedenk des erhabenen Standpunktes, auf den der Herr ihn erhoben, und der erhaltenen Grundsätze, zu denen er durch die Begründung der Heiligen Allianz sich verpflichtet, vorsichtig den raschen Lauf hemmte, und voller Selbstverläugnung Alles vermied, wodurch er Anderen Anstoß geben konnte. Des Kaisers innere Politik, die eigentliche Staatsverwaltung, ging darum den früheren geregelten Gang fort, nur die äußere erlitt eine Veränderung. Jedes niedere Motiv war hiebei ihm fremd. Mochten Andere aus Furcht antirevolutionär sein, er hatte hiezu keinen Anlaß; die Revolutionen in Griechenland und Italien konnten keinen verderblichen Einfluß äußern auf den Geist seines Russen-Volkes, und wenig

*) Die genaue Kenntniß, die der Kaiser von dem Zustande des ganzen Verschwörungswesens hatte, ist fast unglaublich. Die geringsten Namen und Daten waren ihm stets gegenwärtig. — Aber wozu nützte diese Wissenschaft, wenn jener rothe Faden abging, der das scheinbar Widersprechende einander verband? In's Labyrinth zu gelangen, fiel Keinem schwer, aber um herauszufinden, bedurfte es des Fadens der Ariadne.

kümmerte es den Moscoviter, ob die neuen Cortes, oder die von Lamego in Lissabon hauseten.

Des Kaisers frommes Gemüth erlag schier dem entsetzlichen Gedanken, Tausende von Mitchristen von der Muhamedaner Schwertern schlachten zu sehen; die Begründung eines neuen christlichen Staates im Osten, und das Kreuz an der Stelle des Halbmondes, waren des Jünglings begeisterte Träume, des Mannes glühende Wünsche gewesen; aber der eifrige Widerstand, den seine Plane beim leisesten Anklange allenthalben gefunden, bewies ihm, daß dieser Krieg nur zu leicht einen allgemeinen hervorrufen würde, der in seinen Folgen nicht zu berechnen war. Indem Alexander die Griechen ihrem Schicksale überließ, brachte er, wie Abraham, dem Herrn sein Liebstes zum Opfer. — Daß es diese Europäische Besorgniß war, die ihn vom Kriege abhielt, nicht aber die Furcht, in den Griechen Rebellen gegen den legitimen Souverän zu unterstützen, beweiset uns der letzte Krieg Rußlands. Hätte Alexander nur aus diesem Grunde den Krieg gemieden, so stand es ihm ja auch frei, den Bruch des Tractates von Akiermann zum Vorwande zu nehmen.

Ohne Alexanders Heldengröße, ohne sein Beharren an den Grundsätzen der Heiligen Allianz in ihrem vollsten Umfange, wären jetzt vielleicht alle Monarchen Eu-

ropa's gestürzt, und Tausende und aber Tausende der edelsten Menschen dem revolutionären Moloch geopfert; ohne Alexander wäre es vielleicht jetzt schon zu einer Soldatenherrschaft gekommen, und Prätorianer verschacherten die geraubten oder durch Mord erworbenen Kronen.

Ich sehe voraus, daß man ganz allgemein der Uebertreibung mich zeihen wird: die Mehrzahl, weil sie die Gefahr nicht kannte, und weil der Mensch selten an die Wirklichkeit eines wie spurlos vergangenen Uebels glauben mag; die Minderzahl, weil es ihr Interesse mit sich bringt, es abzuläugnen. Wer indessen die Pläne der Italiener, Franzosen und Deutschen kennt, wer da bedenkt, daß es mehr als Ein Cabinet, mehr als Einen Fürsten gab, welche die Glut im Nachbarstaate heimlich schürten, um dereinst im Trüben zu fischen, der wird mir Recht geben, und den Mann bewundern, der, frei von jeglicher Selbstsucht, ein anderer Curtius, sich in den Abgrund stürzte.

Ganz von selbst machte sich die gedachte Revolution in des Kaisers Inneren, — wonach er, bei der innigen Vorliebe für die liberalen Ideen, die Wortführer derselben fliehen lernte. Begehren wir aber, der entfernteren Ursache nachzuspüren, so dringt sich uns die

Ueberzeugung auf: Nicht die Intriguen der Ultra's, sondern die Verbrechen der Revolutionäre gaben den ersten Anstoß ab; und den sichersten Beweis, daß der Fürst Metternich selbige nicht veranlaßte, ergiebt die einfache Thatsache, daß zur gedachten Zeit ein eigentliches Mißverhältniß zwischen Beiden bestand, welches jeder besonders intimen Mittheilung hemmend in den Weg trat.

Nur die Nothwendigkeit, nur die Ueberzeugung, daß Metternich's Interesse dem seinen entspreche, daß er der einzige Mann sei, bereit und im Stande, die revolutionäre Hyder zu erdrücken, vereinte sie wieder.

Daß der geistreiche Minister, der liebenswürdige Mann, und vor Allem der gewandte Menschenkenner, späterhin einen sehr bedeutenden Einfluß auf des Kaisers Handlungsweise erlangte, ist unläugbar; aber niemals wurde Alexander dessen Dupe. Die Umgebung des Kaisers sah ungern nur die Ascendenz, welche der Ausländer erlangte, und that alles Mögliche, sie zu schwächen. Aber es konnte ihr nicht gelingen, ihn zu enttäuschen, weil er nie getäuscht war, weil der Kaiser nie ein Werkzeug in des Fürsten Hand wurde, weil er scharfsichtig genug war, sich niemals über die Quelle des anti-revolutionären Strebens im Fürsten Metternich zu verblenden.

Alexander war dem Principe der Heiligen Allianz auf das innigste ergeben, weil sie ihm als höchster Zweck seines Daseins galt, weil er nach keinem irdischen Ruhme, sondern nach dem höheren strebte, de devenir le Régénérateur moral et religieux de l'Europe. Dem Principe der Legitimität stemmte sich nun aber der ungeheure Andrang der Demokratie entgegen; ehe diese vernichtet wurde, konnte jene nicht gedeihen, mithin wandte er seine ganze Kraft auf deren Unterdrückung.

Anders beim Fürsten Metternich. Wenn gleich an und für sich den liberalen Ideen keineswegs hold, entsprang sein Eifer gegen dieselben jedoch mehr noch aus seiner Stellung als Oesterreichischer Minister, wie aus seiner Abneigung als Mensch. Begünstigte man in Italien die Carbonaria, so drohete Oesterreich der Verlust seiner schönsten Provinzen; begünstigte man in Griechenland die Hetairia, so verlor es in der Türkei einen getreuen Nachbar, der nie gefährlich werden konnte, und gewann einen Anderen (Rußland), um den es nicht viel gab. Der Fürst Metternich war demnach legitim, weil es das Beste seines Staates — der Kaiser Alexander, weil es das Beste der Welt so heischte.

Weit entfernt, durch diese Parallele dem Charakter und den Verdiensten des Fürsten zu nahe zu treten,

stelle ich sie vielmehr in's einzig richtige Licht. Ein guter Minister muß, ganz ähnlich darin dem echten Stoiker, für Nichts eine Zuneigung, gegen Nichts eine Abneigung haben. Auf seine individuellen Wünsche und Absichten kommt es nie an, sondern nur auf das, was dem Staate frommt. Dem Kaiser Franz durfte die Heilige Allianz Zweck, dem Minister Metternich nur Mittel sein. Stimmten nun Mittel und Zweck zusammen, um so besser. Alexander haßte die Revolutionäre, Metternich hingegen die Revolution; dieser das System, jener die Personen.

Die Verschiedenheit in den Motiven Beider ergiebt sich auch daraus schon, daß Alexander im Grunde seiner Seele dem constitutionellen Systeme gewogen blieb, welches Metternich, wo möglich noch mehr als die revolutionären Umtriebe, zu unterdrücken strebte. Auf dem zweiten Wiener Congresse war Alexander es, der auf jede Weise der constitutionellen Staaten Interesse wahrnahm, und ihm verdanken wir größtentheils die weise Mäßigung der dortigen Beschlüsse. Er war es, der sich jeder Beeinträchtigung des constitutionellen Würtembergs widersetzte, und erst dann seine Hand davon abzog, als es einer Intrigue gelungen war, im constitutionellen Treiben ein revolutionäres darzustellen.

Mein Entschluß, den ich alsobald auch in's Werk setzte, war demnach folgender: ich schilderte in kurzen Umrissen die damalige Gestaltung Europa's, und zeigte die Nothwendigkeit einer baldigen Reform. Ich sagte dem Kaiser: »es sei mir bekannt, welche Wichtigkeit er »auf meine Person lege, und wie gerade er mein eifrig»ster Widersacher sei, ja ich gestehe ihm offen, wovon »er keine Ahnung haben könne, daß ich Theil gehabt »an einem Complotte gegen sein Leben. Aber ich wisse »auch, wie nur des Ganzen Wohl das Ziel seines Stre»bens sei, und im Vertrauen hierauf, böte ich mich ihm »freiwillig als Gefangenen dar. Ich sei bereit, mich, »sobald er es verlange, nach Petersburg zu begeben; »ich verlange kein Sauf-conduit, keine Sicherheit irgend »einer Art; nur Eines sei mir unerläßlich, daß er so»gleich persönliches Gehör mir gebe, und umständlich »meine Mittheilungen vernehme. Schwinde sein Miß»trauen dann nicht, so stehe es ihm frei, mich nach »Siberien zu senden, mich meiner Freiheit, ja meines »Lebens zu berauben.«

Im Voraus überzeugt, ja davon unterrichtet, daß seine Umgebungen auf jede Weise hievon abrathen würden, theils weil sie nicht gerne sähen, daß die einfache, nackte Wahrheit sein Ohr berühre, theils auch, weil sie

mich als gefährlichen Verschwörer, oder listigen Intriguanten darstellen würden, heischte ich unbedingtes Geheimniß gegen Jedermann.

Um dies beobachten zu können, sandte ich diesen Brief an die jetzt regierende Großherzogin von Weimar, begleitet von einem anderen mit pseudonymer Unterschrift, worin ich Selbige ersuchte, die Inlage auf das schleunigste und sicherste in die Hände Ihres erhabenen Bruders gelangen zu lassen. Dem Kaiser legte ich noch die eine Hälfte eines ausgekerbten Papiers bei, und ersuchte Ihn, Seine Schwester zu beauftragen, dem Vorweiser der anderen Hälfte die nöthigen Päße zur Reise mitzutheilen.

Wie ich den edlen, vertrauenden Sinn, den unbefangenen, vorurtheilsfreien Blick des Kaisers kannte, war ich fest überzeugt, mein Anerbieten könne der Gewährung versichert sein. — Gelang es mir aber, bis zum Kaiser zu dringen, dann bauete ich auf Gottes Beistand, auf die siegende Gewalt der Wahrheit, daß ich ihn dazu bestimmen würde, die Maßregeln zu ergreifen, die nach meiner Ueberzeugung die einzig richtigen waren. Dann hatte ich gesühnt, was ich verschuldet, ich hatte die Schuld meinem Vaterlande bezahlt, und konnte mit reinem Gewissen in ein Land hinüberschiffen, wo ich, fern von den politischen Parteiungen Europa's, als

thätiger Bürger meine Tage zu enden beschlossen *).

Wer den Kaiser kannte, wird meinen Plan nicht chimärisch finden. Anderen diene als Entgegnung die Nachricht, daß meine Absicht seine Billigung, mein Vorschlag seine Genehmigung erlangte, und daß nur meine bald darauf erfolgte Verhaftung das Ganze zunichte machte.

Verdiente jemals ein Mensch, für die Größe seiner Leiden und die fromme Ergebung beim Tragen derselben, die Märtyrerkrone, so gebührte sie dem Kaiser Alexander von Rußland. Seine Pflicht hieß ihn fliehen, was ihn seine Neigung, seine Bildung begehren ließen; der Griechen Vernichtungskampf zehrte mit an seinem Leben, und er starb im wahren Sinne des Wortes am gebrochenen Herzen, als es ihm klar ward, daß die revolutionäre Hydra, welche er im Auslande unter-

---

*) Ich protestire gegen die Ansicht, als gehöre ich zu jenen Americophilen, die jenseits des Weltmeers ein gelobtes Land zu erblicken wähnen. Ich weiß es sehr wohl, daß Krämer und Rechtsverdreher die erste Stelle dort einnehmen. Aber mir lag nur daran, herauszukommen aus dem politischen Unwesen Europa's; jede Veränderung war mir schon eine Verbesserung.

drücken geholfen, im Inlande um so verderblicher das blutgierige Haupt erhebe. Könnte ihn ein Vorwurf treffen, so wäre es der, woraus eben seine Größe hervorgeht, daß er weniger an das speciell seiner Leitung anvertrauete Volk *), als an Europa gedacht, daß er

*) Die große Majorität des Russischen Volkes ist, der Sinnesweise nach, mehr Asien, als Europa angehörend. Deshalb war es ihnen nicht recht, daß ihr Monarch so durchaus nur Europäer war; die Congresse, die vielen Reisen in's Ausland waren ihnen ein Gräuel. Am liebsten führten sie eine isolirte Existenz, wie schon die auffallende Erscheinung andeutet, daß die Mehrzahl der Diplomaten Rußlands aus Ausländern besteht.

Der Russe konnte die erhabene Tendenz der Heiligen Allianz nie fassen, denn wie hätte er Sinn gewinnen können für die Legitimität.

Seit Peter dem Ersten, der zuerst das Recht sich anmaßte, seinen Nachfolger selbst zu bestimmen, fand niemals der Uebergang von dem Einen Monarchen auf den anderen auf jene friedliche Weise Statt, welche wesentlich erforderlich, den legitimen Sinn im Volke zu erzeugen. Stets brachte eine neue Thronbesteigung die Leidenschaften in Aufregung, und oft setzte das Volk den Herrscher auf den Thron.

Catharina die Erste wurde Kaiserin, weil Menzikow die Kühnheit hatte, sie dazu auszurufen.

Peter der Zweite regierte kraft eines Testamentes.

Anna wurde durch den Staatsrath, den Senat und die Armee gewählt.

Iwan wurde Kaiser, kraft einer Ukase.

Elisabeth erklärte in einem Manifeste, daß sie den Thron ihres Vaters besteige, weil das Volk es verlange.

es für höher hielt, Begründer der Heiligen Allianz, als Selbstherrscher aller Reußen zu heißen und zu sein.

Sein Nachfolger handelte klüger, als er, durch die letzten Ereignisse belehrt, den populären Türkenkrieg begann, aber größer, größer wahrlich nicht! Und hätte ein selbstischer Feigling auf dem Throne der Czaren gesessen, so mußte er, um sich zu erhalten, das Nämliche thun; denn leichter ist es, dem gewaltsam anbrausenden Strome die Wehre zu öffnen, damit er auf des Nachbars Land ungehindert sich ergieße, als mit Gefahr und Mühe ihn einzudämmen.

Chateaubriand war beim Ausbruche des Spanischen Feldzuges offen genug, den Kammern zu bekennen: man müsse den Feldzug über die Pyrenäen tragen, damit man ihn nicht am Rheine zu führen brauche. Gäbe es Kammern in Rußland, die bei den neuen Anleihen Schwierigkeiten gemacht, so hätte Nikolaus mit ähnlicher Naivetät sagen können: Ich muß die Türken bekämpfen, um nicht von den Russen angegriffen zu werden.

Ohne indessen dem sicherlich verdienten Ruhme

Peter der Dritte regierte durch die Gnade der Elisabeth, bis ihn seine Gemahlin vom Throne stieß.

Wie konnte ein Volk, bei dem solche Hergänge gewöhnlich, die legitime Gesinnung eines Alexanders zu fassen vermögen?

der tapferen Russen im geringsten zu nahe treten zu wollen, darf ich bemerken, daß noch in anderer Hinsicht die Feldzüge einander gleichen. Der Verrath und die Feigheit der Feinde bahnte vorzüglich den Angreifenden den Weg des Sieges. Gesichert gegen den wol nur scheinbaren Feind, drangen sie in's Herz des Landes vor, unbekümmert um die Festungen im Rücken. — Wie so ganz anders dahingegen der erste Feldzug gegen die Spanier, als der gegen die Türken! Da half kein Verrath, keine Feigheit, und nur unbedeutend war daher das Resultat.

Und dennoch gebührt dem Kaiser Nikolaus der Beiname des Siegreichen; denn die Benutzung des Sieges ist wahrhaft großmüthig, und eben daher auch klug. Vernichten konnte er die Türkei nicht, ohne einen allgemeinen Krieg hervorzurufen. Hätte er ihr unwürdige Bedingungen vorgelegt, so würden sie ebenfalls unangenehmen Widerspruch von Seiten anderer Mächte erfahren, und den Türken zum unversöhnlichen Feinde gemacht haben. Jetzt aber wandelte er den Feind zum Freunde, und hob allen Einfluß der anderen Mächte in Constantinopel auf.

Drittes Capitel.

Abreise von der Bettenburg. — Zusammentreffen mit dem alten Förster. — Jubiläum des alten Max; allgemeiner Jubel im Volke. — Baireuth. — Ich komme in Untersuchung. — Wunsch und Wille, zu sterben. — Verrath des geheimen Justizrathes von Hornthal. — Meine Verhaftung. — Gedanken über den Selbstmord.

In der Voraussetzung, daß die Regierungen meine Pseudonymität als Stickney kannten, mußte ich zur Fortsetzung meiner Reise auf andere Pässe bedacht sein. Dies hält bekanntlich in unserem lieben Deutschen Vaterlande, wo man so entsetzlich viel auf diese testimonia morum giebt, nicht so gar schwer, und in der Mitte des Monates Februar nahm ich, nunmehr in einen Herrn Georgi aus Constanz am Bodensee umgewandelt, vom ehrwürdigen Truchseß dankbaren Abschied. Da der Herr Minister von Berstett so gar besonderen Antheil an meiner Verhaftung genommen, daß er [1]) den harmlosen Sänger des Frauentaschenbuches,

---

1) Siehe die erste Abtheilung dieses Bandes, S. 252.

der Namensähnlichkeit halber, arretiren lassen, so zog ich es vor, ein Badisches Paßblanquett zu diesem Ende zu benutzen. Es ist ein gar angenehmes Gefühl für den Flüchtling, seine Feinde sich dienstbar zu sehen.

Als ich in Haßfurt den Wagen verließ, um zu Mittag zu speisen, gesellte ein ältlicher Mann sich zu mir, königlicher Revierförster in dortiger Gegend. Der Jägersmann hatte solch ein biederes, kräftiges Benehmen, seine Bemerkungen über Land und Leute verriethen so viel practische Weisheit, daß ich gern seiner Bitte, nach Bamberg mich begleiten zu dürfen, willfahrte.

Der Mann hatte einen wahren Schatz an biographischen und statistischen Kenntnissen; er wußte die Geschichte jeder Ruine, jedes Schlosses, denen wir vorüber kamen, und freute sich sehr, als meine Aufmerksamkeit ihn belehrte, daß er sein Pfund nicht zu vergraben brauche. Besonders interessirte es mich, aus so ganz unzweideutigem Munde die Wahrheit bestätigt und belegt zu finden, daß die Säcularisation der Stifter und Klöster, und die Aufhebung des innigen Nexus zwischen dem Grundherrn und seinen Bauern wesentlich dazu beigetragen habe, den Verfall und die Armuth der Gegend herbeizuführen.

Damit man nicht sagen könne, ich kehre stets auf dieses mein Lieblingsthema wieder zurück, will ich

meinen alten Förſter ſprechen laſſen; iſt er im Irr=thume, ſo wird man es ihm leichter verzeihen, als mir, dem übrigens (entre nous soit dit) Alles, was er ſagte, recht vernünftig ſchien.

(Der alte Förſter.) »Vor vierzig Jahren hät=»ten Sie unſer Land kennen ſollen, da war es reich und »glücklich. Die geiſtlichen Herren brauchten keine hohe »Steuern aufzulegen, denn ſie hatten reiche Güter, und »bedurften nicht des zehnten Theiles von dem, was ſo »ein König nöthig hat. Der muß, mag er nun Luſt »haben oder nicht, Soldaten ſpielen; der muß einen »großen Hofſtaat füttern, Apanagen auszahlen an eine »Menge von Verwandten und Kinderchen, rechts und »links; der muß Spione halten zu Hauſe und in der »Fremde [2]). Das Alles koſtet viel Geld, und muß vom »armen Volke herbeigeſchafft werden.«

»Gab es vor Zeiten einmal ein ſchlechtes Jahr, »ſo ging man auf's Schloß, und ſagte man, man »könne nicht zahlen, ſo war es damit gut. Jetzt aber— »Gott ſoll uns behüten! — da treiben ſie mit ſolchem »Eifer die Steuern ein, daß man denken ſollte, der »Fürſt lebe bloß von vorausgegeſſenem Brote, und

---

2) Der ehrliche Förſter ſcheint hiemit die Polizei und die Di=plomatie bezeichnen zu wollen.

»müßte, käme ein armer Schelm mit seinem Beitrage
»etwas zu spät, sogleich verhungern.«

»Wenn aber der Himmel mit Mißwachs uns
»heimsuchte, wenn Weib oder Kind, Pferd oder Rind
»schwer erkrankte, und Keiner sonst wußte, wo aus
»oder ein, da ging es wieder auf's Schloß, und nie
»wurde ein Darlehen abgeschlagen. Jetzt — der Herr
»stehe uns bei! — ist es gerade das Gegentheil; wenn
»es kneipt, da leihen die hohen Herren selbst Geld, und
»wir müssen es zahlen.«

(Meine Wenigkeit.) »»Aber bedenken Sie doch
»»nur, was der Staat auch Alles dafür wieder thut.
»»Soldaten und Polizeien schützen das Eigenthum,
»»Universitäten und Schulen mancherlei Art fördern
»»Wissenschaft und Kunst, und zweckmäßige Armenan=
»»stalten hemmen die schmähliche Bettelei.««

(Der alte Förster.) »Gestohlen wird jetzt noch
»mehr, als damals, denn die Noth ist größer, und die
»Leute haben die Furcht vor der Hölle verloren. Die
»Armensteuern sind so hoch, daß alle Jahre ein Theil
»der Unterthanen verarmen muß, um die schon Ver=
»armten zu erhalten. Vor vierzig Jahren wußte Nie=
»mand, was Armengeld für ein Wort sei. Und wenn
»unsere gnädigen Herren — Gott habe sie selig! — auch
»nicht so viel ausgaben für Theater und Singschulen,

»so habe ich mir doch sagen lassen, die meisten Bil=
»dungsanstalten verdankten den Geistlichen ihren Ur=
»sprung, und die gnädigen Herren schätzten es zu ihrer
»besonderen Ehre, fähige Köpfe unter ihren Unterthа=
»nen auf jegliche Weise zu begünstigen [3]). Der Bür=
»germeister in Bamberg kann Ihnen davon noch ein
»Lied singen; der wäre wol ewig ein armes Bürschel
»geblieben, wenn nicht der Herr von Horneck und
»der Graf Erthal seiner sich angenommen, und, in=
»dem der Eine sein Vorder=, der Andere sein Hintertheil
»abgab, einen Hornthal, aus ihm gemacht hätten.«

Am Vorabende eines großen Festes, des größten eigentlichen Volksfestes, welches je mir vorgekommen, langte ich in Bamberg an. Den Baiern brauche ich es nicht näher zu bezeichnen, Anderen aber muß ich

---

3) Damit Alle ihr Recht kriegen, citire ich aus dem Faust, und überlasse den Bambergern die Nutzanwendung:

Mephistophiles.

Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Faust.

Das ist ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

bemerken, daß es das Jubiläum des alten herrlichen Max war.

Der laute Jubel auf den Gassen ließ mich nicht lange im Gasthofe rasten; ohne meine Reisetoilette zu verwandeln, stürzte ich mich in die Mitte des fröhlichen Gewühles, und ließ Straß' ab Straß' auf von der Menschenflut mich forttragen. Ein lautes Frauenzimmergeschrei, unterbrochen von einem rohen Gejubel, wandte meine Aufmerksamkeit nach einer Nebengasse, wo ein Trunkenbold zwei elegante Damen durch Zudringlichkeiten belästigte. Den frechen Gesellen zur Seite stoßen und den Damen meinen Arm bieten, war so schnell geschehen wie gedacht.

Gegen den Strom zu schwimmen, ist schwer, daher mußten die Damen, vom gehabten Schreck an allen Gliedern zitternd, meiner Leitung noch ferner sich anvertrauen, bis der Fackelzug auf dem Markte beendet war, und die Menge sich verlief. Die jungen Damen erzählten mir so viel Schönes von dem morgenden Feste und Balle, daß ich — da es mir überdies ziemlich gleichgültig war, ob ich einen Tag früher oder später in Leipzig anlangte — den Vorsatz faßte, noch den morgenden Tag zu verweilen.

Wenn ich dieser geringfügigen Umstände hier gedenke, so geschieht es, weil sie mittelbar meine Ver-

haftung herbeiführten, und mich in Fesseln legten, woran die schönen Bewohnerinnen der Jägersburg sicherlich damals nicht dachten.

Mein erster Gedanke am folgenden Morgen war der: »Du mußt den Herrn von Hornthal doch sehen, »diesen Koryphäen der Baierischen Ständeversamm»lung! Du scheidest, wahrscheinlich auf immer, aus »dieser Gegend, und willst den mannhaften Vertheidi»ger aller politisch Unterdrückten, den Anwald Mas»senbach's und Vertheidiger Goschitzky's, doch kennen »lernen!« Der Herr Geheime Justizrath war nicht zu Hause, und ich ließ einige Zeilen zurück. Wenn gleich so vorsichtig, meinen wahren Namen nicht zu unterzeichnen, war ich doch unbesonnen genug, darauf hinzudeuten, daß es mir besonders leid thue, einen Mann verfehlt zu haben, der so entschieden die Partei aller politisch Verfolgten ergriffen. Wenig Stunden später, als ich im Gasthofe zum Frühstücke mich niedergelassen, ließ Herr von Hornthal sich bei mir melden. Allein mit ihm auf meinem Zimmer, war ich unbesonnen genug, mich ihm zu nennen, und meine Absicht ihm mitzutheilen, über Baireuth nach Leipzig zu gehen. Nachdem er mit freundlichen Aeußerungen mich überhäuft, und die Hoffnung ausgesprochen, daß wir gemeinsam das Mittagsessen einnehmen würden, ver-

ließ er mich, vielfach noch — seiner Angabe nach — mit den Vorbereitungen des Festes beschäftigt.

Der Zufall hatte zwei meiner Landsleute, die Grafen B. und R., an eben jenem Tage nach Bamberg geführt, und nicht wenig wunderte ich mich, als ihre Schilderung des Herrn von Hornthal (den der Eine jener Herren zu seinem Unglücke nur zu genau kannte) keineswegs mit der übereinstimmte, die ich nach den Zeitungen und dem Conversationslexikon mir von ihm entworfen. Doch beunruhigte dies mich nicht, da der Prophet bekanntlich niemals in seinem Vaterlande viel zu gelten pflegt, und überdies ein allgemeines Vorurtheil gegen die getauften Juden herrscht, besonders wenn sie, wie dies hier der Fall, auf Kosten ihrer neuen Mitbrüder sich bereichert haben.

Der Jubel des Tages war groß, Vornehm und Gering, Jung und Alt theilte die allgemeine Trunkenheit. Am 16ten Februar 1824 gab es sicherlich im ganzen Baiernlande kein noch so armseliges Dorf, wo nicht die Verehrung des Monarchen auch durch äußerliche, wahrhaft ungeheuchelte Freudenbezeigungen sich darlegte. Das Volk, ähnlich darin dem Kinde, hat den wundersamen Instinct, zu fühlen, wer es wahrhaft lieb hat, und das Bedürfniß, Liebe mit Liebe zu erwiedern. Wer könnte es läugnen, daß der jetzige König von

Baiern mit seinen Unterthanen es wohl meint, daß er, mehr vielleicht als sein Vorgänger, darauf bedacht ist, ihre Lage zu verbessern, ihre Lasten zu erleichtern; aber sein Herz zieht ihn doch mehr zu Einer Classe — den Künstlern und Gelehrten — hin, und nie wird er ein Mann des Volkes werden, wie der alte unvergeßliche Max es war.

Beruhte das Verhältniß des Fürsten zum Volke lediglich auf dem Vortheile, den dieses von jenem zieht, wäre keine andere Wechselbeziehung vorhanden, als die des Nutzens, so verstände es sich von selbst, daß es einen bösen Monarchen, unter dem es weniger Steuern bezahlte, dem guten vorzöge, der mehr bedürfte. Aber zur Ehre der Menschheit ist dem nicht also; Fürst und Volk verknüpft im legitimen Staate ein so inniges Band, daß letzteres mit und in jenem empfindet.

Welcher Deutsche zöge nicht einen ehrenvollen Krieg einem schimpflichen Frieden vor, der strenge genommen doch nur den Fürsten entehrt? Welcher Hesse hätte sich nicht den, wenn gleich strengen und geizigen Churfürsten, an des gutmüthigen und verschwenderischen Hieronymus Stelle zurück gewünscht? Die Politiker und mattherzigen Rechner, welche das Volk als eine Maschine betrachten, die nichts Anderes erfordert, als Futter und Ruhe, sehen dies freilich nicht ein, und gern

gebe ich es zu, daß in ruhigen Jahren Manches ihre Ansicht zu bestätigen scheint. Aber anders, wenn die Zeiten kommen, von denen es heißt: sie gefallen uns nicht; dann erkennt man, wie es ganz andere Hebel noch giebt, als die des Hungers und der Furcht; und Wehe der Regierung, die sich leichtsinnig oder übermüthig derer begeben. Das Volk bleibt in seiner Totalität ewig nur Kind, spendet dem seine Liebe, der sie ihm erweiset, und zieht das trockne Brot aus der Hand des liebenden Vaters, dem Kuchen vor, den der kalte Fremde ihm darreicht.

Wollt Ihr den Maßstab haben, woran Ihr des Volkes Neigung sicher zu erkennen vermöget, so blickt auf die Thränen, die es dem Geschiedenen zollet, die gelten mehr, als die Lobeserhebungen des Lebenden.

Gerne glaube ich, daß die Tonangeber im Volke, die Schriftsteller, den Ludwig emporheben werden über den Max; willig gebe ich zu, daß er weiser und klüger regieret: aber dennoch erhebe ich, wo ich es nur vermag, meine schwache Stimme, damit man nicht ungerecht sich beweise gegen den herrlichen Mann, der — durch die Verfassung — den trefflichen Grund gelegt, worauf sein Nachfolger bequem jetzt fortbauen kann.

Die Unparteilichkeit heißt mich umständlich zwei Fürsten hier preisen, weil sie als Menschen so hoch stan-

den: Alexander und Max; drei Andere schließen sich ihnen würdig noch an: die beiden Friedriche von Preußen und Dänemark, und Oesterreichs Franz. Solche Menschen sind es, durch welche die Legitimität begründet wird, die, Dank sei es anderen, vielleicht weiser sich dünkenden Regenten, in neuester Zeit manche arge Anfechtung erlitten.

Am 19ten Februar kam ich in Baireuth an, wo ich Einen Tag zu bleiben beschloß, um Bekannte aufzusuchen, Erinnerungen einer schöneren Zeit. Wer hätte damals denken können, daß ich Monate lang dort verweilen würde? Um die Mittagszeit saß ich froh und guten Muthes an der table d'hôte im Gasthofe zum Hirschen, und unterhielt mich mit meinem Nachbar, einem jungen Freiherrn von Truchseß, Neffen des alten Bettenburgers, als ein Polizeibeamter mich aufforderte, ihn vor die Behörde zu begleiten. Wenn eben nicht mehr frohen, so doch immer noch guten Muthes, folgte ich ihm zum Stadtcommissär, der, nach den herkömmlichen Fragen über Namen, Vaterland u. s. w., mir die Bemerkung machte, daß mein Paß nicht ganz in der Ordnung zu sein scheine, und dies meine Vernehmung veranlaßt habe. Froh, daß man keinen Verdacht

über die Identität der Person aussprach, entgegnete ich hierauf, dies sei möglich, aber alsdann nicht meine, sondern der Behörden Schuld, die diesen Paß mir auf mein Verlangen nach Franken gesendet, wo ich längere Zeit beim Freiherrn von Truchseß mich aufgehalten. Genüge die Erklärung dieses Edelmannes desfalls nicht, so bitte ich, den Paß nach Manheim zurückzusenden, und, so unangenehm dieser Aufschub mir auch sein würde, sei ich bereit, in Baireuth zu verweilen, bis das Mißverständniß aufgeklärt worden.

Man zeigte sich hiemit befriedigt, richtete jedoch noch die Frage an mich: ob der Herr von Hornthal mir bekannt sei? Nachdem ich, aus Besorgniß, denselben durch Bejahung zu compromittiren, verneinend darauf geantwortet, wurde ich wieder entlassen, und kehrte ungehindert in meinen Gasthof zurück. Ungeduldig hatten die neuen Bekannten meiner geharret, und waren nicht wenig erfreuet, als sie aus meiner Erzählung entnahmen, daß nur ein Mißverständniß am Ganzen Schuld sei; ja, Einige waren gütig genug, ihre Freude darüber zu äußern, weil ich so genöthigt wurde, längere Zeit dort zu verweilen.

Am Nachmittage überlegte ich, wie ich am besten meine schleunige Flucht einrichten könne; denn ich konnte leicht voraussehen, daß die Antwort aus Manheim

den etwanigen Verdacht gegen meine Person nur noch verstärken, und die Möglichkeit des Entkommens mir rauben würde. Frei, wie ich jetzt noch war, im Besitze einer ziemlich beträchtlichen Geldsumme, und hart an der Gränze, konnte mir dieses, allem Anscheine nach, nicht schwer fallen, und einmal erst in den Thüringischen Gebirgen, waren die Nachforschungen schwierig, und das rettende Weimar so nahe. Während es so im Innern kochte und gährte, heuchelte ich, um keinen Verdacht zu erwecken, Heiterkeit und unbefangenen Muth; da kam mir, von unbekannter Hand, die Weisung zu, wenn ich irgend etwas zu besorgen hätte, auf meine baldige Flucht bedacht zu sein, weil die Regierung den Verdacht hege, ich sei ein politisch Verdächtiger.

Kam diese Warnung gleich von unbekannter Hand, so sollte sie doch nur zu schnell Bestätigung finden. Um zu sehen, ob ich bewacht würde, machte ich einen Spaziergang vor's Thor, und bemerkte deutlich, daß mehrere Männer, dem Anscheine (wie der That) nach verkleidete Polizeidiener, überall mir folgten. Verzweifelnd setzte ich mich auf einen Stein in der langen Allee, und überlegte das Wunderbare meines Geschickes. Denn was nun beginnen? An die früher so leicht mir geträumte Flucht war gar nicht zu denken. Gelang es mir auch, meine Wächter für einen Augenblick zu

täuschen, so mußte ich, der Gegend unkundig, und gezwungen, wegen meiner Kurzsichtigkeit Brillen zu tragen, doch nur zu bald meinen Verfolgern in die Hände fallen. Nicht einmal die Wahrscheinlichkeit des günstigen Erfolgs konnte mich zum Versuche berechtigen, und es ist ein gar entsetzliches Gefühl, krank und elend, bei harter Winterskälte fliehen zu müssen. O glücklicher Leser, der Du nicht einmal eine Ahnung von den unsäglichen Leiden haben kannst, die vom Flüchtlingsleben unzertrennlich sind, Leiden, so entsetzlich, daß sie dem, der sie in solchem Umfange erduldet, wie ich, die ärgste Haft wünschenswerth erscheinen lassen! Vor Jahresfrist war ich aus Italien entflohen, und hatte mich männlich durchgekämpft; aber jene Flucht war Kinderei zu nennen gegen diese. Dort hatte ich Freunde und allseitige Hülfe, und, was die Hauptsache, mein Gemüth war gefaßt, da ich entschlossen war, mich niemals zu ergeben, an meine Freiheit fremdes wie eignes Leben zu setzen.

Als ich gegen Abend in den Gasthof zurückkehrte, war mein Entschluß gefaßt. Der Gedanke, gerade jetzt, in einem Augenblicke verhaftet zu werden, wo meiner ganzen Lage, meinem ganzen Leben eine andere Gestaltung bevorstand, kam mir wie eine Fügung Gottes vor. „Es hat nicht sein sollen“ — sagte ich mir —

»die Fürsten sollen noch länger im Zwielicht umhertap=
»pen, wo das gebrochene Licht aus Mücken Elephan=
»ten hervorzaubert; warum träfe dich sonst gerade jetzt
»dies Unglück, wo du auf dem Punkte standest, die
»etwanige Verschuldung mit Wucher abzutragen? Was
»willst du denn hier noch auf dieser Erde, da Alles,
»was du Gutes bezweckest, dir stets mißlingt? Keine
»Seele trauert um dich, wenn du diese Welt verläs=
»sest, aber droben ist eine, die mit unsterblicher Liebe
»deiner lange schon harret. So zaudere länger doch
»nicht, und folge dem freundlichen Rufe!«

Schnell wurde ein heiteres Feuer in meinem Stüb=chen angemacht, und eine belebende Wärme kehrte nach dem Genusse des erquickenden Thee's in meine halb er=starrten Glieder zurück. Ich wünschte den Bekannten eine gute Nacht, und riegelte die Thür ab. Nachdem ich einige Capitel in der Nachfolge Christi gelesen, schlug ich die unzählige Mal schon durchdachten Stellen der Evangelien Matthäi und Marci auf, wo es heißt:

»So dich aber deine Hand ärgert, so haue sie ab.
»Es ist dir besser, so du ein Krüppel zum Leben ein=
»gehest, denn daß du zwo Hände habest, und fahrest
»in die Hölle, in das ewige Feuer.«

»Da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht
»verlöschet.«

»Aergert dich dein Fuß, so haue ihn ab. Es »ist dir besser, daß du lahm zum Leben eingehest, »denn daß du zween Füße habest, und fahrest in die »Hölle, in das ewige Feuer.«

»Da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht »verlöschet.«

»Aergert dich dein Auge, so wirf es von Dir. »Es ist dir besser, daß du einäugig in das Reich Got= »tes eingehest, denn daß du zwei Augen habest, und »werdest in das höllische Feuer geworfen.«

»Da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht »verlöschet.«

»Es muß Alles mit Feuer gesalzen werden, und »alles Opfer wird mit Salz gesalzen.«

So oft ich diese wichtige Stelle auch durchlesen, so kam ich doch immer zum nämlichen Resultate, daß der Sinn dieser Worte der sei: »Vernichte alles »Irdische, welches dir zu deinem ewigen »Heile im Wege; erkaufe freudig das ewige »Leben durch den zeitlichen Tod.«

Ich führte stets eine starke Dosis Gift mit mir, und da ich die Natur desselben, so wie den Grad mei= ner Empfänglichkeit dafür, genau kannte, so war ich vollkommen sicher, ohne Qual und ungeweckt der Ewig= keit entgegen zu schlummern.

Meine Vorbereitungen waren eben beendet, als ein starkes Klopfen an die Thür mich aus meinen schon jenseitigen Träumen erweckte. Da der Riegel dem heftigen Andrange nicht wich, und ich ihn nicht gleich zurück schob, bat eine Stimme, die ich alsbald für die des Freiherrn von Truchseß erkannte, mich auf das inständigste, ihr einige Augenblicke Gehör zu vergönnen.

Um kein Aufsehen zu erregen, und überzeugt, daß Truchseß, zu einer Fête bei dem Freiherrn von Welden geladen, nicht lange verweilen würde, öffnete ich die Thür, und bat, näher zu treten. Die Begebnisse des Tages waren ihm nicht unbekannt geblieben, und da ich, aller Bemühung ungeachtet, die große innere Bewegung nicht ganz im Aeußeren zu unterdrücken vermochte, und auf seine herzlichen Fragen nach dem Hergange der Sache nur zerstreut und mit kalter Gleichgültigkeit antwortete, faßte er Verdacht, und beschwor mich, ihm mein Vorhaben, es sei nun, was es auch wolle, mitzutheilen. Er gab mir sein Wort, dies Vertrauen auf keine Weise zu mißbrauchen, und so sagte ich ihm meine Absicht, die Bitte damit verbindend, gewisse, nichts Hochverrätherisches enthaltende Papiere treu dem Bestimmungsorte zu übermachen.

Truchseß gerieth jetzt außer sich; er bat, er beschwor mich, abzustehen von meinem sündlichen Vor-

haben; er erklärte geradezu, nicht von mir weichen zu wollen; er stellte mir vor, wie ich stets noch zu diesem letzten Mittel schreiten könne, und wie ich, wenn ich der Verhaftung durch einen Selbstmord zu entgehen strebe, den schmählichsten Verdacht auf mich lade, da Alle dann Alles auf mich wälzen würden.

Ich war herausgebracht aus meiner nur scheinbaren Ruhe; nicht die Lust am Leben, das ganz reizlos mir erschien, sondern der Vorwurf der Feigheit hatte mich ergriffen. Was vor Allem aber meinen Gefühlen eine andere Richtung gab, war der Gedanke: »Du gehst jetzt als anscheinender Revolutionär und »Unruhstifter aus der Welt; so lange dein Andenken »besteht, wird man dich als Demagogen schelten, und »dennoch bist du es nicht!«

Was die Ueberlegung begonnen, vollendete mein angegriffener, kranker Zustand, ich gab der eifrigen Zurede Gehör. Ich beschloß, der drohenden Gefahr mit Ruhe entgegen zu gehen, nannte jetzt zum Ersten Male dem Freiherrn von Truchseß meinen wahren Namen, und autorisirte ihn, den General-Kreiscommissär, Freiherrn von Welden, davon in Kenntniß zu setzen, damit er meine Verhaftung anordnen könne. Nach einer Stunde fand ich mich als Gefangener von zwei Gendarmen in meinem Zimmer bewacht.

Wenn manchem Leser die Umständlichkeit bei der Erzählung dieses Herganges auffallen sollte, so bitte ich, zu bedenken, daß ich sie dem Freiherrn von Truchseß schuldig bin, dem vielfach in jener Gegend der ungerechte Vorwurf gemacht worden, mich verrathen zu haben, um die Regierung sich gewogen zu machen. Meine Pflicht ist es, ihn hievon ganz frei zu sprechen, und den eigentlichen Verräther an das Tageslicht zu ziehen.

Am folgenden Morgen begab sich der dortige Polizeidirector, ein wackerer Norddeutscher, bei guter Zeit in mein Arrestlocal, um meine am gestrigen Abend nur mündlich gemachte Erklärung ad protocollum bestätigen zu lassen. Neuerdings befragte man mich, ob der Herr von Hornthal mich nicht in dem Gasthofe »Zum Bamberger Hofe« besucht habe, und neuerdings stellte ich es in Abrede, besorgt, es könnten ihm Unannehmlichkeiten daraus erwachsen. Lächelnd zog endlich der Beamte zwei Briefe hervor, und ich erkannte in dem Einen mein obengedachtes Schreiben an den Herrn von Hornthal, in dem Anderen aber die beim Bamberger Polizeiamte vom Herrn von Hornthal ge-

machte Denunciation, daß der angebliche Georgi Niemand anders, als der von den Behörden gerade jetzt so vielfach verfolgte Wit sei.

Ich läugne es nicht, mich schauderte ob solchem Verrathe; unmöglich war es mir, den Herrn von Hornthal meiner Phantasie, mit dem der Wirklichkeit zusammen zu reimen. Am nämlichen Abend wurde ich in das Criminal-Gefängniß der Stadt, die sogenannte Frohnfeste, abgeführt, wo mir ein anständiges, aber eng vergittertes Zimmer zur Wohnung, zwei Polizei-Soldaten zur Gesellschaft angewiesen wurden, und somit hatte ich reiche Muße zum Nachdenken. Endlich glaubte ich, es herauszuhaben. Herr von Hornthal war nichts mehr noch weniger, als ein Spion im Solde der Oesterreichischen Polizei, die sich seiner in einer doppelten Hinsicht bediente, Einmal, indem er die Wünsche und Absichten Verdächtiger ihr mittheilte, und nöthigenfalls diese selbst ihr ausliefern mußte; andererseits aber, weil er als Deputirter, als Volksvertreter, ihr zu Handen ging. Seine oft unziemlichen Angriffe gegen die Regierung, seine übertriebenen Aeußerungen und Beschwerden, die ich bis jetzt seiner Leidenschaftlichkeit und patriotischen Begeisterung zu Gute gehalten, waren dann die Folge kalter Berechnung, und von dem Oesterreichischen Polizei-Ministerio ihm dictirt, welches

einsichtig genug war, zu erkennen, daß eine Deputirtenkammer, in welcher derlei Männer hauf'ten und präsdominirten, sehr bald das Vertrauen des Regenten verlieren, und damit Gelegenheit zur Abänderung geben werde.

Man könnte fragen, warum ich den Herrn von Hornthal denn gerade als agent provocateur der Oesterreichischen Polizei betrachtet, da es doch näher lag, ihn im Baierischen Solde zu glauben? Diese meine Vermuthung entsprang aus der bekannten Vorliebe des gedachten Herrn für den Reichthum, für großen und schnellen Gelderwerb, den eine kleinere Regierung nicht leicht genügend zu befriedigen vermag. Auch sprach hiefür die leidenschaftliche politische Schriftstellerei des Herrn Geheimen-Justizraths, die keiner constitutionellen Regierung zusagen konnte, wohl aber einer absoluten, der solche Schriften, vernaculo sermone, ein gefunden Fressen waren, um daraus die Nothwendigkeit neuer Beschränkungen der Preßfreiheit zu deduciren.

In späterer Zeit erst wurde mir der Zusammenhang des Ganzen klar, und ich sah deutlich ein, daß ich dem Herrn von Hornthal Unrecht thäte, wenn ich ihn so weit aussehender Plane zeihte; er hatte nichts bei meinem Verrathe bezweckt, als einen Schmuh zu machen, und gegen etwanige Unannehmlichkeiten sich zu schützen.

Um ganz unparteiisch zu sein, muß ich Herrn von Hornthal gegen die Beschuldigung schützen, in der Absicht, mich zu verrathen, mich aufgesucht zu haben. Lediglich seine Neugier war hieran Schuld. Die Thatsache verhielt sich folgendergestalt. Am Tage meiner Abreise nach Baireuth, mithin 24 Stunden nach gehabtem Rendezvous, zeigte Herr von Hornthal schriftlich an, daß ich mich in Bamberg unter falschem Namen aufgehalten, und nach Coburg gegangen sei; zum Beweise des ersteren legte er meinen Brief an.

Die Quelle dieser Anzeige machte, daß man wenig Gewicht darauf legte; doch hielt man es für nöthig, dem General-Kreis-Commissariate desfallsige Anzeige zu machen, an dessen Sitze ich mich unglücklicher Weise eben damals befand.

Herr von Hornthal hat seinen Verrath, denn so darf man unstreitig den Mißbrauch des Vertrauens eines Anderen zu selbstischen Zwecken heißen, dadurch beschönigen wollen, daß er behauptet, er wäre der Meinung gewesen, ich sei nicht der wahre Wit, sondern nur ein Spion, der dessen Namen angenommen. Ist dieses wahr, warum denunciirte er mich nicht sogleich, und warum vermischte er, indem er Coburg als mein nächstes Reiseziel angab, Wahres mit Falschem? — Nein, der Herr Geheime-Justizrath wollte pfiffig sein,

ein kluges Benehmen sollte zwiefache Früchte ihm tragen; meine Denunciation sollte ihn einerseits gegen die etwanigen Folgen einer Indiscretion von meiner Seite sichern, und die Regierung den loyalen Mann bewundern lassen, andererseits sollte mir aber auch — so vermeinte er — kein übergroßer Schaden daraus erwachsen, indem er ja eine falsche Route, die ich eingeschlagen, angäbe. So war die Stimme des Gewissens beschwichtigt, und in Einklang gebracht mit den Anforderungen des Kopfes.

Geneigt, das gehässige Benehmen der Menschen gegen mich, wenn nur irgend möglich, zu entschuldigen, habe ich auch diese Sache von der besten Seite darzustellen mich bemühet, und würde ihrer gar nicht gedacht haben, wenn nicht der Zusammenhang der Geschichte und die Rechtfertigung eines Dritten die ganze Wahrheit erheischten. Herr von Hornthal ist lange schon in den Augen und Herzen seiner Mitbürger gerichtet; seit jener Zeit wurde er nicht wieder — was früherhin zweimal geschehen war — zum Bürgermeister, nicht wieder zum Abgeordneten in die Kammer erwählt. Bedauernswerth ist es, und wahrhaft traurig für die, welche mit der constitutionellen Monarchie es wohl meinen, daß die Koryphäen dieser Sache, die Proletarien im gewichtigen Kampfe, so wenig geeignet sind,

durch ihr Benehmen als Menschen der Sache Freunde zu erwerben. Aretin und Hornthal waren zu ihrer Zeit die Vorfechter, und fragt einmal im Frankenlande und München, was man von ihnen hält?

Ich scheide hiemit vom Herrn von Hornthal, und hoffe, daß er mich nicht zwingen wird, dieses ganze Thema noch einmal, und dann umständlicher zu behandeln. Was ich sage, kann ich vertreten, und habe bei meiner letzten Anwesenheit in Bamberg wiederholt und öffentlich es ausgesprochen.

Ueber den Selbstmord [4]).

Es giebt Gegenstände, über welche das Herkommen mit einer solchen Bestimmtheit abgesprochen hat, daß man es kaum wagen darf, sie aus einem anderen Gesichtspunkte, als dem des Herkommens, zu betrach-

---

4) Ich lasse vorstehenden Aufsatz hier abdrucken, mit der Bitte und in der Hoffnung, daß christliche Theologen und Philosophen ihn ihrer Beachtung und Widerlegung werth erachten möchten.

Wenn schon mein Herz, mein Gefühl, jetzt den Aufsatz verdammt und ihn gern als ein Gewebe gleißender Sophismen und Irrschlüsse betrachtet wissen will, so enthält er dennoch Manches, was ich nicht zu widerlegen vermag. Deshalb und nur deshalb rücke ich ihn unverändert hier ein, wie ich ihn vor Jahren im Gefängnisse niederschrieb.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

ten. Tadel, ja die liebloseste Verunglimpfung wird allemal dem zu Theil, welcher sich eine andere Bahn, als die seit Jahren betretene, eröffnet. In die Kathegorie dieser Gegenstände gehört vor Allen der Selbstmord, über welchen alle religiösen, ja auch die meisten philosophischen Secten ein unbedingtes Anathema sit ausgesprochen. Vox populi stimmte, wie natürlich, damit ein, wenn gleich sie mit ihrer gewöhnlichen Consequenz den Selbstmörder oftmals bis in die Wolken erhebt, während sie die That selbst verurtheilt.

Ich halte mich für berechtigt und berufen, ein selbstständiges, motivirtes Urtheil hier niederzulegen; ich habe diesen wichtigsten Gegenstand unter den verschiedensten Verhältnissen, in den wechselndsten Lagen des Lebens erwogen, und dennoch gelangte ich stets zu demselben Resultate. Wenn mir das Leben die höchsten Genüsse darbot, und wenn es mir nur eine unübersehbare Kette von Elend zeigte, bewegte mich stets der Eine Gedanke: »Darfst du frei schalten und walten mit »diesem angeblich dir nur vertraueten Gute? Bist du »Besitzer, oder nur Usufructuar?«

Das Resultat meines gewissenhaften Forschens widerspricht der allgemeinen Ansicht so durchaus, daß ich es zuvörderst nur in nuce dem Leser darzulegen wage. Finde ich hiemit Anerkennung, d. h. läßt

man meinem Streben, einen wichtigen Gegenstand von einer neuen Seite betrachten zu wollen, Gerechtigkeit widerfahren, so werde ich in einer umständlicheren Schrift den Selbstmord vom philosophischen und christlichen Standpunkte aus erörtern; begnügt man sich indessen damit, laut über den Scandal zu schreien, ohne denselben zu erweisen, so muß ich mich damit trösten, daß ganz andere Leute schon »den Heiden ein Gräuel gewesen und den Juden ein Aergerniß!«

Ehe man sich darüber aussprechen kann, ob und wann der Mensch das Recht habe, einen Selbstmord zu begehen, müssen wir uns über den Begriff des Selbstmordes verständigen, und namentlich darüber, ob das fragliche Wort auch dem damit verbundenen Begriffe entspreche; denn nur zu wahr sind des wackern Wandsbecker Boten Worte: »die meisten Mißverständnisse entspringen daraus, daß man sich nicht versteht.«

Wenn wir unter Mord eine in böslicher Absicht unternommene Tödtung, mithin etwas an und für sich Schlechtes verstehen, so kann auch natürlich gar keine Verschiedenheit der Meinung über den Selbstmord Statt haben; dieser ist alsdann allemal verdammlich und sträflich. Doch in dieser Zusammensetzung ist dies nicht der Fall. Das Deutsche Wort — Selbstmord — ist nur eine fehlerhafte Uebersetzung des Wortes suicidium,

das bloße factum der eignen Tödtung soll dadurch ausgesprochen werden, ohne daß man im geringsten Rücksicht nimmt, oder ein Gewicht auf die etwanige, dieselbe veranlassende Ursache oder Absicht legt. Die meisten Europäischen Völker haben daher sehr richtig den lateinischen Ausdruck in ihre Sprache aufgenommen, und nur wir und die stammverwandten Völker haben eine sinnentstellende Uebersetzung vorgezogen, die um so mehr auffällt, wenn man bedenkt, daß gerade bei den germanischen Stämmen die suicidia vorherrschten. Die Engländer allein hat ein richtiger Tact geleitet, ein Instinct hat sie gleichsam bestimmt, zwei Worte für die Eine Handlung zu benutzen, Suicide und Felo-de-se, nur hatten sie dabei lediglich den Unterschied der gesetzlichen, nicht der ethischen oder religiösen Zurechnung vor Augen.

Suicidium ist nun diejenige Handlung, wodurch der Mensch, frei von jedem äußeren Zwange, aus eignem freien Entschlusse, mithin absichtlich, durch Vernichtung des Körpers das Leben verläßt. Ein Versuch zum Selbstmorde (suicidio) findet demnach Statt, so wie sich Jemand vorsätzlich in eine Lage begiebt, die seines Bedünkens den Tod zur Folge haben muß.

Hieraus ergiebt sich, daß das Wesentliche des Selbstmordes, das Charakteristische desselben keineswegs in dem bloßen facto besteht, daß ich durch meine eigne

Hand, oder (wie z. B. beim Ertränken) durch irgend einen Actus meines Körpers umkomme, sondern darin, daß ich in Folge eines freien geistigen Entschlusses das Leben verlasse. Allgemeiner ausgedrückt kann man demnach behaupten, daß es nicht die körperliche, sondern die geistige Tödtung ist, welche das sogenannte Verbrechen des Selbstmordes constituirt.

Dies ist unläugbar, denn widrigenfalls wäre ich ein Selbstmörder, wenn ich durch eigene Unvorsichtigkeit mich erschösse, und keiner, wenn mein Bedienter auf mein Geheiß es thäte.

Diese Definition muß man scharf im Auge behalten, um sich nicht in zahllose Widersprüche zu verwickeln; denn Eine und dieselbe Handlung, von Einer und derselben Person begangen, kann das eine Mal Attentat zum Selbstmorde sein, das andere Mal nicht. Lasse ich mich in einen Zweikampf ein, lediglich in der Absicht und Erwartung, von meinem Gegner erschossen zu werden, so bin ich, entspricht der Erfolg meiner Absicht, als Selbstmörder zu betrachten. War dies aber nicht mein Wunsch, bestimmten andere Gründe mich zum Kampfe, so bin ich, selbst im Falle, daß ich mich mit eigner Hand entleibte [5]), kein Selbstmörder.

---

5) Dieser Fall kann eintreten, wenn die Duellanten nur Eine Pistole laden, sie neben eine ungeladene legen, und dann das

Beim Selbstmorde, wie überhaupt bei jeder Handlung, tritt ein gedoppelter Gesichtspunkt ein, d. h. er kann entweder Zweck oder Mittel sein. Dies allein giebt uns den Maßstab der Beurtheilung ab. Um jedoch jeder desfallsigen Mißdeutung zu begegnen, müssen wir uns überhaupt über dasjenige verständigen, was wir hier auf Erden als Zweck, und was wir als Mittel ansehen.

Im ersten Hefte meiner Lucubrationen habe ich meine individuelle Ansicht hierüber umständlich entwickelt; hier aber glaube ich den Zweck unsers Erdenwallens nemine contradicente dahin aussprechen zu dürfen: »Der Mensch soll seine Fähigkeiten und Anlagen, »den Complexus seiner geistigen Kräfte, harmonisch »entwickeln; er soll — religiös gesprochen — sich »auf Erden den Himmel verdienen; — christlich gere»det — desselben durch die Gnade sich würdig machen.« Diese Definition wird hoffentlich der Rationalisten, wie Supernaturalisten Beistimmung sich erfreuen dürfen, wenn gleich sie selbige, bei genauerer Bestimmung, ihren Systemen gemäßer interpretiren werden. Für die, denen das Leben selbst einziger Zweck des Lebens

---

Loos entscheiden lassen, mit der Bedingung, daß Jeder die ihm also zu Theil gewordene gegen die eigne Brust abdrücke.

ist — die reinen Materialisten — schreibe ich nicht. Ihnen erscheint auch der Selbstmord als etwas ganz Erlaubtes, ein Purgiermittel für den überladenen Magen.

Die aus Obigem hervorgehende zweite Frage: wozu ward dem Menschen der Körper? ist nicht schwer zu beantworten. Er ward ihm als Mittel zur Erreichung des obgedachten Zwecks. Wer den Zweck will, muß aber auch für die Mittel sorgen. Die Erhaltung des Körpers wird uns demnach zur Pflicht, da und insofern derselbe Bedingniß zur Erreichung unseres Endzweckes ist. Hieraus ergiebt sich, wie die Sorge des Menschen für seinen Körper nicht directer, sondern indirecter Zweck des Menschen sei, eine conditio sine qua non.

Betrachten wir nun die Erhaltung des Körpers als eine, der höheren geistigen Erhaltung und Entwickelung subordinirte Pflicht, und beobachten aufmerksam den Gang und die Verwickelungen des menschlichen Lebens, so finden wir, daß oftmals Fälle sich ereignen können, wo jene mit dieser im Widerspruche steht. Die höhere Pflicht, für unser geistiges Wohl zu sorgen, gebietet uns oftmals die Nichtachtung, ja die Vernichtung des Leiblichen. So wie wir demnach erkennen, daß wir den absoluten Zweck nicht erreichen können, um des relativen halber, so

hört natürlich dieser von selbst auf, da zu sein, und das Leben der Seele heischt das Opfer des Körpers.

Man kann und wird mir hier einwenden: »Wo»her weißt du es denn mit solcher Bestimmtheit, daß »deine geistige Erhaltung in diesem oder jenem Falle »deine leibliche Vernichtung heischt?« — Hierauf entgegne ich, daß kein Mensch unfehlbar, daß es aber doch besser ist, sein Leben zu vernichten, wenn es höchst wahrscheinlicherweise schadet, als es zu erhalten, weil es möglicherweise noch nützen könnte. All' unser Streben ist ja nur ein Rechnen des Unendlichen, ein stetes Appropinquiren, und der Allbarmherzige nimmt bei der Beurtheilung unserer Handlungen nur die Gleichung zur Norm, welche wir selbst uns genommen.

Bei jeder Handlung, die wir nicht um ihrer selbst willen, sondern nur in der Absicht, dadurch dieses oder jenes zu erreichen, thun, können wir uns leichtlich täuschen, denn die Folgen sind in Gottes Hand. Doch diese Täuschung ist, war anders der beabsichtigte Zweck nur rein und gut, lediglich ein Irrthum des Verstandes, kein Fehler des Herzens und Willens. Wir werden dadurch zwar hier, aber nicht dorten zurechnungsfähig.

Hienach handelt der Mensch zweifelsohne sündlich, d. h. er widerstreitet dem Endzwecke seines Daseins, wenn er sich tödtet, um sich zu tödten, d. h. wenn

ihm das Sterben nicht Mittel, sondern Zweck ist. Auch ist jeder Selbstmord Verbrechen, den man aus irdischen Gründen unternommen, etwa weil Einem das Leben nicht mehr gefällt, weil man der Armuth, der Schande u. s. w. entgehen will. Verächtlich wird er, wenn man sich zu ihm wendet, um dem rächenden Arme des irdischen Richters zu entgehen, oder im tollen Wahne, dem himmlischen dadurch entfliehen zu können. Ein Cato, der im geknechteten Staate nicht mehr leben mag, ist in meinen Augen um nichts besser, als der Engländer, der im Spleen, oder aus Langeweile, im hanging month zur Abwechslung sich aufknüpft. Beide verlassen nur das Leben, weil sie es nicht mehr mögen, weil es ihnen nicht länger zusagt. Ein Curtius dagegen giebt uns das Beispiel eines bewunderungswerthen Selbstmordes; in den Abgrund stürzt er sich, auf daß er sich schließe, sein Leben vernichtet er, auf daß er das seiner Mitbürger errette.

Wahrhaft empörend bleibt indessen die Inconsequenz, mit welcher die Regierungen es sich erlauben, gegen Selbstmörder richtend zu verfahren, indem sie denselben ein ehrliches Begräbniß verweigern und auf mancherlei sonstige Weise noch ihr Andenken zu schänden suchen.

Wenn nämlich der einzelne Mensch — der Fürst —

oder wenn die moralische Person — der Staat — es wagen darf, einem andern Menschen das Leben zu rauben, weil sie sein Dasein mit dem allgemeinen Wohl unverträglich hält, so darf sie es wahrlich auch dem Einzelnen nicht verargen, der aus eben diesem Grunde — denn das wahre Wohl des Einzelnen und Aller ist identisch — sich selbst das Leben nimmt. Kennt denn der Richter das Innere des Verbrechers so genau? Weiß der Richter denn, ob nicht die göttliche Weltordnung eben dieses verbrecherischen Individui sich bedienen wollte, um große, das Beste der Welt bezweckende Plane zu betreiben? Keiner kann es läugnen, daß ich doch noch mit größerer Sicherheit darüber bestimmen kann, ob mein geistiges Wohl meine leibliche Vernichtung erheischt, als der Staat es wissen kann, daß seine Sicherheit, sein Wohlergehen den Tod des Individui unumgänglich fordert.

Die Criminalgesetzgebung, dieses Amalgama der schreiendsten Ungerechtigkeiten, soll hierüber wachen. Traun, da ist das menschliche Wohlergehen in den besten Händen! Ihre Hauptbasis, die Imputabilität, ruht auf den morschesten Stützen; denn die moralische Zurechnungsfähigkeit ist himmelweit von der juristischen unterschieden. Diese sieht nur darauf, ob die durch das Gesetz verpönte Handlung beabsichtigt war; jene,

warum sie beabsichtigt worden. Unerbittlich bricht der vermessene Richter über den Verbrecher den Stab, unbekümmert, ob ihn Liebe oder Haß, ob der Himmel ihn, oder die Hölle, zum sogenannten Verbrechen verleitet.

Ich bin weit entfernt, dem Staate das Recht bestreiten zu wollen, den gefährlichen Staatsbürger unschädlich machen zu dürfen. Ohne Hinrichtungen glauben die Herren sich ja nicht erhalten zu können; aber was dem Einen Recht ist, ist dem Anderen billig, und daher verlange ich nur für mich eben diese Begünstigung. Das Todesurthel, welches er über den Bürger fällt, nicht um ihn zu strafen — denn das kann nur Gott — sondern um ihn davon abzuhalten, daß er dem allgemeinen Besten hinderlich werde, das will auch ich, aus denselben Gründen, über mich fällen dürfen. Wie unsinnig sind doch die socialen Einrichtungen! Man erlaubt mir, um das eigne Leben zu erhalten, dem Anderen das Seine zu rauben (Nothwehr); man spricht einem Menschen das Leben ab, weil er — vielleicht durch wiederholtes Stehlen — das zeitliche Wohl Anderer gefährdet, und dennoch will man es mir untersagen, über mich selbst zu disponiren. Im Zustande der größten Nothwehr, wenn mein Geist schier den Angriffen des Körpers zu unterliegen drohet, darf ich mich nicht tödten!

Im bisher Gesagten beleuchtete ich den Selbstmord nur vom allgemeinen philosophischen und staatsbürgerlichen Standpunkte aus. Ich will ihn jetzt noch vom Gesichtspunkte des religiösen Menschen, des Christen, betrachten. Keine Dogmen, keine Symbola, sondern das Buch der Bücher, das neue Testament, sei hierin unsere Norm; denn es enthält der Stellen nicht wenige, in denen es auf das bestimmteste ausgesprochen ist, daß der Mensch den Körper aufopfern soll, um das ewige Leben zu erretten. Zwei Hauptstellen hiezu sind:

Evangelium Matthäi, Cap. 5. V. 29 seqq. und

Evangelium Marci, Cap. 9. V. 43 seqq.

»So dich aber deine Hand ärgert, so haue sie ab. »Es ist dir besser, daß du ein Krüppel zum Leben ein»gehest, denn daß du zwo Hände habest, und fahrest »in die Hölle, in das ewige Feuer;«

»Da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht »verlöschet.«

»Aergert dich dein Fuß, so haue ihn ab. Es ist »dir besser, daß du lahm zum Leben eingehest, denn daß »du zween Füße habest, und werdest in die Hölle ge»worfen, in das ewige Feuer;«

»Da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht »verlöschet.«

»Aergert dich dein Auge, so wirf es von dir. Es »ist dir besser, daß du einäugig in das Reich Gottes »gehest, denn daß du zwei Augen habest, und werdest »in das höllische Feuer geworfen;«

»Da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht »verlöschet.«

»Es muß Alles mit Feuer gesalzen werden, und »alles Opfer wird mit Salz gesalzen.«

Denn daß hier nicht bloß von den einzelnen, bestimmt genannten Gliedern des Körpers, sondern überhaupt vom Körper die Rede ist, kann nicht geläugnet werden. Jene Worte können demnach keine andere Auslegung zulassen, als die zunächst liegende: »Vernichte alles Irdische, welches dir zu deinem ewigen Heile im Wege, »erkaufe gern das ewige Leben durch den zeitlichen Tod.«

Verfolgt man diesen Begriff, so wird man finden, wie der Opfertod im Grunde nichts ist, als ein Selbstmord. Jener aber ist das Fundament des Christenthums. Der Heiland wollte den zeitlichen Tod sterben, damit wir des ewigen Lebens theilhaftig würden; die Jünger warnten ihn vor den Gefahren, aber er suchte sie auf, indem er dahin ging, wo der Hohenpriester Häscher sich verborgen hielten.

Wollte man dem Menschen die Befugniß rauben, frei mit seinem Leben zu schalten, und keinem Anderen, als dem Herrn der Herren über Gebrauch oder Mißbrauch desselben Rechenschaft abzulegen, so entzöge man dem irdischen Pilgerleben auch den letzten Reiz noch. Man vernichtete alles Schöne und Große an demselben, welches sammt und sonders die Aufopferung zum Zwecke hat, d. h. die Hintansetzung des Irdischen.

Um consequent zu bleiben, müßte man dann ängstlich bei jeder Handlung bedenken, ob nicht etwa die Gesundheit darunter litte, und nie dürfte man das eigne Leben daran setzen, um das fremde zu erhalten. Pfui, des erbärmlichen Hundelebens!

Nein, das suicidium ist, wie überhaupt jede Handlung, etwas an und für sich weder Schlechtes, noch Gutes. Verbrecherische oder pflichtmäßige That wird selbige erst, je nachdem sie Zweck oder Mittel ist. Daher hütet euch, den Stab über euren Mitmenschen zu brechen, der aus vermeintem (?) Pflichtgefühle die irdische Hülle von sich abstreifte.

Deutet doch auch unsere ganze Organisation darauf hin, daß das sogenannte Leben nur als ein Weg zum Tode zu betrachten, daß es ein stetes Sterben, der sogenannte Tod dagegen nur eine Beendung des Sterbens, und somit der Eingang zum wahren Leben ist.

Der Wille, oder nicht einmal der Wille Anderer, ein bloßer Zufall gab uns dies zeitliche Leben; unser eigner freier Entschluß giebt uns, wenn wir wollen, das wahre Leben, den Tod. Steht denn aber der Wille nicht höher, als der Trieb? der feste Entschluß nicht über dem leidigen Zufalle? und hat die Natur es nicht in ihrer Allweisheit bestimmt, daß nur Ein Pfad zum irdischen Leben führt, während wir auf tausenden zum ewigen gelangen können?

Es ist nicht so leicht, ein Leben zu verlassen, welches schon deshalb, weil der Hoffnung Strahl es stets erhellet, der Reize so manche für uns hat. Wer festen, besonnenen Muthes diesen Schritt vornimmt, wohl eingedenk dessen, was droben seiner harret, muß zuvörderst einen gewaltigen Kampf durchkämpfen; denn es ist die einzige That, die man nicht wiederholen, die man nicht, war sie Vergehen, durch Reue zu sühnen vermag. Es ist die einzige That, über deren Rechtmäßigkeit kein Anderer, über welche weder Staat, noch Kirche urtheilen kann.

Gott richtet dich, wie du dich selbst gerichtet.

Viertes Capitel.

Der Freiherr von Welden. — Gründe, die mich zur unbedingten Offenheit gegen die Regierungen bestimmten. — Ueber das geheimnißvolle O. — Der Ministerialrath von Abel. — Theilnahme der Mainzer Commission an meinem Schicksale. — Der Bund der Brüder für Freiheit und Recht. — Ueber die Basis der Erziehung. — Schreiben des Ministerialrathes von Abel.

Die ersten Tage vergingen mir in dumpfem Hinbrüten; der Schlag, der mich betroffen, war zu hart, um so schnell überwunden zu werden; dazu bedurfte es der Zeit, und vor Allem einer neuen geistigen Aufregung.

Letztere sollte mir werden, und das von einer Seite, wo ich sie am wenigsten erwarten durfte. Der schon genannte Freiherr von Welden kam zu mir in's Gefängniß, um mir anzuzeigen, daß er meinethalben nach München berichtet habe, bis dahin aber sich genöthigt sehe, mich in enger Haft zu bewahren.

Ich läugne nicht, ich hatte gegen den gedachten Regierungspräsidenten ein Vorurtheil gefaßt, weil die

allgemeine Stimme sich so verschieden über ihn aus=sprach. Die Vornehmeren nannten ihn hochmüthig, stolz und einen eingefleischten Aristokraten, während der ganze Bürger= und Bauernstand ihn als den herablassendsten und wohlwollendsten Mann fast vergötterte. Alle aber zollten ihm das Lob, daß er durch und durch rechtlich, gescheit, und seinem Posten vollkommen gewachsen sei.

Persönliche Berührungen und die Erwähnung sei=nes Bruders, eines der ausgezeichnetesten Officiere des Oesterreichischen Generalstabes, veranlaßten ein Ge=spräch, welches bald auf die Zeit und ihre wunderbare Erscheinungen überging. Alles, was Herr von Welden in dieser Beziehung äußerte, war so bestimmt, so prac=tisch durchdacht, und dennoch so rechtlich, daß es meine unbedingte Zustimmung hatte, und dem Redenden selbst meine höchste Achtung gewann.

Die Antwort aus München verzögerte sich, und Herr von Welden war gütig genug, mir täglich meh=rere Stunden zu schenken: kein kleiner Trost in mei=ner bekümmerten Lage. Dem erfahrenen Manne konnte es nicht lange verborgen bleiben, wie ich keineswegs der sei, für den man mich halte, und wie mein traurі=ger Zustand zum großen Theile aus dem Streite ent=springe, den ich täglich und stündlich mit mir selbst zu kämpfen gezwungen, indem meine Vernunft mir

sagte: Trage bei zur Unterdrückung des revolutionären Unwesens, und schenke den Regierungen Vertrauen, während mein Gefühl sich gegen den Gedanken auflehnte, die früheren Freunde zu verrathen. Ohne eine directe Einwirkung sich zu gestatten, ja vielleicht, ohne selbst es zu wollen, gab er den Ausschlag, indem er mir seine Kunde von der Existenz des eben damals erst entdeckten Jünglings-Bundes mittheilte.

Dies war für mich entscheidend, denn ich erkannte in ihm auf's deutlichste das Resultat der, im ersten Bande meiner Fragmente dem Leser schon mitgetheilten, Pariser Verhandlungen.

Da kein Einziger der Unbedingten eingezogen, und demnach alle Wahrscheinlichkeit dafür war, daß keines der verhafteten Mitglieder jenes Bundes den Ursprung desselben kannte, so befanden sich die Regierungen in der peinlichsten Stellung von der Welt. Es ging ihnen, wie dem armen Wanderer, der, von Räubern verfolgt, in eine Gegend gelangt, wo ihm von allen Seiten die Inschrift entgegenstarrt: »Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse!«

Menschen und Cabinette, denen daran lag, Deutschlands constitutionelle Freiheit gleich im ersten Aufblühen zu untergraben, frohlockten über diese Entdeckung. Die leidenschaftlichen Ultra's triumphirten, weil die

traurigen Prophezeihungen des Carlsbader Congresses in Erfüllung gegangen war, und sich der Beschlüsse Unzulänglichkeit dadurch erwiesen hatte. Jeden freisinnigen Mann, jeden unabhängigen Schriftsteller und Staatsmann stellten sie als geheimen Verschwörer und Mitglied jenes Bundes der Alten dar, von dem die Inhaftirten so viel redeten, ohne genauere Angaben liefern zu können.

Aus den mir mitgetheilten Namen der Verhafteten konnte ich schließen, daß die große Mehrzahl derselben nichts zu sagen habe, die Wenigen aber, die etwas sagen könnten, nichts sagen, oder durch anscheinende Offenheit den Gang der Untersuchung noch mehr irre leiten würden.

Erschien mir demnach das Unheil, welches für Deutschland aus der Ueberschätzung und falschen Benutzung der gemachten Entdeckung zu entstehen drohete, noch größer, als die entdeckte Gefahr selbst, so war ich doch auch weit entfernt, letztere für gering anzusehen. Ich wußte, wie ernste Absichten man hatte, und der entdeckte Bund bewies, wie ernst man zur Ausführung derselben geschritten.

Längeres Schweigen wäre mir jetzt als ein Verrath an der guten Sache, als eine Todsünde gegen Gott und Menschen erschienen; ich war vielleicht der Einzige, der den Schlüssel hiezu geben konnte, und zu-

gleich auch wollte, und deshalb beschloß ich, zu sprechen. Ich that es ganz freiwillig, unaufgefordert, und, so wahr ich an Gott und eine ewige Vergeltung glaube! in der alleinigen Absicht, die Regierungen von Irrwegen, von der Mißhandlung Unschuldiger abzuhalten, und sie über die wahre Gefahr aufzuklären.

Bis jetzt hatte ich geglaubt, man könne durch milde Mittel, durch geheimes Entgegenwirken, das revolutionäre Gift aus dem Deutschen Staatskörper entfernen, und deshalb hatte ich mich nur confidentiell darüber gegen Männer ausgesprochen, von denen kein Mißbrauch zu besorgen war. Jetzt war das Uebel ausgebrochen, und, öffentlich geworden, erheischte es auch gleiche Entgegnung. Ich fühlte wohl, wie ich leichtlich den bestehenden Verdacht gegen Einzelne bis zur Gewißheit steigern, Anderer erwiesene Schuld noch vergrößern würde; aber was gilt des Einzelnen Wohl, wo es des Ganzen Erhaltung bedingt? Ueberdies konnte die Milde, die Gnade nur dann eintreten, wenn die Regierungen das Uebel selbst exstirpirt hatten; bis dahin konnte die stets wachsende Besorgniß keine Vergebung zulassen; je schneller, je erschöpfender die Wahrheit daher an's Licht kam, desto besser für Alle.

Ich wandte mich daher schriftlich an den Frei-

herrn von Welden, mit dem Ansinnen, nach München

zu berichten, daß ich gesonnen sei, meine ganze Kenntniß vom revolutionären Unwesen in Deutschland gerichtlich zu denunciiren, und um eine Commission bitte, der ich über alles Erforderliche die nöthige Aufklärung geben könne [1]).

Dies geschah, und nach acht Tagen kam der Königlich Baierische Ministerialrath von Abel von München nach Baireuth.

---

1) In Baiern hielt man sich nicht für ermächtigt, Verhöre zu veranlassen, ehe ich selbst das Verlangen danach ausgesprochen. Der alte König Max betrachtete unglückliche Flüchtlinge nicht als eine res nullius, die dem primo occupanti zufielen.

Ueber einen einzigen, durchaus unschuldigen Brief des bekannten Philologen Hans Caspar von Orelli indessen wurde ich sogleich, in Folge eines von München aus per Expressen übersandten Ministerial-Rescriptes, vernommen. Da im Schreiben selbst der Politik auch nicht auf das entfernteste Erwähnung gethan war, konnte ich die Wichtigkeit, mit der man inquirirte, gar nicht begreifen. In Berlin erst wurde mir durch die Mittheilung eines, im siebenten Capitel umständlicher beschriebenen Berichtes der Mailänder Carbonari-Commission, der Schlüssel hiezu. Das gedachte Schreiben war nämlich nur mit einem O, der Initiale des Namens Orelli, unterzeichnet. Unglücklicherweise heißt es aber in jenem Berichte:

»Jetzt noch ehret der Orden (der Sublimi Maestri Per-
»fetti) das Andenken Oudet's, der als Französischer General
»in der Schlacht bei Wagram geblieben, oder, wie es später

Ich hatte den Wunsch, die von ihm mit mir aufgenommenen Protocolle der gegenwärtigen Erzählung einzuverleiben, und zu dem Ende die Königlich Baierische Regierung des Obermainkreises um die Mittheilung derselben ersucht. Da mir aber auf mein desfallsiges Ansuchen keinerlei Antwort geworden, so muß ich mich hier, im Allgemeinen, auf die Erklärung beschränken, daß sie über den Begriff der Unbedingten, die Entstehung und erste Verbreitung derselben, und namentlich über die in Paris mit den Franzosen gepflogenen Unterhandlungen sich verbreiteten, worüber ich den ersten Band meiner Fragmente, wie auch die erste Abtheilung des dritten Bandes zu vergleichen bitte.

Als ich die gedachten Eröffnungen machte, war ich des festen Glaubens, daß meine Pariser Thätigkeit

---

»hin in der gedruckten Geschichte der Philadelphen hieß, auf »Napoleons Befehl ermordet wurde, als des Stifters der »Philadelphen, einer vorzüglich gegen die Wiederherstellung »der Monarchie in Frankreich gerichteten Gesellschaft. Der »Diacon oder Kreisvorsteher trägt noch jetzt, nach dem Ritual, »zu seinem Gedächtniß, ein symbolisches D (den Anfangsbuchstaben des Namens Dudet's) en sautoir am Logentage auf »der Brust. Eben so sind auch die geheimen Zeichen der Synoden, Kirchen u. s. w. mit einem D umkränzt.«

Man glaubte daher, mit Einem Male der Synode der Deutschen Sublimi Maestri Perfetti auf die Spur gekommen zu sein.

das Verbrechen des Hochverrathes gesetzlich begründe, und meine einzige Bitte war stets die, daß man durchaus keine Milderung gegen mich eintreten, sondern dem strengen Rechte freien Lauf lassen möge. Wo es nicht zur Sache nöthig schien, hütete ich mich wohl, Personen zu nennen; anders aber, wo der Zusammenhang der Begebenheiten das genaueste Detail erforderte; da theilte ich, was ich wußte, umständlich mit, unbekümmert, ob Dritte durch diese Aeußerungen inculpirt werden könnten, oder nicht. Der Zufall, oder vielmehr Gottes Güte wollte, daß diejenige Person, über welche ich mich am stärksten äußern mußte, der Professor Carl Follenius, sich außer dem Bereiche der Deutschen Polizeien befand; aber ich schäme mich nicht, frei zu bekennen, daß ich es eben sowohl gesagt haben würde, wäre er zur Stelle gewesen.

Welchen furchtbaren Kampf es mir kostete, gegen die Freunde meiner Jugend die Anklage auf Leben und Tod zu erheben, weiß der Allwissende, und meine Inquirenten, wenn ich anders so die Männer bezeichnen darf, die meine Angaben entgegen nahmen, waren Zeugen davon.

Weit entfernt, jetzt eine Erleichterung meiner Lage von der wohlwollenden Behörde zu begehren, konnte man mich nach meinem eignen Verlangen nicht strenge

genug behandeln; als mein Geld mir ausging, weigerte ich mich, irgend eine Unterstützung von der Regierung anzunehmen, und erwarb mir mit Abschreiben von Acten für das Baireuther Stadtgericht meinen spärlichen Unterhalt.

Ich bemühete mich, die eigne Schuld in's stärkste Licht zu setzen, in der Hoffnung, den Tod zu verdienen, und durch selbigen den Beweis zu liefern, daß nur die Liebe für das Gute und Rechte, nicht aber Haß oder jämmerliche Ichheit mir jene Geständnisse dictirt.

Nicht der Wunsch, hiedurch mein Benehmen zu entschuldigen, hat mich zu dieser Darlegung meiner Motive bestimmt — ich bedarf dessen nicht, und weiß zur Genüge, daß ich meinen Gegnern durch vorstehende Zeilen den reichsten Stoff der Anklage gebe — sondern die Pflicht, wahr und treu das Erlebte und Gethane zu berichten. Wer nie in ähnlicher Lage sich befand, kann sich unmöglich dahinein versetzen, und ich werde daher Keinem zürnen, der bedenklich dazu den Kopf schüttelt, oder gar über mich den Stab bricht.

Nach acht Tagen reis'te der gedachte Commissarius wieder ab, mit dem Versprechen, so bald als möglich zurück zu kehren, um mich dann ausführlich über manches den Regierungen noch durchaus Unerklärliche zu vernehmen.

War ich gleich von der Rechtmäßigkeit des gethanen Schrittes so fest überzeugt, daß auch nicht der leiseste Zweifel deshalb meine Ruhe mehr störte, so stürmte und drängte es doch in mir, weil ich leicht voraussehen konnte, daß Preußen, das von mir gehaßte und verabscheuete Preußen, Alles anwenden würde, die fernere Untersuchung gegen mich in Berlin zu vollenden.

Es steht mir nicht zu, hier das Dunkel durchdringen zu wollen, worin die über mich und meine Auslieferung gepflogenen Verhandlungen absichtlich oder zufällig gehüllt sind. Daher nur so viel:

Die Mainzer Commission, froh, endlich denjenigen erhascht zu haben, der ihr das fehlende Mittelglied in der demagogischen Kette schien,

ενχειρησιν naturae nennt's die Chemie,

Spottet ihrer selbst, und weiß nicht wie,

trug sogleich beim Bundestage darauf an, daß die Untersuchung gegen mich in Berlin geführt werde, wo man am besten in diesen Sachen bewandert sei. Der Dänische Gesandte consentirte hiezu, wie der Verlauf erhellt, etwas eigenmächtig.

Da nun aber Preußen durchaus keine Rechte auf mich haben konnte, und die Verfolgungen gegen mich — als aus den Oesterreichischen Gefängnissen entsprun-

gen — zuerst von Oesterreich eingeleitet worden, verlangte ich, wolle man anders durchaus von Baiern mich removiren, nach Wien gebracht zu werden. Dies wollte man indessen in Berlin nicht zugeben, eben so wenig wie den von München aus gemachten Vorschlag, einen Preußischen Beamten als Concommissarius nach Baireuth zu senden. Da Oesterreich sah, wie ungern ich nach Preußen ginge, und wahrscheinlich besorgte, daß mein Vorurtheil gegen diesen Staat mein Vertrauen schwächen und meine Mittheilungen lähmen würde, wirkte es dahin, daß man von Seiten Dänemarks die Auslieferung rückgängig zu machen suchte. Der Dänische Gesandte begab sich in dieser Absicht nach Mainz; aber es war zu spät, die Commission bestand auf der Erfüllung des einmal gegebenen Versprechens.

Der Ministerialrath von Abel hatte über mich, außer der eigentlichen officiellen Relation, noch einen confidentiellen Bericht abgestattet, der sehr zu meinen Gunsten war. Dieser gelangte, Gott weiß wie! in die Hände der Mainzer Commission, und anstatt mir zu nützen, schüttete er Oel in die Flammen. Man glaubte nämlich, eine besondere Vorliebe des Referenten für mich daraus zu ersehen, und drang um so mehr auf meine Versetzung nach Preußen. So schadete mir, was zu meinem Nutzen bestimmt war, in diesem, wie in man-

chem anderen Falle. Alle meine Inquirenten nämlich, alle Männer, zu denen ich während meiner vieljährigen Haft und Untersuchungszeit in näherer Berührung gestanden, haben mir die wärmste Zuneigung geschenkt und bewahrt. Anstatt aber hievon Vortheil zu ziehen, habe ich darunter gelitten; man wollte mich nun einmal — nicht etwa schuldig finden, dies war auch meine eigne Ueberzeugung — sondern als einen gefährlichen Intriguanten dargestellt wissen, der bei seinen dermaligen Bestrebungen nicht das Interesse der Wahrheit, sondern fremde Zwecke verfolge.

Ueber diese Pourparlers gingen mehrere Monate hin, während welcher Zeit ich fortwährend krank war, und mich oft dem Tode nahe glaubte. Der Ministerialrath von Abel kam nicht wieder, und der einzige Mensch, den ich sah — wenn ich die Wache ausnehme, die Tag und Nacht nicht von meinem Lager wich — war der Freiherr von Welden. Besser, als der Arzt, meinen Zustand durchschauend, suchte er durch Vertrauen und Beschäftigung mein Gemüth aufzurichten, und somit auch den Körper neu zu beleben. Im Anhange wird man einen Aufsatz finden, den ich in jener Zeit, gleich nach Lesung des Aretin'schen Constitutio-

nellen Staatsrechts, niederschrieb. Ich lasse ihn aus meinen Lucubrationen abdrucken, weil ich die darin ausgesprochenen Ansichten der Beachtung nicht unwerth glaube, und mir gründliche Belehrung wünsche.

Was mich aber in jener Zeit besonders beschäftigte und ansprach, war die neue Schuleinrichtung, die man für ganz Baiern beabsichtigte. Nirgends machten die traurigen Folgen einer zu laxen, der Ungebundenheit des Zeitgeistes zu sehr nachgebenden Schul-Disciplin sich fühlbarer, als dort, wo die Entdeckung des sogenannten Bundes der Brüder für Freiheit und Recht [2]), eben damals die größte Aufmerksamkeit des Königs auf diesen wichtigsten Punkt hingeleitet. Eine Bande von Schulknaben nämlich, einen zwanzigjährigen Lyceisten an der Spitze, stahl, raubte und sengte in der Umgegend von Erlangen und Nürnberg. Unstreitig war die Idee dieses Bundes das Werk eines verworfenen Burschen, der rein persönliche Absichten damit bezweckte; aber unbestreitbar blieb es doch auch, daß er

---

2) Möglich wäre es, daß mich mein Gedächtniß bei der Angabe des Namens der Verbindung getäuscht, doch glaube ich es kaum.

Dies übrigens nur für die, denen ein falsch geschriebener Name, ein verkehrtes Datum, als Beweis der Unwahrheit der Thatsachen gilt.

die Theilnehmer dazu unter dem Vorgeben geworben, daß man etwas höheres Demagogisches bezwecke. So war es namentlich ausgesprochen, daß man die bedeutenderen Städte Baierns abbrennen wolle, um dadurch eine Unzufriedenheit zu bewirken, die man Behufs der beabsichtigten Revolution benutzen könne.

Bedenkt man nun, daß die Verbundenen manche Carbonari-Zeichen hatten, und gegen die Neu-Aufgenommenen den engen Zusammenhang mit Follenius und anderen Demagogen behaupteten, so darf man sich wol nicht darüber wundern, daß anfänglich diese — wie sich später erwiesen, ganz isolirt stehende — Bande, als in Berührung mit dem, eben damals entdeckten, demagogischen Bunde erachtet wurde.

Den alten König Max hatte diese Verworfenheit der Schuljugend so sehr empört, daß er, halb unwillig, halb prophetisch ausgerufen: »Ich sehe schon, die »halten doch keine Ruhe, bis ich ihnen erst »die Jesuiten auf den Hals geschickt.«

Was Herr von Welden mir über diese Sache mittheilte, genügte, um die ganz isolirte Existenz der Verbindung zu erweisen, und sonderbar genug lieferten hiefür gerade die entgegengesetzten Angaben den Beweis. Jene Carbonari-Zeichen nämlich, welche sie im Jahre 1822 oder 1823 erhalten zu haben vorgaben,

waren keinesweges die zu jener Zeit gebräuchlich gewesenen, sondern frühere, die damals schon cassirt waren, weil sie theils den Regierungen, theils sogar dem Publico durch den Druck bekannt geworden. Hätten sie nun aber wirklich Berührungen gehabt mit den Carbonaris, so würden diese ihnen doch nicht die falschen Zeichen gegeben haben!

Es wäre Vermessenheit von mir gewesen, ein Urtheil über dasjenige fällen zu wollen, was gelehrt werden soll, wie auch über die Folge, in welcher es zu lehren. Dies setzt eine gründliche gelehrte Bildung und Kenntnisse voraus, auf die ich keinen Anspruch machen kann. Aber etwas Anderes ist derjenige Theil der Erziehung, worin die Beziehungen der Schule zum Leben, und somit der Uebergang aus den niederen Schulen auf die Akademie ihre Begründung erhalten sollen.

Unstreitig widerspricht in den meisten Landen Deutschlands der durch die Schulformen in der Jugend ausgebildete Geist durchaus dem Geiste der Staatsverwaltung. Die Regierungen allein trifft die Schuld der demagogischen Umtriebe, indem sie die Jugend auf eine Weise erziehen lassen, welche ihr das spätere Leben verhaßt machen muß. Wenn der Baum erst

groß und kräftig, muß man ihn stehen lassen, wie er ist, oder ihn abhauen; aber so lange er noch schwach und schmiegsam, kann man ihn nach Gefallen ziehen.

Niemand erkannte so richtig und wahr den ungeheuren Einfluß der Erziehung, als Napoleon. Um die durch die Revolution verwilderten und exaltirten Franzosen zu bändigen und der Monarchie zu befreunden, begünstigte er die katholische Kirche, und legte das Studium der exacten Wissenschaften, und namentlich das der Mathematik, der ganzen Schulbildung zum Grunde.

Hierauf müßte denn auch, meines Bedünkens, die Schulbildung unserer Zeit basirt werden. Die vorherrschende Beschäftigung mit den alten Sprachen auf Schulen ist sicherlich schädlich; denn man treibt dieselben entweder ihres Inhalts wegen, und dann leistet dies Studium der Phantasie zu vielen Vorschub, oder man treibt sie nur als Sprache, und dann ist es reine Zeitvergeudung — ja noch etwas schlimmeres. Ganz anders ist es mit der Mathematik; den festen, unabänderlichen Normen derselben muß und wird das jugendliche Gemüth sich willig fügen, welches gegen die lächerliche Willkühr der Grammatik nur zu gerne sich auflehnt.

Endlich, in der Mitte des Monates Mai, nachdem meine Aussagen die nicht beabsichtigte Folge gehabt, daß sie, bei der Zusammenkunft der Deutschen Minister auf dem Johannisberge, dem abermaligen Provisorio zu einem Hauptvorwande dienen mußten, waren alle Einwürfe pro et contra erschöpft, und meine Auslieferung an Preußen fest beschlossen. Doch fand man es für gut, meine sämmtlichen Papiere unter der Adresse der Dänischen Behörden zu versiegeln, und — wie es hieß — auf meiner Durchreise nach Dänemark, der Preußischen Regierung es nur zu gestatten, einige, ihre Verhältnisse betreffende Fragen an mich zu richten.

Da der im vorstehenden Capitel beschriebene Zeitraum mit meinen sogenannten Denunciationen und Angaben angefüllt ist, und eben daher vielfache Anfechtungen erleiden wird, so lasse ich Auszüge eines Schreibens hier abdrucken, welches der treffliche Ministerialrath von Abel mir mehrere Jahre später, nach wiedererlangter Freiheit, übersandte.

Ich glaube hiedurch keine Indiscretion zu begehen, da die darin ausgesprochenen Ansichten dem Schreiber zur höchsten Ehre gereichen, und sein Urtheil über mich nichts als die Wiederholung des früher von ihm officiell Geäußerten ausmacht. Wollte Gott, ich hätte

seine Warnung, nicht nach München zu gehen, befolgt! ich hätte dann unangenehme Reibungen vermieden, deren Folgen insofern mir höchst schmerzlich geworden, als sie seine Freundschaft mir entzogen.

»— — — — — Nun aber, nachdem dies»ses eingetreten, säume ich nicht länger, Ihnen zu sa»gen, daß ich nicht leicht freudiger, als durch Ihren lie»ben Brief, hätte überrascht werden können. Oft und »viel hatte mich Ihr Schicksal bekümmert, welches, seit »unserer Trennung zu Baireuth, ganz meinem Ge»sichtskreise entrückt worden war; zu der herzlichen »Theilnahme, die Sie mir eingeflößt, hatte sich auch »die Befürchtung gesellt, es möchte Ihre Auslieferung »an die Königl. Preußische Regierung, und das Unter»bleiben meiner versprochenen Rückkehr nach Baireuth »Sie über meine wahren Gesinnungen irre geführt ha»ben, — eine Befürchtung, die, wenn auch nicht »frei von allem Egoismus, doch gewiß nicht aus un»edler Quelle entsprungen war, und ohne den besonde»ren Werth, den ich auf Ihre Meinung lege, sicher »nicht in dem Maße hätte Statt finden können.«

»Es giebt Lagen im menschlichen Leben, in wel»chen der Mensch dem Menschen mit seinem wahren »Gepräge, befreit von dem falschen Schmuck und dem »trügerischen Flitterwerke, entgegen tritt, womit die

»socialen Verhältnisse ihn sonst zu umhängen und zu »entstellen pflegen; Stunden reichen da hin, um den »inneren Gehalt offen an den Tag zu stellen, und »Schrot und Korn zu offenbaren.«

»In einer solchen Lage habe ich Sie kennen ge»lernt und lieb gewonnen; denn Sie konnten wahrlich »nie verlieren, wenn Ihr Inneres sich einem nicht »durch vorgefaßte Meinungen getrübten Blicke aufschloß.

»Daher waren die Fragmente des Privatberichtes, der »zu Ihren Augen gekommen, gewiß nur ein schwacher »Ausdruck meiner Gesinnung, und ich hätte gewünscht, »daß Sie den Commentar dazu in meiner Seele gele»sen hätten.«

»Sind Ihnen Unannehmlichkeiten daraus zuge»gangen, so lag dieses gewiß eben so wenig in meinen »Absichten, als in meinen Wünschen; doch haben viel»leicht eben diese Unannehmlichkeiten, indem sie Ihnen »Gelegenheit zur Berichtigung der, gegen Sie bestehen»den Vorurtheile gaben, einige Compensation mit sich »gebracht. Denn, daß eine solche Berichtigung Statt »gefunden, glaube ich nach Ihren Mittheilungen nicht »bezweifeln zu dürfen, und freue mich eben so sehr dar»über, als über die Versicherung, daß Sie Ihre frühere »excentrische Laufbahn verlassen, und einen ruhigeren »Lebensplan für die Zukunft sich vorgezeichnet haben.«

»Gern entspreche ich daher auch Ihrer Aufforde=
»rung, Ihnen meinen Rath über die Frage mitzuthei=
»len, ob Sie wohl nach Ihren Wünschen eine literari=
»sche Existenz und Subsistenz in München für sich
»würden gründen können? wenn gleich ich einsehe, daß
»Sie mit dieser Frage Vernunft und Gefühl bei mir
»in einen nicht zu vereinigenden Widerstreit setzen. Denn
»wenn Letzteres in dem Gedanken, Sie hier zu wissen,
»eine frohe Befriedigung findet, sagt mir die Erstere,
»daß ich als Freund und ehrlicher Mann Ihnen jetzt
»nicht sagen kann, es sei eine Verwirklichung Ihrer
»Aussichten für Sie dahier zu erwarten.«

»Ist, für's erste, von einer Professur an der hiesi=
»gen Hochschule die Rede, so finden Sie theils in der
»vollen Besetzung der Fächer, und in dem bis jetzt beob=
»achteten strengen Haushalte die erheblichsten Hinder=
»nisse, theils kann aber auch Ihren eignen Einsichten
»nicht entgehen, wie Ihnen das Mißtrauen hemmend
»in den Weg treten müsse, welches Ihre früheren Grund=
»sätze und Lebensverhältnisse zu erzeugen geeignet wa=
»ren, und an dessen Stelle da, wo Sie persönlich so
»wenig gekannt sind, unmöglich so schnell das beson=
»dere Vertrauen getreten sein kann, welches bei der
»Uebertragung des Lehramtes an einer Hochschule, und
»der damit verbundenen lebendigen Einwirkung auf

»die höhere Bildung der Jugend nothwendig ausgesetzt »wird.«

»Bezielen Sie aber die Beschäftigung mit schrift»stellerischen Arbeiten, so können Ihnen die Verhält»nisse des Buchhandels dahier unmöglich zusagen, und »ich glaube nicht, daß Sie dabei zureichenden Erwerb »hier finden werden.«

»Vielleicht ließe sich auch dagegen, daß Sie Ih»ren Aufenthalt schon wieder in einer Residenz neh»men wollen, nicht ohne Grund Einiges erinnern.«

»Sie haben von jeher in den höheren Zirkeln und »in den ausgezeichnetsten Gesellschaften gelebt. Ihre »Eigenschaften müssen Ihnen den Zutritt dahin an al»len Orten öffnen.«

»Aber Sie haben auch selbst — verzeihen Sie, wenn »ich eine kleine Sittenpredigt halte — die Erfahrung »gemacht, wie damit so leicht der Drang, eine höhere »Bedeutsamkeit durch Einwirkung in größere Angele»genheiten zu erlangen, bei einem, auf gutem Grunde »ruhenden Ehrgeize sich verbindet, und wie leicht dieser »Drang in die gefährlichsten Verwickelungen hinein»zieht, und vom ruhigeren Lebenspfade entfernt.«

»Sie haben mich als Freund um Rath gefragt: »als Freund habe ich redlich und wahr, nach bestem »Wissen und Gewissen, meinen Rath gegeben. Die

»Wahl des Entschlusses ist nun an Ihnen — wägen
»Sie selbst alle Gründe ab, und handeln Sie nach
»dem Ergebnisse; nur verkennen Sie nie die Motive,
»die meinen Rath eingegeben haben. — — — —«

Fünftes Capitel.

Abreise nach Preußen und Rückblick auf meine Baireuther Haft. — Eignes Abenteuer einer Dame. — Ankunft in Berlin. — Der Geheimerath von Kamptz. — Die Preußische Regierung trägt auf meine Freilassung an.

Nicht ohne Zögern und Zagen bestieg ich in den ersten Tagen des Monats Mai den längst schon bereitstehenden Wagen, um nach Preußen abgeführt zu werden. Baireuth überhaupt, und warum soll ich es läugnen, sogar meine Gefangenzelle in der Frohnfeste, war mir ordentlich lieb geworden; ich fühlte mich dort so heimisch, und wußte mich der Theilnahme der wackeren Bewohner des Orts versichert. Mein Zimmer hatte die Aussicht auf die Hauptstraße, und, um mir die Zeit zu vertreiben, ließ ich mir von meiner Wache die Namen der Vorübergehenden sagen. So wurde ich nach und nach mit Allen bekannt, und es fehlte mir ordentlich etwas, wenn Dieser oder Jener zur gewohnten Stunde nicht kam.

Doch bisweilen, wenn das Wetter recht schön war,

und der Dompfaffe, den die rasche Tochter des Schließers mir gegeben, so recht lustig seine Weise pfiff, die mir noch jetzt in den Ohren tönt, wurde mir gar zu traurig um's Herz; vor Allem an Sonn- und Festtagen, wo die ganze schöne Welt, meinem Fenster vorüber der Eremitage oder Favorite zueilte. Heiße Thränen vergoß ich dann, wenn ich es so recht deutlich mir vorstellte, wie die liebe, schöne Gotteswelt mir wahrscheinlich auf immer verschlossen bleibe, und fort vom frohen Menschengewühle trieb es mich in meine dunkle Bettecke, wo ich niederkniete, und unter heißen Thränen die Verse sang, welche Maria Stuart in ihrer langen Haft gedichtet, ich selbst fast willenlos componirt:

O Domine Deus speravi in te.
O care mi Jesu, nunc libera me.
In dura catena,
In misera poena
Desidero te!
Languendo, dolendo,
Et genuflectendo,
Adoro,
Imploro,
Ut liberes me!

Während der vier oder fünf Monate meiner Haft habe ich nur zweimal meinen Fuß vor die Thüre mei-

nes Zimmers gesetzt, und da der wachthabende Polizeisoldat, ohne vorher um Erlaubniß einzukommen, es mir gestattete, während der Fußboden gescheuert wurde, in ein gegenüberstehendes, ebenfalls leeres Zimmer zu treten, kam er auf acht Tage in Arrest. Wie streng und sorgfältig ich bewacht wurde, ist erst vor Jahresfrist mir kund geworden, bei meiner Reise durch Bamberg. Der chronologischen Ordnung nach sollte dies kleine Abenteuer, welches mir zu manchem früher Unerklärlichen den Schlüssel gab, später folgen, aber ich variire hier mit der synthetischen Darstellungsweise.

Vier Jahre nach meiner Baireuther Haft kam ich, diesmal Gottlob nicht im Lande zu bleiben gezwungen, sondern daraus vertrieben — man sieht, wie schnell die Ansichten wechseln — abermals nach Bamberg, und ging den Tag nach meiner Ankunft bei Zeiten aus, um einen alten Bekannten zu besuchen. Der Wirth des Bamberger Hofes — eines Gasthauses, welches ich allen Reisenden bestens empfehlen will — kam mir bei meiner Rückkunft mit einer gar verschlagenen Miene entgegen, und benachrichtigte mich, daß zwei Damen da gewesen, und nach mir gefragt hätten. Da sie erfahren, daß ich ausgegangen, hätten sie nach der Dauer

meines Aufenthalts sich erkundigt, durchaus aber ihren Namen nicht nennen gewollt.

Am Mittage ging ich mit dem Buchhändler, Herrn Dresch, spazieren, als eine sehr geputzte Dame auf mich zukam, und mich ersuchte, ihr zu folgen.

Ich hatte mir in Piemont und Frankreich zur Genüge die Hörner abgestoßen, um nicht so leichthin den Einladungen Unbekannter zu folgen, und es erhob sich folgendes Gespräch:

Ich. Wahrscheinlich, mein Fräulein, gilt Ihre Einladung nicht mir, und irgend eine Aehnlichkeit hat Sie getäuscht, da ich durchaus fremd hier bin.

Sie. Sie sind der bekannte Herr Wit von Dörring, und ich muß Sie nochmals um eine ungestörte Unterhaltung angehen.

Ich. Da Sie meinen Namen kennen, so werden Sie auch wissen, daß ich ein halber Gefangener und von der Polizei beobachtet bin; aus Besorgniß für Ihren Ruf muß ich daher auf das Vergnügen Ihrer näheren Bekanntschaft verzichten, so wehe es mir auch thut.

Sie. Meines Rufes wollen Sie schonen! O damit ist es zu spät, den haben Sie schon vernichtet. Ich muß Sie bitten, mir zu folgen, und habe ein Recht

dazu, da Sie es sind, der das ganze Glück meines Lebens vergiftet!

Diese Einladung war zu ernst, um ihr länger widerstehen zu können, ich sagte dem Herrn Dresch Adieu, und bot der Dame meinen Arm. Nach ewig langen zehn Minuten — denn meine Führerin weigerte sich, auf der Straße Rede und Antwort zu stehen — traten wir in ein kleines Haus, und stiegen in's zweite Stock desselben, wo eine Thüre alsbald sich öffnete, und eine alte Frau mit den Worten: »Gottlob, daß Du ihn bringst,« uns entgegen trat.

Mir wurde bei diesem Allen ganz schwindelig: auf der Straße, sollte ich den Ruf einer jungen Dame zu Grunde gerichtet haben, und hier im Hause jubelte eine Alte über mein Erscheinen. Bist du denn behext, oder wie kommt es — sagte ich mir — daß alle Abenteuer dir zufliegen, wie der Magnetinsel, berühmten Andenkens, die Schiffe.

»Setzen Sie sich gefälligst,« sagte meine Führerin, und wies mir einen Platz auf dem Sopha an; ich zog es indeß vor, in der Nähe der Thüre zu bleiben, wo die Retirade mir leichter fiel. Wein und Kuchen wurde nun präsentirt, aber ich hütete mich wohl, etwas zu genießen; selbst als meine Führerin den Becher kredenzte, wagte ich nicht, ihn an die Lippen zu brin-

gen, denn wer bürgte dafür, daß sie nicht homöopathische Philtra mir beibrächte.

»Willst Du, oder soll ich?« sprach die Mutter zur Tochter. »Ich will schon!« erwiederte Letztere, und theilte mir Folgendes mit. Dem Gefängnisse der Frohnveste schräg gegenüber wohnte zur Zeit meiner Haft eine Beamtenwitwe mit ihrer einzigen Tochter. Mein Unglück hatte der Letzteren Theilnahme erweckt, und in ihr den Wunsch rege gemacht, es möglichst zu erleichtern. Da sie das Interesse sah, welches ich an der musikalischen Bildung meines Dompfaffen nahm, auch mich öfter singen hörte, glaubte sie, daß ich ein großer Musikfreund sei, und accompagnirte zur Abendzeit, bei geöffneten Fenstern, ihren Gesang auf der Guitarre. Dies scheint die Aufmerksamkeit der Polizei rege gemacht zu haben, die eine telegraphische Schallsprache darin zu entdecken glaubte, und der jungen Dame die allerdings etwas despotische Weisung zukommen ließ, künftighin nicht mehr bei offnen Fenstern zu musiciren.

Die Polizei glaubte nun, daß ein Verständniß zwischen uns obwalte, und die junge Dame, wie alle Eva's-Töchter, durch das Verbot erst auf die Frucht aufmerksam gemacht, bildete es sich am Ende selbst ein. Sie bezog mein häufiges Stehen am Fenster, mein Singen

und Declamiren, mein Lachen und Weinen, kurz Alles, was ihr von mir zu Ohren oder Augen kam, auf sich, und erwiederte es demgemäß. Eines Tages glaubte sie, aus meinem Benehmen erkannt zu haben, daß ich die Absicht hätte, ihr zu schreiben, und sie auffordere, um Mitternacht sich vor meinem Fenster einzufinden, um den Brief in Empfang zu nehmen.

Es war im Anfang März, und eine eisige Kälte. Dennoch erschien sie, und zwar mit der Guitarre im Arme. Als mein Fenster sich nicht öffnen wollte, beschloß sie, mir ein Zeichen ihrer Gegenwart zu geben, und fing an, das Lied zu spielen, wodurch der getreue Blondel dem gefangenen Löwenherz seine Anwesenheit kund giebt. Leider schlief der, für den das Zeichen bestimmt war, und nur die Wächter wachten. Im vollsten Galopp kam die Patrouille der Chevau-légers dem verdächtigen Tone zugesprengt. Zum Glück war es dunkle Nacht, und mein Rettungsengel entkam, jedoch nicht ohne erheblichen Verlust, denn ihre Guitarre hatte sie in der Angst ihres Herzens von sich geworfen.

Am anderen Morgen fand man das Corpus delicti, und kam dadurch leicht der Thäterin auf die Spur. Die Arme wurde bei guter Zeit vor die Polizei gefordert, um über den zu meiner Rettung entworfenen Plan der Verbündeten Rede und Antwort zu stehen.

Man kann sich leichtlich den Schreck des armen Mädchens denken, gegen das der Schein so laut sprach. Sie gestand jetzt die ganze Wahrheit; aber die genügt der Polizei selten, und le vrai n'est pas toujours vraisemblable. Man ermahnte sie, die Leute zu nennen, welche den Plan zu meiner Befreiung entworfen; und da sie das nicht konnte, glaubte man, sie wolle es nicht.

Die Sache war für sie um so bedenklicher, da eben damals sich einige auffallende Dinge zugetragen, welche der Regierung die strengste Aufsicht über meine Person zur Pflicht zu machen schienen. Anonyme Drohungen waren erlassen, namentlich war eine Frau auf die Polizei gekommen, und hatte ausgesagt, daß drei vermummte Männer sie im Walde überfallen, und ihr befohlen hätten, der Behörde anzuzeigen, daß man die Stadt an allen vier Ecken in Brand stecken werde, wenn ich nicht bald meine Freiheit erhalte.

Dies scheint lächerlich; bedenkt man aber, daß mehrere Städte des Obermain-Kreises, wie Hof, Sulzbach, vor kurzem erst ganz abgebrannt, und die Existenz eines mordbrennerischen Bundes constatirt war, so kann man sich die größere Vorsicht der Behörden erklären, welche jetzt zu meiner und der Stadt Sicherung Tag und Nacht Patrouillen gehen ließen.

Die arme, durchaus unschuldige Guitarrespielerin hatte nun — so erzählte sie mir — der Unannehmlichkeiten so viele zu erdulden, daß sie gezwungen wurde, ihre Vaterstadt zu verlassen.

Sie theilte mir — so schloß sie — diese Erzählung nicht sowol in der Absicht mit, mein Mitleid zu erregen, und mich aufzufordern, das Verschuldete wieder nach Kräften gut zu machen, als vielmehr, damit ich Sr. Excellenz, dem Herrn von Welden, es mittheilen möge, wie ihre Absichten durchaus keine unerlaubten, und ihr Verhältniß zu mir ein ganz unschuldiges gewesen sei.

Da ich keine Berührungen zu Sr. Excellenz habe, wenn man nicht anders die von ihm erfolgte Remittirung *) meines, an des Königs von Baiern Majestät übersandten Briefes, als solche betrachten will, so kann ich nur so dem Wunsche der Dame genügen, der ich zugleich, nach ihren desfallsigen Aeußerungen zu schließen, einen Gefallen erzeige, indem ich ihre Unschuld öffentlich mache.

Meine Escorte war nicht unansehnlich. Im ersten Wagen saß der zur Uebergabe bestimmte Baierische

---

*) Siehe das zweite Buch des vorliegenden Bandes.

Regierungs-Commissär, ein biederer, gemüthlicher Mann, der mir manche Freundlichkeit erwiesen; im zweiten ich mit drei Gendarmen. Da die üblichen Requisitoriales erlassen, und sämmtliche Deutsche Bundesfürsten, deren Länder wir durchzogen, die Fürsten von Reuß-Graitz, Schleitz und Lobenstein, ihren respectiven Schutz zugesichert hatten, brauchten wir nicht, der Eule gleich, bei der Nacht unsere Wanderung zu machen, und schlugen in Schleitz unser Nachtquartier auf.

Am zweiten Tage erreichten wir Zeitz, wo der Landrath mich übernehmen sollte. Wäre mir nicht zu weinerlich gewesen, von meinen lieben Baireuthern scheiden zu müssen, so würde ich mich recht herzlich darüber amüsirt haben, den Gedanken auszuspinnen, wie ein Jahr früher an eben diesem Orte die Preußische Kronprinzessin, gleichfalls unter Baierischer Begleitung, angekommen, und von eben diesen Behörden in Empfang genommen worden. Der damals errichtete Triumphbogen stand noch, und Gendarmen ritten ihr, wie mir, zur Seite.

Vier oder fünf Tage später langte ich, abwechselnd von Gendarmen und Jägern begleitet, in Berlin an. Der Oberjäger führte mich in's Expeditionszimmer des Gefängnisses der Stadtvogtei, ließ sich über meine Ablieferung einen Empfangschein ausstellen, und wünschte

mir ein herzliches Lebewohl. Nachdem darauf der expedirende Secretär mit höchst verdrießlicher Miene nach Namen, Alter u. s. w. mich befragt, und für den Fall eines dereinstigen Steckbriefes, mein Signalement entworfen hatte, brachte man mich in mein neues Cachot, fragte mich, ob ich etwas zu speisen begehre, und wünschte mir, auf meine verneinende Antwort, die Thüre zuriegelnd, eine »wohlschlafende, geruhige Nacht.«

Wenn man das entsetzliche Vorurtheil bedenkt, welches ich gegen Preußen hegte, meinen Abscheu vor der Preußischen Polizei, die ich als das non plus ultra aller Grausamkeit und Perfidie betrachtete, so wird man sich die Stimmung erklären, in der ich mich jetzt befinden mußte, da ich endlich, aller angewandten Gegenbemühungen ungeachtet, in Preußische Haft gekommen war. Ueberzeugt, daß Preußen nur darauf ausgehe, Schuldige zu finden, beschloß ich, meine Worte sorgfältig abzuwägen, und sobald als möglich auf meinen Transport nach Dänemark zu dringen.

Der Leser, der Deutschlands politische und journalistische Literatur von den Jahren 1818 bis 1825 genau kennt, wird meinen Haß begreiflich finden. Gegen diesen Staat hatte sich die Wuth aller Schriftsteller κατ' ἐξοχην gewendet, und zwar um so heftiger, je mehr sie früher davon eingenommen gewesen. Der

Vorwurf der Härte, der die Preußische Polizei traf, hatte den Anschein des Rechts für sich, da Preußen, zu stolz, um sich gegen Unbeikommende zu rechtfertigen, in der Sache Massenbach's, Goschitzky's und mancher Anderen den Schein gegen sich hatte.

Mir selbst aber mußte ich gestehen, daß ich auf keine günstige Aufnahme Preußischer Seits zu hoffen habe; ich hatte mich bei allen Gelegenheiten auf das leidenschaftlichste dagegen ausgesprochen, und durch meine Protestationen gegen den Transport nach Berlin den gegründeten Verdacht erregt, daß mein Gewissen in dieser Hinsicht nicht ganz rein sei.

Am anderen Morgen kam Herr Hofrath Falkenberg zu mir, ein langer, stattlicher Mann, der mir in höflichen, aber ernsten Worten kund that, daß das hohe Ministerium des Inneren und der Polizei ihn mit meiner Vernehmung beauftragt habe. Ein eiskalter Schauder überlief mich bei diesen Worten, denn bei dem Namen »Polizei« fiel mir sogleich der Herr v. Kamptz ein, gegen den ich mich in den Englischen Zeitungen auf's ärgste ausgelassen; auch hatte ich gehofft, daß meine Sache, nach wie vor, vom Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten ressortiren würde, und dies mußte jetzt schwinden.

Ich bat den Herrn Hofrath, mir eine Audienz

beim Grafen von Bernstorff auszuwirken; — selbiger war auf seinen Gütern. Ich wünschte jetzt, den Polizeiminister zu sprechen; — er war im Bade, und, o Schrecken! der von mir so gefürchtete Herr von Kamptz fungirte an seiner Stelle.

Da saß ich nun, nachdem der Hofrath mich verlassen, und starrte in halber Verzweiflung gegen die Mauer. Gott, o barmherziger Gott! du strafest mich hart! Warum führest du mich denn gerade dem Manne in die Hände, den ich vor Allen verabscheuen, den ich hassen muß! Ist es ein Zeichen, daß ich schweigen soll? Das kann ich nicht; es ist zu spät.

So saß ich starr und thränenlos, und bat den Herrn um Erleuchtung. Aber Stunde auf Stunde verging; Frühstück, Mittagsmahl und Abendessen standen unangerührt da, Mitternacht kam heran, und nirgends doch fand ich einen Ausweg, nirgends eine Beruhigung für mein, dem Schmerze schier erliegendes Gemüth!

Vor Ermattung schlief ich am Ende ein, und die Ruhe, durch das Nachdenken mir geraubt, brachte ein freundlicher Traum wieder zurück. Ich erwachte neu gestärkt und beruhigt, denn in mir stand es jetzt fest, Gott habe mir absichtlich diese Prüfung ausersehen. »Dir liegt es ja nur an der Sache« — sagte ich mir — »nicht an der Person, und ob du einem

»freundlichen, dir wohl wollenden Bubna und Welden,
»oder einem finsteren, dir gehässigen Kamptz die Wahr-
»heit mitheilest, muß dir ganz gleichgültig sein!«

Auf mein Begehren wurde ich am folgenden Morgen zum Director des Polizei-Ministerii, dem Kammerherrn von Kamptz, geführt. Die Fahrt nach der Wilhelmsstraße war mir entsetzlich lang; so wie wir etwas langsamer fuhren, oder, einem vorbeieilenden Wagen ausbiegend, einem Hause uns naheten, klopfte mir fast hörbar das Herz, und ich dachte: Jetzt bist du da!

Während mein Begleiter mich anmeldete, hätte ich Zeit genug gehabt, mich zu sammeln; aber ich hatte mir vorgenommen, Alles geduldig über mich ergehen zu lassen, und die verletzenden Worte, deren ich gewärtig war, als mir gebührend, ruhig hinzunehmen.

Wie so ganz verschieden vom Erwarteten war der Empfang! Kein finsteres, verstecktes Polizeigesicht, sondern freundliche, offne Züge begegneten mir und hießen mich willkommen. Mit wenig Worten meine frühere Vergangenheit beseitigend, sprach er ausführlicher über die Gegenwart und die Hoffnungen der Zukunft. Was den Inhalt unserer Unterhaltung ausmachte, liegt in meinen Fragmenten dem gesammten Publico vor, bedarf

daher hier keiner Wiederholung. Nach einer dreistündigen Unterhaltung überzeugte sich Herr von Kamptz, daß es mir Ernst sei um die Vernichtung des revolutionären Unwesens, und ich erkannte andererseits, daß es der Preußischen Regierung nur an der Sache, nicht an den Personen liege.

Anstatt daher, meinem früheren Wunsche zufolge, meine Abreise nach Dänemark zu beschleunigen, sah ich selbst ein, wie vortheilhaft es für die Sache wäre, wenn meine ganze Untersuchung in Berlin vorgenommen würde, wo man besser, als selbst in Mainz, au fait der fraglichen Verhältnisse war.

Am folgenden Tage wurden daher, unter Zuziehung des Königlich Dänischen Chargé d'affaires, Freiherrn von Holsten, meine nach Glückstadt adressirten Papiere entsiegelt, und der Königlich Preußischen Regierung mit meiner Genehmigung übergeben.

Herr von Kamptz, dem ich meine feste Ueberzeugung aussprach, in den Augen des Gesetzes schuldig zu sein, belehrte mich zuerst, daß dieses bis dato nicht der Fall; auch machte er mich darauf aufmerksam, wie ich dadurch, daß ich die eignen Fehltritte vergrößere, oder doch in's grellste Licht setze, keinesweges meinen Zweck erreichen würde, verurtheilt zu werden, um also den Beweis der Reinheit meiner Motive an den Tag zu le-

gen. Die eigne Anklage sei kaum zu einer Untersuchung, geschweige denn gar zu einer Verurtheilung genügend.

Wenn mir dies einerseits weh that, so tröstete ich mich doch wieder, weil ich deutlich ersah, daß Preußen durchaus nicht leidenschaftlich oder persönlich handle, und weit von dem Wunsche entfernt sei, irgend Eines der inculpirten Individuen unglücklich zu machen.

Gegen alle meine Bekannte, über deren revolutionäres Treiben ich mich in Baireuth ausgelassen, lagen überdies anderweitige, viel dringendere und bestimmtere Anklagen vor, wie auch noch daraus sich ergeben, daß keine einzige meiner Aussagen gerichtlich gemacht worden, welches doch, hätten sie zur Ueberweisung als Zeugniß gebraucht werden sollen, unumgänglich nöthig gewesen wäre.

Die Königlich Preußische Regierung trug, gleich nach den ersten mit mir aufgenommenen Verhören, in Kopenhagen auf meine gänzliche Freilassung an, wogegen ich mit Handschlag angeloben sollte, an Ort und Stelle zu verweilen, um die etwanigen, im Laufe der Untersuchung als nothwendig sich ergebenden Fragen beantworten zu können.

Herr von Kamptz, der als Menschenkenner wohl einsah, wie Vertrauen das sicherste Mittel sei, mein Vertrauen zu erlangen, und daß man meinem anti-revolutionären Streben unbedingt vertrauen könne, ohne mir durch die niederen Hebel der Furcht und Hoffnung die Zunge zu lösen, sagte mir, nach genauerer Durchsicht der Acten, daß nur ein einziges punctum criminale gegen mich vorliege, die Abfassung des Liedes: »Dreißig oder Drei und Dreißig.« Hierauf allein sei meine Verhaftung begründet worden; der Beweis meiner Unschuld in diesem Punkte müsse demnach auch meine Freilassung zur Folge haben.

Nichts war leichter als dieses, da alle Verhaftete, die von jener Sache etwas wußten, einstimmig den Follenius als Verfasser bezeichnet, und kein Einziger auf mich ausgesagt hatte. Die hierauf bezüglichen Protocolle wurden sogleich der Mainzer Commission und dem Königlich Dänischen Obergerichte zu Glückstadt übersandt, da diesem ursprünglich die Untersuchung übertragen worden, von diesem der erste Verhaftsbefehl gegen mich ausgegangen war.

Einstweilen erleichterte man mir meine Haft möglichst, indem ich ein besseres Zimmer und die Vergünstigung erhielt, täglich, in Begleitung eines dazu bestimmten Beamten, spazieren gehen zu dürfen. Der wackere Ge-

heime=Rath Rüst, ein Mann, der mit der größten Sorgsamkeit, und frei von aller Selbstsucht oder Menschenfurcht während der Dauer meines Berliner Aufenthalts mich behandelt hat, hatte größere Freiheit und Bewegung, als Vorbereitungskur der möglichst bald vorzunehmenden Operation, vorgeschrieben.

Die Mainzer Commission hatte allen Regierungen in nuce mein curriculum vitae übersandt, Bezug nehmend auf die gegen mich erhobenen Beschwerden und Anklagen; dieses wurde jetzt meinem Verhöre zum Grunde gelegt.

So verflossen ein paar Monate, in denen meine äußere Lage unverändert blieb, da die Preußische Regierung sich nicht ermächtigt hielt, einseitig meine Freiheit zu decretiren, und die oben genannten Behörden, mit Arbeiten überhäuft, oder aus übertriebener Gewissenhaftigkeit, noch immer nicht zu Einem Resultat gelangen könnend, die Antwort verzögerten.

Der Minister v. Schuckmann hatte das Portefeuille wieder übernommen, ohne daß dieses auf meine Angelegenheit selbst den geringsten Einfluß geäußert. Er billigte durchaus das vom Herrn von Kamptz Angeordnete, mit dem ich denn auch nach wie vor verkehrte.

Sechstes Capitel.

Ueber den Hessischen Spion Kelch; edles Benehmen der Preußischen Regierung bei Entdeckung seiner Umtriebe. — Näheres über die beiden, dem Churfürsten zugesandten Drohbriefe. — Drohbriefe, dem Könige von Preußen und Fürsten Metternich übersandt. — Neue Organisation der Hessischen Polizei; Warnung des Fürsten Wittgenstein. — Schurkereien des Oberpolizei-Directors von Manger; dessen Oesterreich geleistete Dienste. — Geschichte des Hofraths Murhard. — Ausgang der Mangerschen Sache.

Einer zufälligen Aeußerung meines Inquirenten, dem, als Chef des sogenannten Sicherheitsbüreaus, alle Fremden gemeldet werden mußten, verdankte ich Ende Juli dieses Jahrs die mir nicht ganz unwichtige Kunde, daß jener Pseudo-Amerikaner Kelch, der im ersten Capitel dieses Bandes eine nicht uninteressante, wenn gleich eben nicht erbauliche, Rolle spielt, in Berlin sich aufhalte, und auf dem Punkte stehe, nach Rußland zu gehen.

Ueberzeugt von der tiefen Verworfenheit dieses Menschen — mochte er nun, worüber ich in jener Zeit

noch zweifelhaft war, als gemeinsamer Agent den Jacobinern und Polizeien, oder Einem jener Extreme nur dienend, sein Handwerk treiben — hielt ich es für gut, an ihm ein Beispiel statuiren zu lassen, damit das alte Sprüchlein in Ehren bleibe: »Wer dem Andern eine »Grube gräbt, fällt selbst hinein!«

Bekanntlich war der Churfürstliche Oberpolizei-Director von Manger um jene Zeit schon verhaftet, weil der dringende Verdacht ihn getroffen, Mitwisser oder Urheber der vielfach berüchtigten Drohbriefgeschichte zu sein, und Kelch war der Agent Manger's gewesen. Folgende Thatsachen, die ich in Bezug auf Kelch der Preußischen Regierung jetzt mittheilte, und, wo ihr Zusammenhang lückenhaft erschien, aus anderweitiger Erfahrung ergänzte, wurden für genügend erachtet, die augenblickliche Beschlagnahme seiner Person und Briefschaften zu rechtfertigen, woraus sich denn freilich ein ganz anderes Resultat, als das erwartete, ergab.

Kelch hatte in Frankfurt einen ihm angeblich anonym zugesandten Drohbrief vorgewiesen, als dessen Verfasser er den Herrn Pfister, Badisches Mitglied der Central-Untersuchungs-Commission in Mainz, bezeichnete. — Dies war augenscheinlich eine Lüge, wie jenes Schreiben selbst sein eignes Machwerk. Mußte es daher jetzt nicht höchst verdächtig erscheinen, wenn

der Agent eines Mannes, den der Verdacht traf, Urheber eines Drohbriefes zu sein, erweislich einen anderen Drohbrief verfertigt hatte. Konnte er einen Brief der Art an sich selbst richten, was hinderte ihn dann, im Auftrage seines Herrn und Meisters, ähnliche Schreiben an den Churfürsten zu erlassen?

War es aber nicht anderntheils höchst auffallend, daß Kelch, dessen Berührung mit der Polizei außer aller Frage war, und der mich und meine Verhältnisse bis in's geringste Detail kannte, dennoch während einer Frist von mehreren Monaten durchaus gar nichts gethan, um meine Haftnehmung in Frankfurt zu bewerkstelligen, was ihm doch nur ein einziges Wort nach Cassel gekostet hätte?

Kelch bewies sich bei seiner Verhaftung durchaus kopflos; anstatt sich auf die Mittheilung der ihm von der Polizei übertragenen Mission zu beschränken, brachte er, im Wahne, dadurch zu imponiren, seine angebliche Berührung mit der Person des Churfürsten zur Sprache, und offenbarte einen Auftrag höchst delicater Natur, wobei er frech genug war, sich auf die angeblich unter seinen Papieren sich befindende, in Chiffern abgefaßte Correspondenz mit Höchstdemselben zu berufen.

Das Benehmen der Preußischen Regierung bei diesem Anlasse darf wol als unbedingtes Muster auf-

gestellt werden. — In Folge der schleunigst von Töplitz eingeholten Instruction, vermied man durchaus alles und jedes nähere Eindringen in diese Angelegenheit, und meldete den einfachen Hergang der Sache nach Cassel. Um dies wahrhaft großartige Benehmen würdigen zu können, muß man bedenken, daß gerade damals das entschiedenste Mißverhältniß zwischen jenen beiden Höfen bestand, welches, aus Familienzwistigkeiten entsprungen, durch die eigenmächtige Entführung der Frau Herzogin von Bernburg aus Bonn, bis zum öffentlichen Eclat gekommen war. Unter solchen Umständen konnte es Preußen nicht gleichgültig sein, daß man Hessischer Seits damit beschäftigt war, eine förmliche geheime Polizei in Berlin zu errichten, die den Zweck hatte, bedeutende Preußen zu controlliren.

Dennoch hatte man die Großmuth, dem schnell herzugeeilten Hessischen Polizei-Director Pfeiffer die Papiere des Kelch, mit dessen eignem Petschafte versiegelt, zurückzustellen, und den Churfürsten darüber zu beruhigen, daß man den durch die Angst des Kelch hervorgepreßten Offenbarungen weder Glauben schenken, noch weitere Folge geben werde. Dieser Theil der Untersuchung — in Folge dessen der Hofrath Falkenberg das Hessische Ritterkreuz erhielt — wurde jetzt ganz unterdrückt, und man beschäftigte sich nur mit der so-

genannten Lyonschen Geschichte, die man so gründlich verfolgte, daß sie in ihr ursprüngliches Nichts sich auflöst'te.

Ein gewisser Lyon nämlich, Dienste thuend bei einem in Magdeburg garnisonirenden Linienregimente, hatte sich durch das Medium seines Onkels, des damaligen Hessischen Geheimen Polizei-Agenten Cramer, früher Spitzbube, jetzt Diebsfänger, an den Churfürsten mit der Angabe gewandt, daß in Berlin der Sitz einer gegen ihn gerichteten Verschwörung sei, als deren Mitglied er unter Andern Adolph Follenius bezeichnete. Diese ziemlich verworrene Geschichte herauszubringen, war der avouirte (officielle) Auftrag des Kelch, und die Preußische Polizei bewies bald, daß die ganze Sache nichts als der Betrug eines spitzbübischen Juden sei, der auf diese Weise den Churfürsten um eine erkleckliche Summe Geldes zu prellen gehofft. —

Doch ich kehre, nach diesem Einschiebsel, wiederum zu dem schnell herbeigeeilten Herrn Pfeiffer zurück, der den augenblicklichen Transport des sehr gravirten Kelch nach Hessen beorderte, und alsdann das Preußische Polizei-Ministerium um die Erlaubniß anging, eine Conferenz mit mir haben zu dürfen. Diese hatte denn auch am 10ten August Statt; meine Aeußerungen über das Ensemble der Drohbriefgeschichte hatten nämlich die

Aufmerksamkeit des Churfürsten und den Wunsch erregt, meine Ansichten des Umständlicheren zu vernehmen.

Die offene, vertrauende Art, mit welcher man sich hiebei benahm, der rechtliche Sinn, der sich in Allem bethätigte, konnte nicht anders, als auch mein Vertrauen erwecken. Nicht mehr der alleinige Wunsch, die Verbrechen des Einen Buben an den Tag zu bringen, sondern der höhere Zweck, zur Entwirrung der ganzen Sache möglichst beizutragen, und die Unschuld eines wackeren Mannes, des Hofraths Murhard, an den Tag zu bringen, veranlaßte mich, über die mir späterhin originaliter übersandten Berichte des Kelch an die Hessische Oberpolizei-Direction, umständlich und schriftlich mich auszulassen.

Da ich keinerlei Verpflichtung des Geheimnisses habe, und meine Mittheilung lediglich darauf berechnet ist, dem Publico die schändlichen Intriguen darzulegen, wodurch verbrecherische Unterthanen aus selbstischen Zwecken ihre Fürsten zu falschen Maßregeln zu verleiten streben, und das Unkraut des Mißtrauens zwischen Fürst und Volk aussäen: so stelle ich hier Einiges zusammen, welches einen Blick in das ganze Getriebe uns vergönnt. Ich ahne, daß der doppelte Tadel mich von verschiedenen Seiten treffen wird, zu wenig und zu viel gesagt zu haben; aber den ersteren Vorwurf

nehme ich gern hin, da ich ihn, veranlaßte man mich dazu, alle Augenblicke wieder gut machen kann.

Wer der Urheber des Schreibens? wird wol niemals an den Tag kommen, da die Untersuchung gleich im Anbeginne absichtlich falsch eingeleitet worden; aber sei es, wer da wolle, sei seine Absicht gewesen, welche sie wolle, so lehrte der Erfolg, wie schlechter Same stets nur schlechte Früchte trägt, und wie eine an sich schlechte Handlung auch niemals gute Folgen haben kann.

Aber ich läugne es nicht, daß ich noch einen andern, ganz speciellen Beweggrund zu dieser Darstellung vor Augen gehabt. Das treue, edle Hessenvolk hat den Vorwurf hinnehmen müssen, als trachte es dem angestammten Fürsten nach dem Leben; und der Fürst erschien, anderer Seits, den Unterthanen als argwöhnischer, furchtsamer Despot. Vielleicht kann die vorurtheilsfreie Zusammenstellung des thatsächlichen Verhältnisses nicht wenig dazu beitragen, diese Mißverständnisse zu heben, und das alte innige Verhältniß wieder herzustellen. Gern nehme ich dann die Unannehmlichkeiten hin, die dem Manne in dieser sublunarischen Welt nur zu häufig begegnen, wenn er die Dinge beim rechten Namen nennt.

Im Sommer des Jahrs 1823 erhielt bekanntlich der damals im Bade Nenndorf anwesende Churfürst von Hessen ein anonymes Schreiben zugesandt, welches, wie alsbald im Publico verlautete, die entsetzlichsten Drohungen und majestätsverbrecherische Aeußerungen enthielt.

Es sei mir vergönnt, dieses Schreibens hier — so weit es angeht — umständlicher zu gedenken, da es niemals zur öffentlichen Kunde gekommen, ja über den Inhalt desselben ein so großes Geheimniß beobachtet worden, daß keine einzige Regierung denselben kennen gelernt hat [1]). Man beschränkte sich darauf, von einzelnen Zeilen des Briefes ein fac simile an die Polizeien zu versenden, um durch die Handschrift dem Schreiber auf die Spur zu kommen.

Man hätte hiernach denken sollen, daß ganz besondere Geheimnisse in demselben enthalten gewesen; aber dies war keineswegs der Fall. Der Churfürst würde sicherlich, wenn gleich über denselben mit Recht empört, kein großes Gewicht darauf gelegt haben, wäre nicht Herr von Manger da gewesen, um (aus gleich nä-

---

1) Der einzige Ausländer, der es, meines Wissens, in toto gelesen, ist der Ober-Landes-Gerichts-Präsident von Kaisenberg. Auch bereuete man gleich darauf die Ueberrumpelung.

her zu entwickelnden Gründen) Oel in die Flamme zu gießen.

Ueberschrieben war der Brief: »Churfürst!« unterschrieben: »Freimuth im Namen des Rache»bundes.« Er begann mit den Worten: »Das Maß »ist voll!« Der wesentliche Inhalt beschränkte sich auf folgende drei Punkte, die indessen in der ungebührlichsten, empörendsten Sprache vorgetragen waren:

1) die Gräfin Reichenbach solle entfernt werden;

2) der Churfürst solle sich aller thätlichen Mißhandlungen enthalten;

3) er solle, der Deutschen Bundesacte zufolge, eine landständische Verfassung in's Leben treten lassen.

Der Schleier des Geheimnisses, welchen man hierüber geworfen, und welcher jede Mittheilung desselben verhindert hat, hat vornehmlich seinen Ursprung in den ungebührlichen Aeußerungen, die man über das gegenwärtige und frühere Leben einer dem Churfürsten zunächst stehenden Person sich darin erlaubt hatte. Kein Mann wird übrigens wol im größeren Wirkungskreise leben, dem nicht alljährlich der anonymen Zuschriften eine Menge zugehen. Gemeiniglich sind sie das Werk eines Spötters, der sich die Freude machen will, dem Empfänger einen Schrecken einzujagen, und Nichtachtung derselben ist die geeignetste Strafe. Warnende

Briefe verdienen Beachtung, drohende hingegen selten, oder nie.

Mögen hier zwei Beispiele aus neuester Zeit ihren Platz finden.

Während des Congresses von Troppau erhielt der Oesterreichische Gesandte, Graf von Zichy, ein pseudonymes Schreiben aus Magdeburg, worin er ersucht wurde, die versiegelte Inlage schleunigst dem Fürsten Metternich zukommen zu lassen, da ihr Inhalt auf den Gang der Verhandlungen von Einfluß sei. Nichts Arges ahnend, erfüllte der Gesandte das Begehren, aber nicht wenig ärgerte es ihn, als er den Inhalt des Uriasschreibens erfuhr. Das Schreiben war in einer officiellen Sprache abgefaßt, datirt vom Bureau des Affaires Étrangères, und enthielt nichts Mehr noch Weniger, als die Anzeige, daß der Mord des Fürsten decretirt sei, wenn er nicht dem gegenwärtigen Systeme entsage. Der Fürst übersandte es, als eine Harlekinade, der Polizei, die durch genauere Besichtigung des Papiers den Verfasser sehr schnell entdeckte, der zweijährige Haft für seinen Scherz erdulden mußte.

Der andere Beleg ist noch interessanter. Eine alte, durchaus unverdächtige Dame vom Lande, Witwe eines Justizbeamten, findet im Jahre 1823 in einer wenig besuchten Straße Berlins ein versiegeltes Schrei-

ben, und übergiebt es, da es ohne Adresse und das Siegel sehr auffallend, dem Polizeipräsidio daselbst.

Wenn das Siegel, zwei kreuzweis gelegte Dolche, mit geheimnißvollen Symbolen, die Neugierde rege machte, so sollte sie durch den Inhalt auf das höchste gespannt werden.

In einer gesuchten biblischen Sprache war Folgendes der Inhalt: »Morgen kommt der König nach »Potsdam, und dann soll er den Dolchen der Verbun»denen nicht entgehen, eben so wenig wie der verruchte »Prinz August.«

Da man wußte, daß es in der That des Königs Absicht sei, am folgenden Tage nach Potsdam zu gehen, so setzte man ihn hievon sogleich in Kenntniß, und ersuchte ihn, die Reise zu verschieben. — Aber weit entfernt! Der König ging nach Potsdam ab, und untersagte alle außergewöhnliche Vorsichtsmaßregeln, ja er verbot alle Nachforschungen nach dem Verfasser des Schreibens, mit den ewig denkwürdigen Worten: »Mein »Leben steht in Gottes Hand, und nicht in der »eines jeden Bösewichts!«

Da es einem Hessenfürsten sicherlich niemals an persönlichem Muthe fehlte, so mußten die gewaltigen polizeilichen Anordnungen, die jetzt mit Einem Male in Cassel und im ganzen Lande ergriffen wurden, das

allgemeinste Aufsehen erregen. Eine Menge, zum Theil ausgezeichneter Personen wurde verhaftet, so namentlich der Geheime Cabinetssecretär Müller aus Fulda, ein junger Mann, dem der Churfürst besonders gewogen war.

Spione, diese verworfenste Menschenrace, sprossen jetzt überall hervor, wie nach einem Sommerregen das Ungeziefer. Ein edler Zug des Fürsten Wittgenstein in Berlin verdient in dieser Beziehung erwähnt zu werden. Der Churfürst hatte sich durch seinen Geheimen Cabinetsrath Rivalier von Meysenbug an ihn gewandt, und ihn dringend ersucht, ihm geheime Agenten von erprobter Geschicklichkeit zuzusenden, um sie zur Entdeckung des Verfassers der Drohbriefe zu gebrauchen. Wittgenstein gab sich in einem ausführlichen Schreiben alle Mühe, den Churfürsten von dieser Idee abzubringen. »Eine lange Erfahrung habe ihn »belehrt — sagte er — daß Menschen, die sich zu ei»nem solchen Handwerke hergäben, immer nur schlechte »Subjecte seien, denen niemals ganz zu trauen «sei.«

Aber Alles vergebens; die Netze, mit denen der Churfürst umgarnt worden, waren zu fest gezogen, um einem so weisen Rathschlage Raum zu lassen. Dem Chef der Polizei, dem mehrgedachten Herrn von Man-

ger, war es gelungen, sich des Gemüthes seines Herrn durchaus zu bemeistern; was er in dieser Hinsicht anordnete, wurde im Voraus gebilligt. Alles Nachforschen brachte indessen zu keinem Resultate; dem Einen Drohbriefe folgten bald mehrere, von denen mir namentlich zwei bekannt geworden: der Eine in der Schweiz, der andere in Dürckheim an der Hardt auf die Post gegeben. Ersterer enthielt nichts, als das nachstehende Lied, welches allerdings nicht geeignet war, die aufgeregte Gemüthsstimmung des Churfürsten zu beruhigen.

Sünder, willst Du sicher sein,
Und befreit von Furcht und Pein,
Schaffe, daß Du Dich bekehrest,
Da Du Gottes Stimme höreſt!
Auf, Gott rufet Dich zu sich:
Eile und errette Dich!

Eile, Sodom lehret Dich,
Wie der Herr so fürchterlich
Auf verstockte Sünder blitzet:
Such' ein Zoar, das Dich schützet!
Auf ꝛc.

Denke, daß es Schaden bringt,
Wenn Dein schnödes Fleisch Dich zwingt,

Nur nach seiner Lust zu leben,
Weil ihm stets wird Frist gegeben.
Auf ꝛc.

Die Verstörer Deiner Ruh',
Deine Sünden, nehmen zu;
Dein Gewissen wird beschweret,
Und der Strafe Maß vermehret.
Auf ꝛc.

Deines Herzens Härtigkeit
Steigt und wächst von Zeit zu Zeit,
Sünden, die Dich jetzt noch schrecken,
Wirst Du bald mit Lust vollstrecken.
Auf ꝛc.

Was Du Böses an Dir hast,
Wird sonst wie ein alter Ast,
Dessen Krümmen gleich zu ziehen,
Man sich wird umsonst bemühen.
Auf ꝛc.

Eile, denn es kommt der Tod!
Und wie groß wird dann die Noth,
Wenn man aus der Welt soll gehen,
Und vor Gott nicht kann bestehen!
Auf ꝛc.

Brauch', ach, brauch' die Gnadenzeit!
Denn es kommt die Ewigkeit
Wie ein starker Strom geflossen,
Der durch Damm und Deich geschossen.
Auf ꝛc.

Suche, wo Du weise bist,
Was von Dir versäumet ist,
Schleunig wieder einzubringen
Und mit Eifer durchzudringen.
Auf ꝛc.

Da erscholl plötzlich die Mähre, der Verfasser der Drohbriefe sei entdeckt, und zwar in der Person des Ober=Polizei=Directors von Manger. Was diesem Gerüchte Glauben verlieh, war die Arrestation desselben, nebst zweien seiner Employés, des Oberpolizei=Commissärs Windemuth, faisant fonctions de Secrétaire général de la Haute Police, und des Secretärs Urban, Expedienten beim Ober=Polizei=Departement. Die Untersuchung ist indessen so geheim geführt worden, daß nichts darüber in's Publicum verlautet, so daß man selbst jetzt, wo das Urtheil gefällt worden, wenig oder nichts darüber hört.

Zu dem Ende will ich hier die ganze Tactik des Herrn von Manger an's Tageslicht ziehen. Allerdings

schmerzt es mich, die Vorwürfe gegen einen Unglücklichen zu häufen; wenn man aber die namenlosen Schlechtigkeiten bedenkt, deren er sich im Laufe seiner Amtsführung schuldig gemacht, Infamien, wodurch er ganz Unschuldigen die Freiheit, das Vermögen, ja gar das Leben geraubt hat, so sieht man leichtlich ein, daß mich eine solche Rücksicht hier nicht zurückhalten darf, wo es darauf ankommt, die Ehre eines Deutschen Fürsten zu retten, welchen man vielfach der Härte und Furchtsamkeit geziehen.

Herrn von Manger's Stellung in Hessen war zur Zeit des ersten Drohbriefes nur eine höchst precäre. Bei der neuen, auf des Churfürsten Wunsch von einem ausgezeichneten Preußischen Staatsmanne angeordneten Organisation der Polizei, war er zum Polizei-Director ernannt worden, und der Polizei selbst ein ziemlich unabhängiger Standpunkt angewiesen, wogegen sie früherhin dem Ministerio durchaus untergeordnet war. Das war aber den alten Hessischen Ministern, einem Schmincke, Schmerfeld u. s. w. keineswegs genehm; der neue, unmittelbar dem Churfürsten referirende Ober-Polizei-Director war ihnen mehrfach ein Dorn im Auge, und wenn die Gelegenheit sich traf, ließen sie sich frei genug darüber aus, daß die Polizei

in Hessen nicht erheblich genug sei, um eine abgesonderte Branche der Staatsverwaltung zu bilden.

Alles lag demnach dem Manger daran, den Churfürsten von seiner und seiner Direction Unentbehrlichkeit zu überzeugen. Hiezu bot nun aber der obengedachte Drohbrief die beste Veranlassung. Die Eitelkeit des Ministers Louvois, der Ludwig dem Vierzehnten Beschäftigung geben wollte, verheerte die Pfalz, und war die Ursache des Spanischen Successionskrieges. Die Selbstsucht des Herrn von Manger ist der eigentliche Ursprung des getrübten Zustandes in Hessen gewesen.

Manger, ein charakterloser, keineswegs aber eigentlich bösartiger Mann, hatte keinen anderen Zweck, als den, sich zu erhalten, seine Dienste als unentbehrlich erscheinen zu lassen. Zu diesem Ende mußte er Alles verwirren, und schlau benutzte er das im Drohbriefe ausgesprochene Verlangen nach einer ständischen Verfassung, um die Hessische Drohbriefgeschichte als eine Episode des großen demagogischen Drama's darzustellen; wohingegen der Churfürst selbst anfänglich die Intrigue von Menschen darin zu erblicken glaubte, die seiner erlauchten Gemahlin, seinem Thronfolger nahe gestanden. Nicht aus Eifer für die Wahrheit, nicht aus dem Wunsche, das getrübte Familienverhält-

niß wieder herzustellen, suchte Manger ihn von diesem Wahne abzuleiten, sondern lediglich, weil er den dadurch unvermeidlichen Conflict mit einer mächtigen Regierung scheuete.

Während er aber also dem ganzen Nachforschen eine antidemagogische Richtung gab, schloß er den Polizeien Oesterreichs und Preußens sich näher an, und suchte sich durch sein Eingehen in ihre Absichten mehr oder minder beliebt zu machen. Doch war der Grund, warum Preußen und Oesterreich ihn protegirten, und selbst nach gemachter Entdeckung seiner Bübereien, ihn nicht ganz fallen lassen mochten, sehr verschieden. Manger heuchelte stets gegen Preußen die Absicht, das getrübte Familienverhältniß des Hessischen Fürstenhauses wieder herzustellen, und wenn gleich das scharfe Auge der Churfürstin den Heuchler erkannte, und dem gemäß sich aussprach, so war es doch unläugbar, daß es nur von ihm abgehangen, den Brand noch ärger anzuschüren, und weil er es nicht that, interessirte Preußen sich für ihn.

Sein Verhältniß zu Oesterreich hingegen war ganz anderer Art. Die Oesterreichische geheime Polizei, deren Hauptsitz in Frankfurt, hatte eben damals über einen großen Theil Deutschlands sich verbreitet, weil sie über die Umtriebe der Unbedingten, und Preußens frühere

Theilnahme an deren Entstehung, noch keinesweges im Klaren war. Einige Minister kleinerer Staaten boten ihr willig ihre Dienste an, theils weil sie von früheren Zeiten her mit Wien in Verbindung standen, theils weil sie ein gutes Werk zu stiften glaubten, und theils auch, weil sie ihren Vortheil dabei fanden. Der — wäre ein Thor gewesen, wenn er nicht solche Dienste angenommen, da er auf diese Weise à peu de fraix Süd- und Mitteldeutschland mit seinem Hephaistischen Netze umstricken konnte.

Um die Wahrheit dieser Behauptung, wofür unzählige Beläge vorhanden, mit einem bestimmten Falle zu documentiren, will ich der Behandlung des Hofrathes Murhard umständlich gedenken, um so mehr, da die unschuldige Verbindung desselben mit mir ein Hauptgrund zur Anklage gegen denselben geworden.

Zu den Männern, die in jener traurigen Zeit des Mißtrauens, wo man in jedem freisinnigen Manne einen Verräther und Verschwörer zu entdecken glaubte, die besondere Aufmerksamkeit der Regierungen auf sich gezogen, gehörte auch der Hofrath Murhard. Seit Jahren schon war er von Oesterreichischen Agenten beobachtet worden, die dann, wie das gemeiniglich zu geschehen pflegt, um sich wichtig und unentbehrlich zu machen, Alles übertrieben, und ihn als einen der ge-

fährlichsten Agenten des Comité directeur darstellten. Im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, sei er — sagten sie — um so gefährlicher, als alle Lockung der Gewalt bei ihm vergeblich bleiben würde, und er gerade eine Ehre darin setze, das zu verschmähen, womit die Staaten die Schwachen zu ködern pflegten. Die Frankfurter Polizei, deren Chef der Senator Wüstenfeld war, ging so aufrichtig zu Werke, ihn mehrmals zu warnen, und ihm den Rath zu geben, auf seiner Hut zu sein. Seines unverdächtigen und unstrafbaren Wandels indessen gewiß, dachte er nicht daran, stets die nöthige Reserve zu bewahren, und äußerte sich eben so frei und unbefangen an der Wirthstafel, wie im Innersten seines Hauses. Es konnte demnach an Stoff zu Berichten nie fehlen.

Wie Agenten der Art zu Werke zu gehen pflegen, erwies sich denn auch hier. Ein gewisser Dr. Schaumann stattete die schändlichsten Berichte gegen Murhard ab, deren Inhalt indessen durchaus erdichtet war. Um seinen Angaben Glaubwürdigkeit zu verleihen, berief er sich auf das Zeugniß von Personen in Frankfurt, von denen es bekannt war, daß sie in vertraulichem Verhältnisse zu gedachtem Herrn standen. Endlich aber machte er es so arg, daß man in Wien Mißtrauen zu schöpfen anfing, und den General von

Langenau damit beauftragte, nachzuforschen, in wiefern die Angaben gegründet seien, und im Falle, daß der Agent eines Betrugs überwiesen würde, ein Exempel zu statuiren. Es fand sich nun, daß alle die Personen, auf die sich Schaumann berief, diesen kaum kannten, und nie ein Wort mit ihm gewechselt hatten. Kaum war dies entdeckt, als man Schaumann im Frankfurter Walde todt fand. Ein Pistolenschuß hatte seinem schändlichen Leben ein Ende gemacht.

Wodurch Murhard indessen nicht bloß die Aufmerksamkeit der Oesterreichischen Polizei, sondern auch die der diplomatischen Controle auf sich zog, war der Verdacht, in welchem man ihn hatte, derjenige zu sein, durch dessen Beihülfe manches Ungehörige in's Publicum komme. Man hielt ihn für das Organ jener Opposition am Bundestage, die, aus den Gesandten Baierns, Würtembergs und Darmstadts bestehend, das juramentum taciturnitatis mitunter hintansetzte, und manches loco dictaturae Gedruckte durch die Englischen und Französischen Zeitungen bekannt machte. Hiezu kam noch seine Redaction der Politischen Annalen, denen man, nahmen sie gleich mitunter Aufsätze von Wilhelm von Schlegel auf, sehr wohl eine ganz entgegengesetzte Tendenz anmerken konnte. Was ihn aber der Hessischen Regierung verdächtig erscheinen ließ,

war der Glaube, daß er die eigentliche Seele jener Reclamationen der Westphälischen Domänenkäufer sei, zu denen der Herr Dr. Schreiber den Namen hergegeben.

Ueberdies hatte man Murhard eben so, wie Wangenheim, Benzel-Sternau, Dalberg in Aschaffenburg und Andere, im Verdachte, zu dem sogenannten Bunde der Alten zu gehören; und zwar beschuldigten ihn die geheimen Agenten, derjenige zu sein, der bei selbigem die Feder führe, und darum in so inniger Verbindung mit den Pariser libzralen Journalen stehe.

Aus diesen Gründen wünschte man, Murhard unschädlich zu machen, und Herr von Manger insinuirte es dem Churfürsten, wie sicherlich die Drohbriefgeschichte ein Werk des geheimen Bundes der Alten sei, mithin in Murhard's Papieren Aufschlüsse darüber sich finden müßten.

Unter den obgedachten Hessisch-Oesterreichischen Agenten spielte im gedachten Acte ein Freiherr von Hacke eine Hauptrolle, und er bezeichnete Murhard geradezu als Verfasser der Drohbriefe, sich in dieser Hinsicht berufend auf das Zeugniß eines gleichfalls im Solde der Oesterreichischen Geheimen Polizei stehenden Herrn von M — tz, den Zeitungslesern zur Genüge bekannt.

Da man nun seiner Sache gewiß zu sein glaubte (?),

wurde der gedachte Kelch nach Frankfurt gesandt, um, wo möglich, Beweise gegen Murhard hervor zu suchen, und in sein Vertrauen sich einzuschleichen. Der vertrauende, wohlwollende Murhard, der keine Ahnung davon hatte, daß ein Mensch, geschweige denn ein Amerikaner, im Stande sei, zu solcher Infamie sich herzugeben, fiel in die Falle, und Kelch bekam Stoff zu reichhaltigen Berichten, in denen Wahres und Falsches wunderbar vermengt war.

Unglücklicher Weise mußte ich um diese Zeit nach Frankfurt kommen, und der arglose Murhard mich mit diesem Menschen in Verbindung bringen. Die hievon nach Cassel gesandte Kunde war dem Herrn von Manger eine große Freude, sie bestätigte den Verdacht, den man gegen Murhard hegte, und kaum kam sie dem Oesterreichischen Gesandten, Grafen v. Spiegel, zu Ohren, als er geradezu die Verhaftung Murhard's verlangte.

Man könnte sich wundern, daß nicht das Gewissere vorgezogen wurde, meiner Person durch eine Requisition an die Frankfurter Polizei sich zu bemächtigen, anstatt mehrere Wochen mich frei umhergehen zu lassen. Aber die Habsucht des Herrn von Manger und des Agenten Kelch war daran Schuld. Verhaftete die Frankfurter Polizei mich, so konnte sie auch auf die große Summe von 1000 Louisd'or Anspruch machen, die

auf meinem Kopf stand; diese wollten aber jene Beiden sich theilen. Ueberdies lag ihnen Alles daran, den Murhard und mich gemeinsam auf Hessischem Gebiete zu verhaften, um daraus eine Art von rechtlichem Anklagegrund gegen jenen Mann zu entnehmen. Verhaftete man mich in Frankfurt, so hätte man leicht entdeckt, daß der Verfasser der Drohbriefe mir so fremd war, wie der Mann im Monde, und Herr von Manger hätte dann keine Gelegenheit gehabt, die Sache noch mehr zu verwickeln. Hatte man mich aber erst in Hessen, dann konnte man nach Belieben die Sache in die Länge ziehen und verwirren, und Herrn von Manger wurde das große Verdienst zu Theil, den Oesterreichern sagen zu können: der Mann, der selbst den Schlingen des Herrn von Berstett entging, ist von mir gefangen.

Kelch meldete nach Cassel, ich würde an dem und dem Tage mit Murhard durch Hanau kommen, und der Polizeicommissär Bücking wurde mit Gendarmen dorthin beordert, uns gemeinsam zu verhaften [2]). Ich entging der Falle, und man war in Cassel nicht wenig verlegen, als man den Hofrath Murhard allein

2) Es wurde ihm daher späterhin zu einem großen Vorwurfe gemacht, den Murhard allein arretirt zu haben. Manger sagte: Bücking habe einen recht dummen Streich gemacht.

ankommen sah; denn eben aus der gemeinsamen Verhaftung mit mir, hoffte man Grund zur peinlichen Anklage entnehmen zu können. Aber man wußte sich zu helfen; man machte falsche Protocolle, und retrodatirte später aufgenommene Aussagen gegen den Hofrath Murhard, um daraus das Recht seiner Haftnahme zu deduciren [3]).

Als nun aber Nichts gegen ihn gefunden, als er, trotz der Chikanen und Infamien seiner Gegner, durchaus freigesprochen werden mußte — wenn man anders von Freisprechen da reden kann, wo nur eine Anklage

---

3) Friedrich Murhard, im Castel zu Cassel, liefert ein Gegenstück zu Condorcet in dem Pariser Revolutionskerker. So wie dieser mitten unter den Schrecknissen seine berühmte Esquisse du tableau des progrès de l'Esprit humain entwarf, so faßte jener, in ähnlicher Lage, die Idee zur Herausgabe eines großen Werkes, das nächstens unter dem Titel: »Ansichten des Neunzehnten Jahrhunderts über »Politik, Welt und Zeit,« im Druck erscheint. Ich habe Gelegenheit gehabt, bei den Herausgebern, Herren Hofmann und Campe in Hamburg, zur Ansicht einzelner Stücke dieses Werkes zu gelangen, das sich über die höchsten Interessen der Menschheit verbreitet. Der Verfasser, mit dessen Ansichten ich übrigens keineswegs in Allem übereinstimme, führt darin eine Sprache, die dem freien Manne, dem unabhängigen Gelehrten geziemt, eine Sprache, die in unsern Tagen in Deutschland selten ist. Aus vollster Ueberzeugung fodere ich zum Studio dieses Werkes auf.

begründet war — da begnügte man sich, ihn frei zu lassen, ohne die geringste Entschädigung für die erlittene siebenmonatliche Haft. Ja, man ging noch weiter, man stellte ihn unter eine Art von polizeilicher Aufsicht, indem man ihn zwang, eine bedeutende Caution von 4000 Thlr., to keep the peace, zu stellen, das heißt, dafür, daß er über diese ganze Angelegenheit, wie überhaupt über politische Gegenstände, nicht mehr schreiben wolle. Erst nach Jahresfrist wurde diesem sonderbaren Verhältnisse, mittelst Zurückgabe der gedachten Caution, ein Ende gemacht, und durch ein förmliches Urtheil die völlige Schuldlosigkeit des Hofraths Murhard ausgesprochen und anerkannt; aber von einer Entschädigung desselben ist nie die Rede gewesen, wenn schon er durch die Unterbrechung der Annalen und sonstiger Arbeiten bedeutenden pecuniären Verlust erlitt. Doch die Zeit ist nahe, wo diese traurigen Wolken, die den sonst heiteren Hessenhimmel umlagern, schwinden werden, und wo die Legitimität es für Recht erkennen wird, die Wunden zu heilen, welche die Revolution, unter ihrem Deckmantel, den treuen Unterthanen geschlagen.

Da es mir gelang, am Main den Schlingen der Hessischen Polizei zu entgehen, suchte sie an der Elbe, und sogar an der friedlichen Pleiße und Elster mich auf. Ein jetziger Polizeiinspector in Hanau, dessen des-

fallsiger umständlicher Bericht nur leider so klein geschrieben war, daß die Lesung sehr beschwerlich fiel, wurde nach Leipzig und Dresden gesandt, weil man mich dort wähnte. Ja, der Generalsecretär der hohen Polizei, Windemuth, wurde mit zweien Helfershelfern nach Altona abgeordnet, um mich dort im Falle der Betretung zu verhaften. Den Grund dieses, so ganz speciell gegen mich gerichteten Eifers, die ferne Quelle, der er entflossen, kenne ich sehr wohl, wenn ich sie gleich nicht an's Licht des Tages zu ziehen für nöthig oder gerathen halte.

Ich muß schließlich nur noch des ferneren Verlaufes der Mangerschen Sache gedenken. Die Schrift eines gewissen Doctors von Horn in Minden, leitete zuerst den Verdacht auf das Polizei-Departement selbst hin, und bald ergaben sich Beweise genug gegen den Manger.

Das Untersuchungsgeschäft war einer außerordentlichen Commission, bestehend aus dem Generalauditeur und Ober-Appellationsgerichts-Rathe Bode, Obergerichts-Rath Schwencke und Oberauditeur Günst, übertragen. Diese fällte denn auch das Urtheil, welches,

nach langer Frist, im Jahre 1829 erst erfolgte. Die Theilnahme an der Verfertigung des Corpus delicti, dem ersten, nach Nenndorf gesandten Drohbriefe, konnte Manger'n nicht juridisch bewiesen werden; er wurde daher bloß wegen subsequenter Theilnahme an diesem Verbrechen der beleidigten Majestät — wie das Urtheil sich ausdrückt — verurtheilt. Es blieb ihm jedoch noch übrig, von dem Urtheile der Commission an das Oberappellationsgericht zu appelliren. Dies Letztere sah indessen der Churfürst nicht gern, weil die Acten dadurch in die Hände zu vieler Leute gekommen sein würden, und dieselben doch gar Vieles enthielten, was man geheim halten wollte. Manger wurde daher veranlaßt, auf den Rath seiner Familie und seines Vertheidigers, des Procurators Hahn, die Appellation aufzugeben, und den Weg der Gnade einzuschlagen. Er bleibt nun bloß noch mehrere Jahre in Spangenberg, jedoch nicht mehr in so enger Haft, als vorher; seine Familie hat sogar die Erlaubniß, ihn dort zu besuchen. Ueberwiesen ist er der Infamie, mehrere Personen, von deren Unschuld er überzeugt war, als der Theilnahme an den Drohbriefen verdächtig, zur Haft gebracht zu haben, theils, um den Churfürsten zu beschäftigen und hinzuhalten — wie das z. B. bei Murhard der Fall war — theils auch, um seinen Privatleidenschaften zu

genügen, wie bei dem obgedachten Geheimen Cabinetsse-
cretär Müller. Auch hat er gestanden, daß es ihm ei-
gentlich wenig um Entdeckung der wahren Urheber oder
Verfasser zu thun gewesen.

Windemuth gestand anfänglich, bei der Inquisi-
tion, die Theilnahme Manger's an den Drohbriefen,
indem man ihm für ein solches offenes Geständniß die
Zusicherung der eigenen Begnadigung ertheilt hatte;
späterhin aber nahm er das Geständniß wieder zurück,
vorgebend, er habe nur in einem Zustande von Gei-
stesverrücktheit eine solche Erklärung thun können.

Er ist, nebst Manger, in solidum in die Un-
tersuchungskosten verurtheilt, und nach Frankenberg,
unweit Marburg, verwiesen. Urban ist zwar ganz frei-
gesprochen, aber nach Schmalkalden verwiesen. Ueber
die beiden Ersteren ist Dienstcassation verhängt.

Man sieht hieraus, daß die eigentliche Sache noch
keinesweges debrouillirt ist, welches auch wol jetzt, nach
Jahre langer absichtlicher Verwickelung, unmöglich fal-
len möchte. Unerklärlich bleibt auch noch immer das
Betragen des gedachten Freiherrn von Hacke, der mehr-
mals in Cassel war, mit Manger in genauer Verbin-
dung stand, und von diesem sogar dem Churfürsten und
der Gräfin Reichenbach vorgestellt wurde. Dieser will
aber jetzt von gar nichts wissen, behauptet, alles Ge-

dächtniß verloren zu haben, und antwortet auf Alles mit: Non mi ricordo!

Diese Hessische Drohbriefgeschichte enthält die besten Beläge zu dem obgedachten trefflichen Schreiben des Fürsten Wittgenstein an den Churfürsten. Der Versuch, eine geheime Polizei im Herzen Deutschlands zu errichten, ist so übel ausgefallen, daß man wol mit Recht hoffen darf, kein zweiter werde so leicht ihm folgen. Unbegreiflich ist es, daß gerade der Fürst, der in seiner früheren Stellung, wegen seiner leutseligen, ächt freisinnigen Regierung allverehrt war, diese Pest zuerst nach Deutschland gebracht hat. Ich meine Leopold, früher Großherzog von Toscana, späterhin Römischer Kaiser. Unter dem gleißenden Namen des buon Governo bestand sie seit Jahrhunderten unter den Medicis, die, wohl fühlend, daß sie Usurpatoren waren, die Bewegungen der vornehmen Familien, welche, sonst ihres Gleichen, jetzt ihnen dienen mußten, mit der größten Aufmerksamkeit und stetem Mißtrauen verfolgten.

Seit dem Sturze des Manger hat Alles in Hessen eine friedlichere Gestalt gewonnen, die furchtbare geheime Polizei ist gestorben, oder doch in tiefem Schlafe.

Wer da sich hütet, über zwei Personen zu reden, kann im Uebrigen schwatzen, so viel er mag und will. Die Zeit nahet sich, wo der Churfürst die Wünsche seiner getreuen Unterthanen, nach Herstellung der Stände, erhören wird. Er ist zu selbstständig, zu selbstthätig, um ein so wichtiges Geschenk seinem Volke aus der Hand seines Nachfolgers reichen zu lassen.

1. Paulus aber sahe den Rath an, und sprach: Ihr Männer, liebe Brüder, ich habe mit allem guten Gewissen gewandelt vor Gott, bis auf diesen Tag.

2. Der hohe Priester aber, Ananias, befahl denen, die um ihn standen, daß sie ihn auf's Maul schlügen.

3. Da sprach Paulus zu ihm: Gott wird Dich schlagen, Du getünchte Wand; sitzest Du, und richtest mich nach dem Gesetz, und heißest mich schlagen wider das Gesetz?

4. Die aber umherstunden, sprachen: Schiltst Du den Hohenpriester Gottes?

5. Und Paulus sprach: Liebe Brüder, ich wußte es nicht, daß er der Hohepriester ist. Denn es stehet geschrieben: dem Obersten Deines Volkes sollst Du nicht fluchen!

Apostelgeschichte, Cap. 23.

Siebentes Capitel.

Preußen verlangt meine Freilassung, welche die Mainzer Commission nicht zulassen will. — Ein drei Finger dickes lithographirtes Folio-Referat derselben. — Umständlicher Beweis des Vertrauens der Königlich Preußischen Regierung. Mittheilungen des Fürsten Metternich, der Französischen General-Polizei-Direction u. s. w. — Ueber die Verhaftung des Professors Cousin und meinen Antheil an derselben. — Der Königlich Preußischen Regierung wird die Beendung meiner Sache übertragen. — Ueber die Gründe meiner Reise nach Oesterreich. — Strenge Behandlung des Herrn von Schuckmann; mein Transport nach Wien.

Wenn gleich die Königlich Preußische Regierung Alles that, um meine Lage zu erleichtern, wie ich mich in dieser Hinsicht noch ganz speciell dem Herrn Polizei-Präsidenten von Esebeck verpflichtet fühle, so war der Zustand meines Körpers und Geistes doch zu angegriffen, um mich zur Ruhe kommen zu lassen. Der treffliche Geheime Rath Rust erklärte die Operation des an meinem Hinterkopfe befindlichen, fast faustdicken Gewächses

für durchaus nöthig, doch verlangte er eine stärkende Vorbereitungskur; ein Verlangen, dem eine Menge kleiner und kleinlicher Schwierigkeiten sich entgegensetzten.

Da andererseits meine Vernehmungen, wegen mangelnden Stoffes, beendet schienen, kam ich beim Ministerio mit der Bitte ein, nach Holstein gebracht zu werden, um endlich einmal ein Ende meiner Leiden zu sehen, Dies wurde, wie man aus dem in der Note enthaltenen Rescripte ersehen wird, abgeschlagen *).

Am 3. October langte die Antwort des Glückstädter Obergerichtes an, welches dem Preußischen Antrage, rücksichtlich der Rechtlichkeit meiner Freilassung, durchaus beipflichtete, jedoch mit dem Beifügen, daß es zuvörderst die Einwilligung der Mainzer Commission für nöthig erachte. Wie sehr mich eine solche, vielleicht nöthige, aber wahrlich nicht zweckmäßige Verzögerung meiner Angelegenheit schmerzte, bedarf für den keiner

---

*) Ihr am 24sten d. M. eingereichtes Gesuch um Ihre Absendung an die Königl. Dänischen Behörden zu Glückstadt, wird, sobald als die Lage der hier schwebenden Untersuchungen es verstattet, berücksichtigt werden. Berlin, den 26. Aug. 1824.

Der Minister des Innern und der Polizei.

An Schuckmann.

den Herrn F. J. Wit, genannt von Dörring

hier.

Bemerkung, der da weiß, wie sehnlich der Gefangene nach Freiheit, der Kranke nach Heilung sich sehnt. — Am 20. Juli schon hatte die Mainzer Commission den desfallsigen Königlich Preußischen Antrag erhalten, und noch war keine Antwort da! Wird man mir es verdenken, wenn ich die Commission als die vis inertiae im demagogischen Kunstwerke ansehe und schildere?

Täglich, stündlich sah ich jetzt mit der größten Ungeduld der Ankunft des Mainzer Berichtes entgegen, der meine Freiheit, meine Heilung bedingen sollte.

Am 1. November wurde ich herabgeholt in's Bureau meines Inquirenten, des Hofrathes Falkenberg, der mit ernster Miene mir erklärte, wie er abseiten eines hohen Ministerii des Innern und der Polizei den Auftrag habe, mir mitzutheilen, daß die Antwort der Mainzer Commission nicht so ausgefallen, wie man es hiesigen Ortes gehofft, indem selbige nicht bloß auf meine fortgesetzte Haft, sondern sogar auf eine strengere Bewachung angetragen, um gegen jeden etwanigen Versuch, den ich machen könnte, zu entfliehen, oder mich selbst zu entleiben, gesichert zu sein.

Ich läugne nicht, daß mich jetzt alle Fassung verließ und eine Ohnmacht anwandelte; anstatt der gewiß gehofften Freiheit eine strengere Haft, das war zu viel für meinen armen Kopf. Ein Gendarme beglei-

tete mich in mein Zimmer zurück, und kündigte sich als meinen Stubengenossen an; dessenungeachtet wurde die Thür von außen noch verriegelt und abgeschlossen, und ein Infanterieposten davor gestellt, der den Schlüssel bei sich tragen mußte.

Da hatte ich nun einen Beleg zu der, von mir im ersten Bande meiner Fragmente ausgesprochenen Bemerkung, daß die Mainzer Commission, ihrer ganzen Organisation nach, den Inculpirten wol schaden, aber niemals nützen konnte. In späteren Jahren erst, als ich das ganze Verfahren sine ira et studio betrachtete, konnte ich diese wahrhaft verletzende Härte mit der strengen Rechtlichkeit und Humanität der Commission in Einklang bringen.

Die Central=Untersuchungs=Commission befand sich damals in einer eignen Lage; sie sah ein, daß sie überflüssig sei, und es täglich mehr und mehr dadurch zu werden drohe, daß die einzelnen Regierungen auf selbstständige Weise die Untersuchungen zu leiten suchten. Sie fühlte, daß man ihr Manches verborgen hatte, was, die höheren Verhältnisse des politischen Lebens angehend, nicht wohl zur Mittheilung an eine Commission sich eignete, die, ihrer Grundbestimmung nach, dem Bundestage, mithin allen einzelnen Bundesstaaten, Rechnung ablegen sollte. Die schnelle Umwandelung Preußens, in

seinem Benehmen gegen mich, war ihr ganz unerklärlich; aus Baiern hatte sie mich entfernen gewollt, weil die dortige Commission ihr parteiisch für mich gestimmt schien, und kaum in Berlin angekommen, ereignete sich dasselbe in noch höherem Grade.

Sie kam auf den Verdacht, ich sei im Besitze irgend eines Arcanums, wodurch ich mir die Regierungen gleich zu Freunden mache, wie — sans comparaison — der alte Großherzog von Weimar eins gehabt haben soll, wodurch er die beißigsten Hunde alsbald beschwichtigte. Dergleichen vermeinte Privat-Einflüsse durfte sie nun aber — so glaubte sie mit Recht — nicht gelten lassen, und bestand demnach auf strenge Untersuchung.

Nach Privatmittheilungen, denen ich indessen keinen Glauben beimessen will, soll eine gewisse, mir wohlwollende (!) Regierung nicht gern Preußen das Verdienst gelassen haben wollen, mir die Freiheit wieder zu geben: un combat de générosité mithin.

Am folgenden Morgen zeigte der Hofrath Falkenberg mir an, daß er den Auftrag habe, mich wegen eines, von Mainz aus über mich erstattetes Referat zu vernehmen. Man denke sich aber meinen Schreck, als ich sah, daß diese Basis meiner nunmehrigen Vernehmun-

gen einen drei Finger dicken, lithographirten Folioband ausmachte. Hatte ich mich früher über die Langsamkeit in Mainz beschwert, so mußte ich mich jetzt über den enormen Fleiß der Herren noch mehr verwundern. Meine ganze Lebensbeschreibung war darin enthalten, und der, in Paragraphos wohlabgetheilten Biographie waren meine eigenen Papiere und die mancherlei der Commission zugekommenen polizeilichen und diplomatischen Notizen zum Grunde gelegt.

Ich stand selbst in meinem Leben so oft hinter den Coulissen, und sah die seidenen Fädchen, an denen der Theaterdirector die Marionetten nach Gefallen tanzen läßt, daß ich die hieraus ersichtliche leitende Hand des Zufalls nicht verkennen konnte; ich erklärte daher mit vieler Bestimmtheit, daß ich nur in Mainz selbst der Commission Rede und Antwort stehen würde, und daher um baldigen Transport dahin, als eine Gunstbezeigung, bitte.

So vergingen sechs bis acht Wochen, die leichtlich sich, an Unannehmlichkeiten für mich, den in den Piemontesischen Gefängnissen verlebten an die Seite stellen dürfen. Ich war schwer krank. Zu meinen unerträglichen Kopfschmerzen kamen noch, bis dahin mir unbekannte, hämorrhoidalische Zufälle, und die entsetzlichste Angst, wahnsinnig zu werden, raubte mir fast den Ver-

stand. Mein wackerer Arzt, der Physicus, Doctor Natorp, erzeigte mir jede gedenkliche Aufmerksamkeit; aber psychische Leiden kann der Arzt nicht heilen, und diese waren es, die meinen körperlichen Zustand so bedenklich machten.

In Mainz glaubte man, in meiner jetzigen Weigerung neue Indicien gegen mich aufgefunden zu haben, weigerte sich aber, die unmittelbare Untersuchung anzustellen. Da alles Zureden meines Inquirenten, der Commission Rede und Antwort zu stehen, vergebens blieb, kam Herr von Kamptz, dieser Menschenfreund, dem jeder in Preußen verhaftete Demagoge Dank schuldig ist, selbst zu mir, und seine Unterredung besiegte meinen Entschluß, zu schweigen und zu sterben.

Er hütete sich wohl, mich durch Gründe des eignen Interesses bestimmen zu wollen; nein, er stellte mir vor, welchen Nachtheil die ganze Untersuchung und alle Verhaftete durch mein Schweigen erlitten, und welchen Stoff Uebelwollende hieraus entnehmen könnten, um die Wahrheit alles früher von mir Gesagten in Abrede zu stellen.

Dies wirkte; ich wollte nicht an der längeren Haft Anderer Schuld sein, und ich wollte meinen Feinden den Triumph nicht gönnen, mit dem Scheine des Rechtes mich als einen Lügner und Verleumder darzustellen,

der, da es die näheren Beweise seiner Behauptungen gegolten, zum Schweigen seine Zuflucht genommen.

Mehrere Monate hindurch gingen jetzt die langweiligsten Verhöre vor sich, von des Morgens früh bis in die sinkende Nacht. Eine Menge von Dingen, die ich als bekannt vorausgesetzt, waren der Commission noch immer undeutlich. Das Wichtigste blieb oft unberührt, und dann sollte ich wieder über das unbedeutendste Studentengeschwätz Auskunft geben, welches schon längst meinem Gedächtnisse entfallen war.

Hätte ich mich nur strenge an die Beantwortung der Fragen gehalten, worüber man von Mainz Auskunft verlangte, so würde die Aufklärung nicht weit geführt haben; aber ich hatte einen anderen, höheren Zweck vor Augen: ich antwortete auch ungefragt, und meine Wahrhaftigkeit und rücksichtslose Offenheit hatte das Gute, daß die Königlich Preußische Regierung das unbedingteste Vertrauen in mich setzte.

Mir ist es übrigens bekannt genug, daß die Polizeien und Diplomaten eine Art von Vertrauen haben, womit sie Anderer Vertrauen nur fangen wollen, wie der Fischer mit werthlosen Gründlingen die wohlschmekkenden Hechte; aber dies war hier keinesweges der

Fall. Man vertraute mir die ganze Masse des Materials an, damit ich als kundiger Bergmann das gediegene Metall absondere von den Schlacken, damit ich das glimmernde Katzengold entferne vom echten.

Ich hoffe nicht, daß man mir ob des Nachstehenden den Vorwurf der Indiscretion, oder eines Mißbrauchs des von der Königlich Preußischen Regierung mir erwiesenen Vertrauens, mit Recht machen kann. Meine Ehre, meine Pflicht gebieten mir, zu einer öffentlichen, wenn gleich eigenmächtigen Vertheidigung zu greifen, da die Mittel und Wege einer legalen mir verschlossen sind. So lange ich allein stand, und Keinem Rechenschaft abzulegen hatte, als dem Richter über und in mir, genügte das Selbstbewußtsein, und ob die Menschen mich haßten oder liebten, ja, ob sie mich achteten oder verachteten, galt mir gleich. Dies hat Gottlob im Laufe des letzten Jahres sich verändert; als Bürger dem Staate, als Gatte und Vater meiner Familie verknüpft, habe ich einsehen gelernt, daß die Achtung der Mitbürger dem Manne mehr gelten muß, als die Bewunderung der Fremden. Ueber kurz oder lang hoffe ich dem Preußischen Staate näher anzugehören, und wenn ich gleich besorgen muß, jenen Zeitpunkt hiedurch noch mehr zu verrücken, fühle ich mich doch zur öffentlichen Rechenschaftsablage verpflichtet.

Ein Mann, den alle Welt als ein Muster strenger Rechtlichkeit, den sein Vaterland als einen der thätigsten Beamten, sein König als den treuesten Diener ehrt, hat in einem Publicando auf eine Weise mich angegriffen, wie sie in den Annalen deutscher Rechtspflege unerhört ist. Das Publicum, besonders das halb unterrichtete, welches von meinem langen Aufenthalte in Preußischer Haft gehört hat, muß mit allem Fug vermuthen, daß Se. Excellenz, der Minister von Schuckmann, nach reiflicher Ueberlegung nur, und nach Erwägung aller hierauf bezüglichen Umstände, mich einen berüchtigten Abenteurer geschimpft, und mir den Eintritt in die Königlich Preußischen Staaten untersagt hat. Nachstehendes möge diese seine Behauptung bestätigen oder widerlegen.

War gleich Se. Excellenz, der Herr von Kamptz, im höchsten Grade gütig gegen mich, und weit entfernt, das geringste Mißtrauen in meine Kenntniß oder Wahrheitsliebe zu setzen, so war er doch auch nicht minder vorsichtig, und erlaubte sich, von dem Augenblicke der Rückkehr des Herrn von Schuckmann (Anfang August 1824) an, nicht die geringste Anordnung rücksichtlich meiner zu treffen, ohne zuvörderst des Ministers Geneh-

migung eingeholt zu haben. Mein eigentlicher Inquirent aber, der Hofrath Falkenberg, war, aus genauer Kenntniß des polizeilichen Himmels, so ängstlich gewissenhaft, daß selbst die Wünsche und mündlichen, wie schriftlichen Aeußerungen des Herrn von Kamptz, hinsichtlich meiner, ihn zu nichts bestimmt haben würden, wären sie nicht in officieller Form und nomine ministerii ertheilt worden.

Wenn ich nun aber deßunerachtet documentiren kann, daß von der Rückkunft des Herrn Ministers aus dem Bade, bis wenig Wochen vor meiner Abreise nach Wien (mithin während eines Zeitraumes von vollen sieben Monden) alles Wichtige, auf demagogische Umtriebe Bezügliche, welches den Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten und der Polizei in Berlin zukam, mir originaliter zur Beurtheilung mitgetheilt worden, so darf ich wol mit Recht vom vorurtheilsfreien Leser erwarten, daß er den späteren Worten des Ministers — die mich beschimpfen — nicht mehr Glauben schenke, als seinen früheren Handlungen, die ein ehrendes Vertrauen in mich beweisen.

Ja, man beschränkte sich nicht bloß darauf, mir die laufenden Sachen zu communiciren, Se. Excellenz, der Herr Minister, ließ eigends zu diesem Behufe die geheime Canzlei des Ministerii, sämtliche auf das geheime

Verbindungswesen in der Schweiz und im Auslande bezügliche Acten dem Hofrathe Falkenberg übermachen, und beauftragte diesen, sie mir zur Begutachtung mitzutheilen, mit alleiniger Ausnahme dessen, was fremde Regierungen graviren, oder ihnen unangenehm sein könnte.

Um zu zeigen, daß ich keine vague Behauptungen aufstelle, in der Hoffnung, daß diese wegen ihrer Allgemeinheit unwiderlegbar bleiben *), will ich Einiges hier

---

*) Vor 14 Monaten habe ich Nachstehendes drucken lassen, und es ist keinem Widerspruche begegnet.

»Es gab eine Zeit, wo Herr von Schuckmann noch nicht gegen mich erbittert war, wo er in die Wahrheitsliebe und reinen Absichten des Gefangenen ein solches Vertrauen setzte, daß Er (nicht etwa der wohlwollende Herr von Kamptz, sondern Se. Excellenz, der Herr von Schuckmann) meinen Inquirenten beauftragte, mir sämmtliche geheime Acten über das Verbindungswesen im Auslande, mit alleiniger Ausnahme solcher Pièces, welche fremde Regierungen beträfen, mitzutheilen, um das Wahre vom Falschen zu sondern. Mein Bewußtsein sagt mir, sowol in Preußen als in Oesterreich manchen Unschuldigen von ungerechtem Verdachte befreiet zu haben. Nicht allein einsehen ließ man mich die Papiere; nein, auf ausdrücklichen Befehl des Herrn von Schuckmann, wurde es mir gestattet, Abschrift zu nehmen von einem jener lügenhaften Berichte, welche die Französische General-Polizei-Direction dem Fürsten von Metternich, und dieser, wegen ihrer anscheinenden Wichtigkeit, der Mainzer Central-Untersu-

circumstanciiren. Mit Bewilligung des Ministerii habe ich von manchen Piècen Abschrift genommen, und es wäre Leichtsinn gewesen, wenn ich diese Gelegenheit nicht gleichzeitig zur eignen Sicherstellung benutzt hätte.

Im Sommer des Jahres 1824 übersandte der Gouverneur des Fürstenthums Neuenburg, der Generallieutenant von Zastrow, dem Grafen von Bernstorff, oder dem Herrn von Schuckmann, dies ist mir nicht mehr ganz erinnerlich, einen sehr umständlichen Bericht über die revolutionären Umtriebe in der Schweiz, und

---

chungs-Commission und den einzelnen Regierungen übermachte. Da diese mir vorgelegt wurden, war ich über die Schändlichkeit derselben empört, und da mir Einer von besonderer Wichtigkeit zu sein schien, bat ich Se. Excellenz, den Herrn von Kamptz, es mir zu gestatten, Copie davon einem meiner Freunde, zur gründlichen Widerlegung, zu übermachen. Hr. von Kamptz glaubte nicht, dieses einseitig zulassen zu können, schrieb mir aber, unterm Datum des 12ten Januar 1825, wie er deshalb an den Herrn von Schuckmann berichten wolle.

Herr von Schuckmann gestattete es, und ich sandte den Bericht des Baron Franchet d'Esperey fort. Muß sich nach diesem Allen der Leser nicht verwundern, wenn er das bekannte, mich aufs tiefste verletzende Publicandum des Herrn von Schuckmann liest? Von dem Augenblicke an, wo Se. Excellenz die bekannte Tournüre der Cousin-schen Angelegenheit sahen, hatte ich das Unglück, deren Unwillen zu erregen. Fast scheint es, als ob Dieselben mir das Mißlingen vorwürfen.

deren Verbindung mit den Deutschen, worin vor Allen die bekannte Schweizer-Gesellschaft in Olten (?), deren Mitglieder Troxler, Zschokke u. s. w., und der Zofinger Verein als Verschwörungs-Comités denuncirt wurden. Der General hatte den Verfasser nicht nennen dürfen, jedoch für seine reine Ansicht sich verbürgen zu können geglaubt. Das höchst elegante, von Zeichnungen begleitete Memoire zeugte indessen mehr noch für die absichtliche Verleumdung, als die Selbsttäuschung des Verfassers, der die ehrenwerthesten Männer, weit entfernt von allen revolutionären Absichten, als Jacobiner und mordsüchtige Verschwörer darzustellen sich mühete.

Die Tendenz war entschieden jesuitisch, und dies führte mich bald auf die Spur des Verfassers, der, wie sich auch durch eine Vergleichung der Handschriften ergab, Niemand anders, als der berüchtigte Herr von Fauche Borel war. Die Lügenhaftigkeit des Ganzen war leicht zu erweisen, und ich ersah aus den Acten, daß die Königlich Preußische Regierung sich alle Berichte dieses Mannes, der früher direct mit ihr communicirte, verbeten hatte, weshalb er sich hinter den, erst kürzlich in Neufchatel angekommenen Herrn von Zastrow gesteckt.

Früher noch hatte der Fürst Metternich ein Ré sumé der Arbeiten der Mailänder Carbonari-Commis-

sion übersandt, welches ein anscheinendes specielles Interesse für Preußen hatte, da einer der verhafteten Sublimi Maëstri Perfetti, bei seiner Aufnahme in Turin, den Namen Benzenberg's, als eines Bundesgliedes, gehört zu haben behauptete. Es versteht sich wol von selbst, daß dem sonst recht interessanten und viel Wahres enthaltenden Berichte *) in dieser Angabe gar keine Beachtung wurde.

Im Spätherbste des Jahres 1824 übermachte der Fürst Metternich der Preußischen Regierung neuerdings ein anderes, sehr weitläufiges Memoire über die revolutionären Umtriebe der Italiener, Franzosen und Deutschen in der Schweiz, welches noch vorzüglich darauf berechnet war, alle Maurerei, selbst die der symbolischen Grade, als revolutionär zu verdächtigen. Dies Memoire trug einen officiellen Charakter, indem es dem Fürsten von der Französischen General-Polizei-Direction übersandt war.

Da ich die niedrigen Umtriebe genau kannte, wodurch man die Ruhe der Schweiz gefährden, und alle freisinnigen Männer in Jacobiner umwandeln wollte, war es mir doppelt angenehm, die Beweise des längst

---

*) Ich habe Manches daraus dem 2ten Bande meiner Fragmente im ersten Capitel einverleibt.

Geahnten in die Hände zu bekommen. Dies Memoire war nicht — wie z. B. der früher den Preußen übersandte Bericht des Grafen Beaumont — das Werk eines Polizeispions, der lügt und aufschneidet, um Geld dadurch zu gewinnen, sondern das Resultat boshafter Berathung und consequenter Berechnung. Die eigentliche Polizei hatte weniger Theil hieran, als jenes contre-revolutionäre Comité *) in Paris, dem leider auch Männer, wie Haller und — — — angehören.

Die Königlich Preußische Regierung, weit entfernt von lächerlicher Jacobinerriecherei und ängstlicher Furcht vor Umwälzungen, theilte ganz meine Ansicht von der boshaften Tendenz dieses Memoires, als ich ihr zeigte, daß der Styl, wie auch ganze Phrasen und Stellen mit den früheren Aufsätzen des als Lügner bekannten Fauche Borel übereinstimmten. Da es mir aber daran lag, dem boshaften Verfasser Schritt vor Schritt zu folgen, und ich eine Menge darin angegebener Thatsachen nicht widerlegen konnte, weil sie sich nach meiner Entfernung

---

*) Um diesen Herren zu zeigen, wie genau ich sie kenne, erinnere ich sie nur an die Schändlichkeit, die sie vom Grafen — erheischten. Dieser junge Mann, einer der ersten Ambassaden attachirt, war mit jenen Leuten liirt, bis Einer derselben es wagte, ihm die Erbrechung einer ihm anvertraueten Depesche anzumuthen.

aus der Schweiz zugetragen haben sollten, so bat ich um die Erlaubniß, eine Abschrift des Berichtes einem Freunde in der Schweiz übersenden zu dürfen, auf dessen strenge Wahrheitsliebe ich mich verlassen konnte. Dies wurde bewilligt, und sollte ich deshalb dem Herrn von Kamptz das Schreiben erst vorlegen. Ich that es, äußerte aber zugleich, daß es passend sein möchte, wenn es unter meinem Siegel abginge, da das Siegel der Polizei leicht das Mißtrauen erregen könnte, daß das Ganze eine von ihr gelegte Falle sei.

Diese doch wahrlich unbedeutende Erlaubniß wollte der vorsichtige Herr von Kamptz nicht einseitig zugestehen, und schrieb mir zurück, unterm Datum des 12ten Januar 1825:

»Ew. Hochwohlgeboren remittire ich die Anlage, »und bin mit Ihnen einverstanden, daß es angemesse»ner sei, dieselbe unter Ihrem Siegel abgehen zu lassen. »Jedoch würde ich anheim geben, mir das confidentielle »Schreiben an Ihren Freund in der Schweiz zurückzu»senden, damit ich darüber mit dem Minister sprechen »kann. Die Idee ist ganz vortrefflich.«

Merkwürdig ist es übrigens, und für die, welche die Hephaistosschlingen der Oesterreichischen Polizei nicht kennen, ein eignes Räthsel, daß dieser Brief selbiger in

die Hände fiel, und, wohl aufbewahrt, samt seinem Couverte, in Wien liegt.

Hätte ich es mir nicht zur Pflicht gemacht, von dem Inhalte der mir gemachten Mittheilungen nur so viel zu divulgiren, als die Sache erheischt, so könnte ich mancherlei Interessantes erzählen. Alles wurde mir vorgelegt, was in Bezug hierauf ankam; mochte nun Herr v. Niebuhr aus Rom, v. Otterstedt aus der Schweiz, oder v. Werthern aus Paris es berichten. Letzteres bringt mich auf die Cousinsche Angelegenheit, die hier doppelt der Erwähnung bedarf, da sie vielfach mir zum Vorwurf gemacht worden, und den ersten Anlaß zur Unzufriedenheit und zum Unwillen des Herrn von Schuckmann gegen mich gab.

In meinen ersten, in Baireuth gemachten Depositionen hatte ich der näheren Verbindung des Carl Follenius mit dem Professor Cousin in Paris gedacht, und der Angabe des Advocaten Rey Erwähnung gethan, wonach Cousin Eines der Bindeglieder zwischen den Deutschen und Französischen Revolutionären abgeben sollte. Da Cousin in Paris lebte, und die nähere Circumstanciirung dieses Facti mir deshalb ganz irrelevant geschienen, so war mir diese nur oberflächlich gemachte

Bemerkung schon wieder entfallen, als plötzlich die Nachricht, daß Cousin mein Nachbar im Gefängnisse sei, mich wie ein Donnerschlag traf.

Hiemit verhielt es sich so. In einer Zeit, wo der Director des Polizei-Ministerii, Herr von Kamptz, abwesend war, erfuhr selbiges, daß der Professor Cousin mit dem jungen Herzog von Montebello nach Dresden gekommen. Ueberzeugt, daß seine Anwesenheit in Deutschland mit dem sogenannten Bunde der Alten in Berührung stehe, zeigte man der Mainzer Commission Cousin's Ankunft in Sachsen an, und befragte sie, freilich in einem mehr auffordernden Tone, ob nicht die Verhaftung und Vernehmung desselben wünschenswerth sei? Von Mainz aus wandte man sich nun an den Bundestag, mit dem Ansuchen, die Verhaftung des Professors, wie auch seine Auslieferung an Preußen zu decretiren. Dies geschah.

Man sieht hieraus, wie unrecht man Preußen thut, wenn man glaubt, es habe die Verhaftung befohlen, oder verlangt; dies konnte nur der Bundestag thun.

Im mindesten gesagt hatte man, auf sehr leichte Indicien hin, den Eclat einer Verhaftung vorgenommen. Klüger und vorsichtiger wäre es wol gewesen, wenn man mich noch zuvor speciell über die-

sen Punkt meiner Aussagen vernommen, oder selbige doch wenigstens gerichtlich gemacht hätte; aber man wollte, so scheint es, demonstriren, wie man auch ohne Director große Dinge vollbringen könne, und deshalb präcipitirte man Alles.

Ueberdies beweist dies neuerdings das unbegränzte Vertrauen, welches Se. Excellenz, der Herr Minister, in meine Wahrheitsliebe setzten, da eine einzige, nur hingeworfene Aeußerung von mir ihm hiezu genügte.

Hatte man die Verhaftung schon etwas leicht begonnen, so blieb man sich wenigstens bei der Untersuchung consequent. Man gestattete dem Arrestaten, ungehindert mit dem Französischen Geschäftsträger, dem Chevalier de Bourgoing (?), zu verkehren, der eine Abschrift meiner Depositionen hatte und ihm mittheilte. Man übertrug dann, was kaum glaublich scheint, die Untersuchung dem Hofrath Falkenberg, einem tüchtigen Manne — dem nicht leicht ein Verbrecher entgehen soll, wo ein corpus delicti existirt — der aber zum Unglück nicht mehr Französisch verstand, als Cousin Deutsch. Vergebens protestirte der Beamte, der den Ausgang der Sache leicht voraussehen konnte, hiegegen; er mußte die Untersuchung beginnen. Erst dann, als man sich von der Unzweckmäßigkeit dieser Maßregel durch den Erfolg überzeugt hatte, d. h. als es zu spät war, requi-

rirte das Miniſterium vom Kammergerichte einen der Franzöſiſchen Sprache kundigen Beamten. Der Kammergerichts-Aſſeſſor Lecoq wurde nun hiezu committirt; aber ihm war der ganze Gegenſtand der Verhandlungen fremd. Das Sprüchlein docendo discitur iſt recht ſchön, aber man hätte beſſer gethan, es hier nicht bewähren zu wollen. Der neue Inquirent erkannte leicht, daß eigentlich gar kein rechtlicher Grund zur Verhaftung und Unterſuchung vorgelegen, und daß man, um ſelbigen zu erlangen, auf eine kaum glaubliche Offenheit oder Unbefangenheit des Inquiſiten hoffen müſſe.

Couſin war weit entfernt, dasjenige in Abrede zu ſtellen, was ich über ihn und ſeine Verbindung mit Follenius ausgeſagt; er ging noch weiter, und geſtand eine ſpätere Anweſenheit deſſelben in Paris, wovon die Preußiſche Regierung gar keine Kenntniß gehabt. »Wenn« — ſagte er — »der Advocat Rey ihn als »Eins der Bindeglieder der revolutionären Verbindun»gen Deutſchlands und Frankreichs bezeichnet, ſo folge »daraus noch keineswegs, daß er es auch wirklich ſei. »Ob er gegen dieſen oder jenen Deutſchen den Wunſch »ausgeſprochen habe, Deutſchlands Regierungsweiſe »geändert zu ſehen, ſei ihm nicht mehr erinnerlich. Wäre »dies aber auch wirklich der Fall geweſen, ſo conſtituire

»eine solche Aeußerung, ja ein solcher Wunsch eines »Franzosen in Paris, noch kein Verbrechen in Berlin.«

Die Französische Regierung, und namentlich der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Damas, nahm die Sache sehr ernst, und das Preußische Polizei-Ministerium kam dadurch in sehr unangenehme Conflicte. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wollte sich von Anfang an nicht gern damit befassen, und höchst ungern nur erfüllte Herr von Werthern die ihm zugekommenen Aufträge. Jetzt erst, da man weder ein noch aus wußte, theilte man mir das Ganze mit, legte mir die Vernehmungen des Cousin vor, und fragte mich um Rath. Es bleibt mir noch jetzt unbegreiflich, warum man einerseits das große Zutrauen in meine Aussagen setzte, daß man, auf meine bloß beiläufig gemachte Erwähnung des Cousin, seine Verhaftung veranstaltete, anderentheils aber erst dann derselben gegen mich gedachte, als es zu spät war.

Uebrigens glaube man nur ja nicht, daß es dem Preußischen Polizei-Ministerio an Denunciationen gegen Cousin gebrach. Während der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich Alles that, um seine Freilassung zu erlangen, gab sich die dortige General-Polizei-Direction nicht mindere Mühe, ihn um den Kopf, oder mindestens doch nach Spandau zu brin-

gen. Eine Menge der detaillirtesten Umstände wurden gegen ihn angegeben, und der Eifer, mit dem man hiebei zu Werke ging, bewies zur Genüge, daß in Mainz nur geschehen war, was man in Paris zu thun gewünscht hatte.

Mit derselben Unpartheilichkeit, womit ich dasjenige hervorhob, was in Cousin's eignen Aussagen gegen ihn sprach, und somit zur Bestätigung des von mir früher Ausgesagten diente, rügte ich die niederträchtigen Lügen jener Denunciationen. Herr von Otterstedt hatte ebenfalls einen langen, ihm zugekommenen Bericht über die Umtriebe Cousin's eingesandt, worauf das Ministerium große Erwartungen setzte; zum Glücke theilte man ihn mir zuvörderst mit, und ich bat dringend, nicht das geringste Gewicht auf selbigen zu legen, da ein gewandter Inquisit, wie Cousin, nur zu schnell daraus erkennen würde, daß man im Grunde gar nichts von der wahren Lage der Dinge kenne.

Hat der Inquirent mit einem gewandten Inquisiten zu schaffen, so kann er nichts Schädlicheres thun, als wenn er sich zu klug stellt; der geringste Irrthum in seinen factischen Suppositionen verräth dann seine Unwissenheit; wohingegen man, wenn der Inquirent vorsichtig zu Werke geht, und keine größere Kenntniß zu haben vorgiebt, als er wirklich besitzt, leichter zum

Glauben bestimmt wird, eine umfassendere Kenntniß, als die von ihm angedeutete, ihm zuzutrauen, welches gemeiniglich dann eine größere Offenheit zur Folge haben wird, weil man die Scheu hegt, widrigenfalls mit dem als gewiß ihm Bekannten in Widersprüche zu gerathen.

Man durfte mit Recht vermuthen, daß der Oesterreichischen Polizei der spätere Aufenthalt des Follenius in Paris, mithin auch seine Verbindung mit Cousin, bekannt geworden; aber man bemerkte bald, daß man auf keine Mittheilungen von Wien hoffen könne. Oesterreich ist verschwiegen, wie das Grab, und öffnet seine geheimen Quellen eben so wenig, wenn es darauf ankommt, einen armen Sünder an, wie von dem Galgen zu bringen.

Was nun aber andererseits den Verdacht gegen Cousin im höchsten Grade steigerte, war das Benehmen des Carl Follenius, der, bis dahin auf sein Ehrenwort im Baseler Stadtarreste befindlich, so wie von Cousin's Verhaftung ihm Kunde wurde, seinen Eid augenblicklich brach, und nach Amerika entfloh.

Das Benehmen des Professors Cousin im Gefängnisse war — nachdem die ersten Regungen eines kindischen Zornes, worauf wol die Natur seiner Unpäßlichkeit einigen Einfluß haben mochte, vorüber gegangen —

eben so würdig, als klug. Im Voraus von Allem unterrichtet, was gegen ihn vorlag, und des Schutzes seiner Regierung versichert, läugnete er nie, was unbestreitbar, sagte aber auch nie mehr, als man schon wußte. Er behauptete, mit Widerwillen des Follenius Ansichten, wenn gleich mit Wohlwollen seine Person aufgenommen zu haben, und wies jede Frage über die zweite Reise desselben nach Paris mit der Erklärung zurück, daß er sich nicht für befugt halte, ein delicates Verhältniß an den Tag zu bringen. Follenius habe in Paris eine Geliebte gehabt, und hierin nur habe man den Grund seiner zweiten Anwesenheit zu suchen.

Man würde mit Freuden jetzt in Berlin auf alle Entdeckungen verzichtet haben, wenn man den Cousin nur mit Ehren hätte los werden können. Da ich dies wohl merkte, und zugleich voraussah, daß man im Publico alsdann (da nicht wohl das Geheimniß der Pariser Mittheilungen verrathen werden durfte) die Schuld des Ganzen auf mich laden würde, so verlangte ich, zur eignen Genugthuung, mit dem Professor Cousin gerichtlich confrontirt zu werden. Diese Confrontation hatte denn auch in Gegenwart unserer beiden Inquirenten, des Hofraths Falkenberg und des Kammergerichts-Assessors Lecoq, im Locale der Stadtvogtei Statt, und lief, wie dies vorauszusehen, darauf hinaus, daß

Cousin alles Wesentliche, was ich gesagt, bestätigte, und nur gegen die daraus gemachten Folgerungen protestirte. Ich dictirte darauf noch schließlich ad protocollum die Bitte, daß man meine Aussagen, wie auch die späteren Vernehmungen darüber, dem Cousin mittheilen möge; aber dies Verlangen wurde, als nicht zulässig, abgeschlagen.

Ich bin die umständlichere Auseinandersetzung dieser Angelegenheit allen Betheiligten, der Polizei, dem Cousin und mir schuldig gewesen, und kann, wenn es geheischt werden sollte, noch Manches hinzufügen. Möglich ist es, daß meine Aussagen in Baireuth den ersten Anlaß zu dieser unangenehmen Sache gegeben, gewiß aber, daß mein Benehmen darin das Licht nicht zu scheuen braucht.

Dem Laufe der Begebenheiten um einige Monde vorausgeeilt, muß ich wieder zum Schlusse des Jahres 1824 zurückkehren. Die Unpäßlichkeit meines Inquirenten unterbrach, Ende Decembers, das ewige Einerlei unserer Verhöre, und ich benutzte die ungewohnte Muße, um die eigne Lage gehörig zu würdigen.

Wozu half mir denn eigentlich diese ganze Preußische Untersuchung? Dem Ende meiner Leiden brachte

sie mich um keinen Schritt näher, da Preußen kein Urtheil fällen, mich so wenig bestrafen, als befreien konnte. In Dänemark nur konnte dieses geschehen, und in der Hand der Mainzer Commission, die offenbar gegen meine Freilassung war, stand es dann, usque in infinitum die dortige gerichtliche Untersuchung zu verlängern.

Wenn man vor meinem Transport nach Berlin Dänischer Seits die Bedingung gemacht, daß das Urtheil lediglich von der vaterländischen Behörde gefällt werden dürfe, so war dies in der doppelten Hinsicht geschehen, den eignen landesherrlichen Gerechtsamen nichts zu vergeben, und mich gegen jede Härte des von mir gefürchteten Preußens zu schützen. Jetzt aber hatte das Blatt sich gewandt, und was zu meinem Vortheile bestimmt gewesen, bewies sich mir schädlich.

Ich beschloß daher, die ganze Lage der Dinge meinem Könige vorzutragen, die großen Unannehmlichkeiten, die für mich aus einem abermaligen Transporte nach Dänemark erwüchsen, unumwunden darzulegen, und HöchstIhn um die Gnade anzugehen, die völlige Beendung meiner Angelegenheit der Preußischen Regierung zu überlassen. Da es aber hiezu ebenfalls der Genehmigung der Königlich Preußischen Regierung bedurfte, kam ich bei selbiger geziemender Weise darum ein, worauf mir nachstehender Bescheid wurde:

»Das hohe Ministerium des Innern und der »Polizei hat genehmigt, daß Sie in einer an die »Königl. Dänische Regierung zu entwerfenden Bitt»schrift den Wunsch aussprechen: daß Ihre Unterfu»chung hier und bis zu Ende, selbst in gerichtlichen ter»minis geführt werde, jedoch dabei ausdrücklich bemerkt: »daß das desfallsige **Pro Memoria** an die Königl. Dä»nische Regierung durch das Ministerium resp. des In»nern und der Polizei und der auswärtigen Angelegen»heiten gelange, weil dies die Gelegenheit geben würde, »die diesseitige Zustimmung zu erklären.

»Ich ersuche Sie dieserhalb, jenes **Pro Memoria** »anfertigen und mir demnächst zusenden zu wollen, da»mit ich, falls ich noch nicht wieder hergestellt sein »sollte, dasselbe von hier aus an das Ministerium ge»langen lassen kann.

»Berlin, den 29. December 1824.

Falkenberg.«

Die Königlich Dänische Regierung erklärte sich ebenfalls beifällig, und sonach schien Nichts mehr mei»ner Verurtheilung oder Freisprechung entgegen zu ste»hen.

Nachdem der Commentar zu den sämmtlichen Paragraphen des Mainzer Berichtes beendet war, trat ein Stillstand in meinen Vernehmungen ein, und ich benutzte denselben, um beim Ministerio um eine gerichtliche Untersuchung einzukommen, da selbige bis dahin nur polizeilich geführt worden. Hierauf wurde mir der Bescheid, daß selbige durchaus unnöthig und unmöglich sei, weil keine puncta criminalia constirten. Der hierauf begründeten Bitte um völlige Freilassung entgegnete man, daß die mit mir aufgenommenen Protocolle zuvörderst der Mainzer Commission mitgetheilt werden müßten. Da das Mainzer Referat der Untersuchung zum Grunde gelegt worden, sah ich selbst diese Verzögerung als nothwendig an, und bat nur um möglichste Beschleunigung.

Sämmtliche Acten wurden mir nun zur Revision vorgelegt, damit ich dasjenige vormerkte, welches besser der Kenntniß der Commission entzogen bliebe, und eine dem gemäß angefertigte Copie wurde darauf nach Mainz gesandt. Ich begreife es wohl, daß die Mainzer Commission, gewahrte sie anders diese hiatos in manuscripto, unwillig wurde, und sich nach Mehrerem sehnte. Die wahrhaft große Delicatesse der Königlich Preußischen Regierung, die man in Mainz nicht zu begreifen vermochte, trug ebenfalls hiezu nicht wenig bei. Eine

Menge der von Mainz aus an mich ergangenen Fragen bezogen sich nämlich auf Italien und andere, den Oesterreichischen Staat näher berührende Gegenstände. Da ich nun nicht wohl einsah, wozu die Kenntniß derselben den Mainzern nützen könnte, erklärte ich, daß ich hierauf nur Oesterreich, nicht aber der Commission antworten würde.

Preußen war so zartfühlend, jetzt nicht weiter in mich zu dringen; aber Mainz zürnte deshalb mir bitter.

Den Mainzer Geschäftsgang kennend, der in mancher Beziehung nach dem des ehemaligen Reichskammergerichts gemodelt scheint, beunruhigte es mich nicht, daß die Antwort lange ausblieb. Ich vertrauete der Gerechtigkeit der kräftigen Preußischen Regierung, der allein jetzt die Entscheidung anheim gefallen, und hielt in so fern nur eine Verlängerung möglich, als die Mainzer Commission über diesen oder jenen Punkt genauere Auskunft nöthig erachten könnte. Ich war überzeugt, Preußen würde (nachdem es schon durch obigen Bescheid meine Unschuld anerkannt) mich gleich damals gegen juratorische Caution auf freien Fuß gesetzt haben; aber es schien mir unrecht, daß ich frei umherginge, so lange noch Cousin in Haft war.

Die Zeit verging mir übrigens, unter Beschäftigungen mancher Art, und, bei der Gelindigkeit mei-

ner Haft, schneller, als ich gedacht, und nur meine fortwährenden, oft unerträglichen Leiden am Hinterkopfe, und Hämorrhoidal-Beschwerden machten eine baldige Freilassung mir wünschenswerth.

Vom Anfange des Jahres an war ich, auf den Wunsch der Oesterreichischen Regierung, in Berührung mit dem Kaiserlich-Königlichen Chargé d'affaires, Freiherrn v. Werner, getreten. Da der Gegenstand unserer Gespräche nur Oesterreich anging, nahm die Königlich Preußische Regierung keine Kenntniß hievon, und ich begab mich, wenn es nöthig, in's Locale der Oesterreichischen Gesandtschaft. Da indessen der Herr von Werner den fraglichen Gegenstand nicht näher kannte, und ich keine Lust hatte, mich schriftlich darüber auszulassen, so konnten seine Berichte kaum befriedigend ausfallen, und dies veranlaßte den Fürsten Metternich, gegen die Königlich Dänische Regierung den Wunsch auszusprechen, daß es mir vergönnt würde, mich gleich nach Beendigung meiner Sache nach Wien zu begeben.

Der Fürst war weit entfernt, meine Transportirung nach Wien zu verlangen; er bemerkte ausdrücklich, daß ich selbst zuerst den Wunsch geäußert. Dies war auch in der That der Fall; mir lag viel daran, daß nichts in meinem Betragen mehr zweideu-

tig erscheine, und deshalb hatte ich mich bereit erklärt, ja den Wunsch ausgesprochen, mich einer criminellen Untersuchung in Wien selbst unterwerfen zu dürfen.

Da die Dänische Regierung, in Folge der früheren Preußischen Erklärungen, mich als einen Mann ansehen mußte, der jeden Augenblick seiner vollkommenen Freilassung entgegen sah, so glaubte sie nicht befugt zu sein, auf irgend eine Weise über meine Person zu disponiren. Der Königlich Dänische Attaché, Graf Ernst von Reventlow, begab sich deshalb zu mir in's Gefängniß, theilte mir den Inhalt obiger Schreiben mit, und fragte mich, ob es mein Wille sei, nach Wien zu gehen, in welchem Falle Dänemark es gern sehen würde.

Ich entgegnete hierauf, daß ich bereit sei, gedachte Reise anzutreten, jedoch nicht früher, als bis meine ganze Sache in Berlin beendet sei, da ich fest entschlossen, nicht länger die Damoklesrolle zu spielen, und mit am Pferdehaare über dem Haupte dräuenden Schwerte von Land zu Land umher zu irren. Dies wurde mir, als Selbstverständiß, zugesagt.

Se. Excellenz, der Graf v. Reventlow, übermachte hierauf dem Ministerio des Innern und der

Polizei in Berlin eine Note, des Inhalts, daß man Dänischer Seits gar nichts gegen meine Freilassung mehr habe, ja dieselbe wünsche, und daß man, nach zuvoriger völliger Erledigung der in Berlin schwebenden Untersuchung, in meine Reise nach Wien willige.

Ich drang jetzt sehr auf Beendung der Sache, um operirt werden zu können *), und sprach in einer Stunde des Unmuths schriftlich meine Ungeduld gegen den Herrn von Kamptz aus, der darauf unterm Dato des 29. März mir erwiederte:

»Ew. Hochwohlgeboren machen sich wirklich ganz »unnöthige Sorgen und Beunruhigungen. Ihre An»gelegenheit liegt noch immer in Mainz, von woher »wir, aller Maturations-Anträge ungeachtet, noch im»mer keine Antwort haben, weil man dort so sehr be»schäftigt ist. — — — Wenn Sie Alles zusammenneh»men, so haben Sie gewiß keine Ursache zur Unzufrie»denheit mit der Preußischen Regierung.«

---

*) Völlige Herstellung meiner Gesundheit war mir um so wichtiger, da ich keinesweges den Ausgang meiner Wiener Reise im Voraus zu beurtheilen vermochte. Vielleicht konnte man mich straffällig finden, und eine lange Haft meiner harren, vielleicht konnte die Untersuchung sich sehr in die Länge ziehen. Auf jeden Fall bedurfte ich aller meiner Körper- und Geisteskräfte.

Es gelang Herrn von Kamptz, mich momentan, aber auch nur momentan, zu beruhigen, denn ich bemerkte deutlich, wie die Stimmung des Herrn von Schuckmann, seit dem unangenehmen démenti, welches die Polizei durch den Ausgang der Cousinschen Verhaftung erhalten, mir unfreundlich geworden. Dennoch war ich wie niedergedonnert, als mir eines Tages unter der Hand die Nachricht wurde, daß Se. Excellenz, der Herr von Schuckmann, meinen baldigen Transport nach Oesterreich angeordnet. Sogleich begab ich mich mit dieser Notiz zum edlen Grafen Reventlow von Emckendorf — dem, so wie dessen obgedachten Neffen, ich mich vielfach verpflichtet fühle — und zeigte ihm, wie eine solche Transportirung durchaus aller Abrede zuwider laufe. Graf Reventlow war hiemit ganz einverstanden, und begab sich schnell zum Herrn von Schuckmann, um die Sache brevi manu abzumachen. Se. Excellenz, der Herr Minister, weigerte sich indessen, den Gesandten vorzulassen, darauf sich stützend, daß Sie mit den fremden Gesandten nur durch das Medium des Ministerii der auswärtigen Angelegenheiten communicirten, und keine directen Mittheilungen annehmen könnten. Leider war der Graf Bernstorff gerade unpäßlich, und es mußte

demnach der umständlichere Geschäftsweg eingeschlagen werden.

Der Graf von Reventlow, dem der treffliche Geheimerath Rüst, der nichts von politischer Rücksichtsnahme wußte, einen Attest ausgestellt, daß ich die beabsichtigte Reise nicht ohne Gefahr antreten könne, protestirte jetzt gegen meine Abreise, und verlangte, daß ich, wenn denn nun Preußen mich (der officiell abgegebenen Erklärung, daß meine ganze Sache beendet sei, und nichts gegen mich vorliege, zum Trotze) nicht auf freien Fuß setzen wolle, nach Dänemark gebracht werden müsse, wo mir die nöthige Pflege werden könne.

Se. Excellenz, der Herr von Schuckmann, erwiederte hierauf ganz lakonisch, das sei jetzt zu spät; Dänemark habe nun einmal in meine Reise nach Wien gewilligt, und er sie beschlossen. Um allen ferneren Weiterungen zu entgehen, befahl er, daß ich gleich am folgenden Tage abreisen solle, und untersagte mir mit dem Königlich Dänischen Gesandten jede fernere Communication. Graf Reventlow hatte mir am Tage zuvor erklärt: »Dem ausdrücklich aus»sprochenen Willen unseres Königs gemäß, brauchen »Sie nur freiwillig zu reisen; protestiren Sie »demnach gegen eine solche Gewaltreise.«

Dies that ich, und die Folge war, daß der wohlwollende Polizei=Präsident von Esebeck mit Thränen im Auge mich ersuchte, doch nur freiwillig in den Wagen zu steigen, weil er sich sonst gezwungen sähe, Gewalt brauchen zu lassen und mir Handschellen anzulegen.

Ich begnüge mich, das factische Verhältniß also dem Publico dargelegt zu haben, und überlasse es dem Einzelnen, dies Benehmen von Seiten des Rechtes, von Seiten der Billigkeit zu würdigen.

Bemerkung.

Der geneigte Leser wird gebeten, den, Seite 125 angezogenen Aufsatz in meinem Werkchen: »Lucubrationen eines Staatsgefangenen« u. s. w. unter der Rubrik:

»Bemerkungen und Ansichten, entstanden bei Lesung des Handbuchs des constitutionellen Staatsrechtes des Herrn von Aretin. Niedergeschrieben in der Frohnfeste zu Baireuth, im April 1824, und übergeben Sr. Excell. dem Regierungspräsidenten, Freiherrn von Welden.«

Seite 89 — 134 nachzulesen.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Abreise nach Breslau. — Ueber die Preußische Gendarmerie. — Abenteuer in einem Schlesischen Marktflecken, oder: der Türkenbekehrer und der Grüneberger Landwein. — Ankunft in Breslau, und freundliche Behandlung daselbst. — Ueber den Grafen Sedlnicky. — Meine Auslieferung an den Commissär von Sestitz, nebst einem hors d'oeuvre über den Vampyrismus.

Am 22sten März wurde ich, bei früher Morgenszeit, in den Wagen gehoben, um, begleitet von einer Gendarmerie-Escorte, nach Breslau gebracht zu werden; denn solch einen großen Umweg mußte ich machen, um kein fremdes Gebiet zu betreten. Wie peinigend meine Seelenstimmung und mein körperlicher Zustand war, wird der geneigte Leser leichtlich aus dem Vorhergehenden entnommen haben; die Schmerzen wurden durch die Erschütterung des Fahrens ganz unleidlich, und mehr als einmal raubten sie mir alle Besinnung. Der treff-

liche Geheimerath Rüst hatte dies zwar Alles vorhergesagt; was gilt aber ein armseliges Menschenleben, wenn die eine Polizei der anderen ein Cadeau machen will!

Doch der Himmel gab mir, als schönstes mütterliches Erbe, einen stets heiteren, lebensfrohen Sinn, den keine Krankheit, kein Mißgeschick zu trüben, keine Bosheit der Menschen zu erbittern vermochte. Mit großer Selbst-Ironie machte ich daher meinen Begleitern den Vorschlag, in den Augen der Welt als meine Untergebenen aufzutreten, mir, als dem höher stehenden Polizeiofficianten, beigeordnet. Da auf diese Weise das Auffallende in unserer Erscheinung aufgehoben wurde, schlugen sie willig ein, und ich mußte oftmals recht herzlich lachen, wenn die Wirthe mich für den Gebieter der Gendarmen hielten, deren Gefangener ich war.

Nennst du dies Leichtsinn, lieber Leser? — Ich nenne es leichten Sinn, und danke Gott täglich dafür, daß er mir ihn gab, und dadurch allein es mir möglich machte, jedem Unglücke eine heitere Seite abzugewinnen, und aus dem Gifte, was die Mißgunst mir bereitet, Anderen (?), wie mir, Honig zu sammeln. Wenn man es mir gleich abgeschlagen, von den Gendarmen begleitet zu werden, die mir durch das längere Beisammensein bekannt, ja fast möchte ich sagen, lieb geworden waren, so hatte der wohlwollende Herr v. Esebeck mir doch

zwei wackere Leute mitgegeben, welche durch die Erzählung ihrer Kriegsthaten mir manche trübe Stunde verplauderten. Ueberhaupt aber muß ich hier, auf dem Punkte, von der Preußischen Polizei Abschied zu nehmen, ihr das wohlverdiente Lob geben, daß die zahlreichen Angehörigen derselben, sowohl hohe wie niedere, mit denen mein Unstern mich in Berührung brachte, ihr an und für sich wenig beliebtes und geliebtes Amt mit all' der Humanität ausübten, die sich mit großer Pünktlichkeit und strengem Diensteifer vereinigen läßt. Die Preußische Polizei ist durchaus rechtlich, und dieser Cardinaltugend zu Liebe übersieht man gern so manches Andere, so manches Verletzende in der Form der Ausübung, welches eine natürliche Folge davon ist, daß sie fast ausschließlich in den Händen ehemaliger Militärs sich befindet.

So ist namentlich die Gendarmerie ein wahres Corps d'Élite, aus tüchtigen Unterofficieren bestehend, die, wenn sie eine gewisse Anzahl Jahre untadelig darin gedient haben, auf eine, ihren Fähigkeiten angemessene Civilbedienung Anspruch machen können. So erfüllt der Staat seine Pflicht, für gediente Krieger zu sorgen, und vermeidet den großen Uebelstand, der aus übertriebenem Pensionswesen entspringt. Schade nur, daß gemeiniglich solche Unterofficiere zur Gendar-

merie übergehen, die, veranlaßt durch irgend eine Schwäche, dem eigentlich activen Dienste entsagen müssen, so daß fast das ganze Corps aus Halbinvaliden besteht. Meines Bedünkens erfordert eben diese Waffe die kräftigsten Männer, wie sie denn auch im Frieden, dem Sprachgebrauche zum Trotze, ganz allein die active Armee ausmacht.

Ein zweiter Uebelstand ist, daß der Gendarme (oftmals Vater einer zahlreichen Familie) sich seiner allerdings genügenden Besoldung nicht ungekürzt erfreuen darf, weil seine Oberen übertriebenen Prunk in der Kleidung von ihm erheischen. Man verlangt von ihm, daß er vier, wo nicht gar fünf vollkommene Habillements sich anschaffe, unter anderen eine Staatsuniform, ausschließlich für den in Jahresfrist kaum einmal sich ereignenden Fall bestimmt, daß der Inspecteur eine Revue veranstaltet.

Am zweiten oder dritten Tage unserer Fahrt übernachteten wir in einem kleinen Marktflecken, oder war es in einem großen Dorfe Niederschlesiens, dessen Gasthof ich allen den Reisenden bestens empfehlen kann, die unverfälschten Grüneberger nicht weit von der Quelle zu trinken begehren.

Die Honoratioren des Ortes waren daselbst, ich weiß wahrlich nicht mehr, ob welcher Veranlassung, in pleno versammelt, und, echte Patrioten, rauchten sie vaterländischen Knaster zu vaterländischem Weine, und machten echt vaterländischen blauen Dunst dazu. Die Fremden aus der Residenz waren ihnen eine willkommene Erscheinung, trefflich zum Desert, und sie ruheten auch nicht, bis wir bei ihnen uns niedergelassen und, wie sie, der Flasche zugesprochen hatten. Nachdem wir, zur schuldigen Danksagung, unsere Quantität Neuigkeiten ausgeschüttet, und der wackeren Fleckenbewohner Neugierde mit einer Beschreibung der Fürstin Liegnitz — die sie schon als ihre Landsmännin ansahen — befriedigt hatten, wandte das Gespräch sich auf das Steckenpferd der Deutschen, die Politik.

Nichts gewährt mir eine amüsantere Unterhaltung, als das Kannegießern der niederen Stände; es ist mir eben so interessant, wie das Politisiren der höheren Stände mich langweilt. Ich verfehlte daher nicht, die Schleusen einer allgemeinen Conversation durch die Mittheilung zu eröffnen, daß ein Heereszug gegen die Türken so gut wie beschlossen, und der Graf Gneisenau zum Generalissimus bestimmt sei. Ich hatte geglaubt, daß diese Nachricht wie ein elektrischer Schlag Alle berühren und ein lautes Triumphgeschrei hervor-

rufen würde, aber dem war nicht so; eine allgemeine Stille brach ein, und Alle starrten auf meinen Nachbar zur Linken, einen ansehnlichen, dicken Mann, dem ich es schon längst angemerkt hatte, daß er, ob der allgemeinen Theilnahme, die meinen Erzählungen geworden, einiges Mißfallen, ja, ich darf wohl ohne Eitelkeit behaupten, einige Eifersucht im Busen hegte.

Traurige Erfahrungen meiner ersten Jugendjahre — die, unter uns gesagt, in derben Schimpfworten, ja wol gar in etwas noch Aergerem bestanden — hatten mich belehrt, wie gefährlich es sei, an kleineren Orten mit dem Hahne im Korbe um die Popularität kämpfen zu wollen; zu leicht nur stürzt man vom kaum erklommenen Gipfel wieder herab, und trägt Denkmale davon, die, wenn sie gleich keine Narben zurücklassen, darum doch nicht minder schmerzhaft sind. (In größern Städten ist es ganz etwas Anderes, da triumphirt allemal das Neue über das Alte, und erhält sich, bis es wiederum durch das Allerneueste verdrängt wird.) Das allgemeine Gaffen war mir überdies hier ein Fingerzeig, und ich wandte mich an meinen Nachbar, mit den möglichst verbindlich ausgesprochenen Worten:

»Nicht wahr, mein Herr, der Preußische Land»sturm wird im Fluge über die Türkenhunde triumphi»ren? Binnen Jahresfrist« — diese Floskel hing ich an,

nicht bloß, um durch Unverständliches zu imponiren, sondern hauptsächlich, weil der Mann mir ein Mittelding zwischen Cantor, Organist und Schulmeister, ja wol gar alles Dreies auf einmal zu sein schien — »binnen Jahresfrist verdrängt das Kreuz den Halbmond, »christliche Schulen verscheuchen die Mollahs, und »fromme Orgel- und helle Glockentöne erklingen da, wo »heisere Beckenschläge jetzt den Ramascham verkünden.«

Da brach endlich der große Unbekannte sein Schweigen und sprach: »Was Sie da sagen, ist Alles recht »und gut, und zuträglich für uns Alle, die wir dann »Aussicht hätten auf Beförderung; aber es giebt ein »starkes obstaculum. Eine zuverlässige Prophezeiung »sagt, daß im Jahre 1830 die Türkenpferde in der »Bober getränkt werden sollen; es möchte darnach mit »der Vertilgung des Mohamedanismus noch nicht so »nahe sein, wie Sie zu glauben belieben.«

Unisono rief das ganze Publicum jetzt aus: »Ja! »ja! der Herr Cantor hat Recht!« und kratzte sich hinter den Ohren.

Aber der Leser kennt mich schlecht, wenn er glauben könnte, Schreiber dieses gäbe sich so leichtlich gefangen. Wohl einsehend, daß es mir unmöglich fallen würde, mit Gründen gegen eine Prophezeiung anzukämpfen, beschloß ich, sie in meinem Sinne zu benu-

zen, und entgegnete mit ernster Miene meinem Nachbar: »Herr Pastor, Sie haben ganz Recht, im Jahre »1830 werden die Türkenpferde nicht bloß, wie Sie »zu bemerken belieben, in der Bober bei Krossen, sondern auch in der Rednitz bei Leipzig, und in der Elster »bei Nürnberg getränkt werden. Ehe man den Krieg »beschloß, hat man deshalb die gelehrtesten Männer zu»sammen gerufen, die aber, nach den gründlichsten Un»tersuchungen, sothane Prophecia von gefangenen und »eroberten Türkenpferden verstanden wissen wollen.«

Der Herr Cantor war hiedurch aus dem Sattel gehoben, und was mein Raisonnement nicht vermochte, vollbrachte der Herr Pastor-Titel; doch hielt er es nicht für gerathen, selbigen anzunehmen, und entgegnete, eine ungeheure hörnerne Schnupftabacksdose aus der Hosentasche hervorziehend: »En voulez-vous? »Wenn ich schon in Frankfurt Theologiam studieret, »und somit zu jeder geistlichen Würde berechtigt ge»wesen bin, habe ich es doch vorgezogen, an meinem Ge»burtsorte die Jugend zu erziehen, und der edlen Mu»sica obzuliegen!«

Der gute Mann fing jetzt an, sein musikalisches Erziehungssystem, mit stets untermengten lateinischen Floskeln, auf so drollige, richtiger gesagt, verrückte Weise mir vorzutragen, daß ich mich kaum eines lau-

ten Gelächters enthalten konnte. Doch faßte ich mich, um den Genuß dieses Originales mir nicht zu verkümmern, bestens, und brachte ihn durch häufigeres Anstoßen auf sein und der edlen Musica Wohl so weit, daß er anfing, gerührt zu werden, und seine Lebensgeschichte zu erzählen, die sich im Wesentlichen darauf reduciren läßt, daß — doch ich muß den wackeren Ludimagister redend einführen, der mich in eine Ecke zog, und dann anfing: »Mein lieber Herr, seit langer Zeit auf den »alleinigen Verkehr mit Rusticis atque Villanis be»schränkt, die mich nicht zu fassen vermögen, fühle ich »mich überglücklich, einem Collegae, d. h., einem Ge»studierten zu begegnen. Gott weiß, woher es kommt! »der Wein kann es nicht machen, denn der ist schänd»licher Weise von unserem Wirthe, dem verfluchten »Wiedertäufer iterum iterumque getauft — ich muß Ih»nen meine Geschichte erzählen. Aha, nun weiß ich's, »woher das Bedürfniß mich ankommt, Sie sprachen »vom Schulunterrichte bei den Türken, für die wär' ich »der rechte Mann. Amice, könnten Sie mich dahin »befördern! Zweifelsohne wird man das Lutherthum »einführen wollen, dazu aber wäre ich eben der Mann. »Des seligen Herrn güldenes Sprüchlein:

»Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
»Der bleibt ein Narr sein Lebelang!

»hat mich in Preußen in's Malheur gestürzt, soll mich
»aber dafür bei den Türken auf die Beine bringen.
»Collega carissime! was soll ich Ihnen, um mit dem
»seligen Dichter Taubmann zu reden, infandum re-
»novare dolorem! Genug, ich hatte zuvörderst das Un-
»glück, in puncto sexti mich zu vergessen; doch da die
»persona quaestionis, meine dermalige Frau, Supe-
»rintendenti ancilla war, wurde die Sache vertuscht.
»Bei meiner Probepredigt, wozu ich den herkömmli-
»chen Text, Hohelied Salomonis 8, 11. genommen,
»wurde ich so gerührt, daß ich in ein lautes Schluchzen
»ausbrach, und zuletzt von der Kanzel herabfiel. Da
»schrie gleich die böse Welt: das Weinen kommt vom
»Weine her! der Candidat war besoffen! Ich that aber,
»als merkte ich nicht der Malcontenten Gemurmel,
»raffte mich wieder empor, und dachte: Wenn Ihr
»Spötter nur erst meine Stimme vernommen, so
»verlangt Ihr keinen besseren Seelenhirten! — Denn
»was ist das Haupterforderniß beim Hirten? Daß seine
»Heerde ihn höre; ich habe aber eine Stimme, kräf-
»tig und voll, um Todte zu erwecken. Ich trete da-
»her hin vor den Altar, und stimme, voll vom Gegen-
»stande des Textes, obengedachtes Verslein an. Da
»aber brach ein furchtbarer Tumult aus, und — o
»scandalum scandalosum! — weil ich Lutheri Sprüch-

»lein im Munde und Herzen geführet, wurde ich für »unfähig erklärt, eine lutherische Heerde zu hüten!«

»Für die Türken aber, sehen Sie, da wäre ich wie »geschaffen. Zuvörderst führe ich den wechselseitigen »Schulunterricht ein, das ist meine Force, accurat wie »in einer constitutionellen Monarchie; ich kümmere »mich um nichts, meine Minister, i. e. die größten un»ter den Bengeln, müssen Alles thun. Doch verzeihen »Sie, in einem puncto essentiali divergiren wir. Jene »haben sich das Recht der Belohnungen, ich dahinge»gen das wichtigere der Bestrafungen mir vorbehalten. »In eigner Person nehme ich alle argumenta ad po»steriorem vor, denn das ist die Hauptsache beim Er»ziehen. Zum anderen lehre ich sie Wein trinken, »denn glauben Sie mir, der Wein ist die eigentliche »Jacobsleiter, worauf man ad libitum in den Himmel »hinaufklettern kann. Die Philosophen, um nichts klü»ger und besser als Pontius Pilatus, weil sie — wie »experientia docet — tagtäglich das Christenthum »kreuzigen, fragen in dicken Büchern: Was ist Wahr»heit? Narren, die sie sind! In vino veritas! Glauben »Sie, will man die Türken bekehren, so sende man ih»nen keine andere Missionäre, als Männer, wie unser »Einer, die vor keiner Flasche sich scheuen. Wo eine »christliche Kirche, etablire man gleichzeitig Weinhäuser,

»und stelle nur solche Männer an, die beiden Aemtern
»gewachsen sind; dann fließt die Wahrheit den armen
»Heiden — gluck — gluck — gluck — die Kehle hin-
»unter, und sie überzeugen sich von der Armuth, der
»Unhaltbarkeit ihrer weinarmen Lehre. Die Wasser-
»taufe thut es nicht, und Sie sollen mich einen Asi-
»num schimpfen, wenn ich nicht auf meine Weise de-
»ren mehrere bekehren will mit meiner inneren Wein-,
»als all' die Anderen mit ihrer äußeren Wassertaufe!«

Während ich mich auf diese Weise mit dem Herrn Cantor unterhielt, der jetzt in toller Weinlaune den Schalk zeigte, den er im Nacken gehabt, und früher nur versteckt gehalten, um dem Ansehen seiner Autoritäts-Peruque nichts zu vergeben, hatte sich am großen Wirthstische eine überaus drollige, wahrhaft pittoreske Scene allmählig entwickelt, die unser Herzutreten ganz an den Tag förderte. Ein überaus kleines, arg verwachsenes Männlein, welches mit dem ungeheuren Kopfe kaum über den Tisch blicken konnte, während die dürren Beinlein vergebens nach einem Stützpunkte auf dem Erdboden suchten, war, ob der Erzählung der Gräuel eines Türkenkrieges, die einer der Gendarmen, seine Furcht gewahrend, recht con amore ihm entworfen, in arges Entsetzen gerathen; die Anwesenden, um den Trunkenbold zu necken, hatten die Scene dieser

Gräuel immer näher und näher herangerückt, so daß er laut zu heulen anfing, und die Worte: »Herr du meines Lebens!« unter den vielfachsten Modulationen des Entsetzens, der Wehmuth, des Abscheues, ja gar der Resignation, hervorkrächzte.

Anfänglich amüsirte mich des Kleinen tolles Benehmen, als aber die Koklikoröthe seiner Nase in's Bläuliche, und von da gar in's Schneeweiße überzugehen anfing, wurde ich etwas besorgt, und suchte den Neckereien Einhalt zu thun; aber wer vermag es, lustigen Leuten das Lachen, Traurigen das Weinen zu wehren! Das Ding wurde immer ärger. Zufällig vernahm ich, daß der kleine Mann ein nicht unbedeutender Weinbauer der Umgegend sei, und beschloß, hierauf bauend, zu einem heroischen Mittel zu greifen, um den Gordiasknoten, den ich nicht mehr friedlich zu lösen vermochte, gewaltsam zu trennen.

Ich ließ daher das Türkenthema ganz ruhen, und nachdem ich mir durch die an den kleinen Mann gerichtete Präliminarfrage: ob dieser Wein auf seinen Weinbergen gewachsen sei? eine augenblickliche Stille bewirkt, fügte ich mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt die Frage hinzu: zu welcher der drei auch im Auslande bekannten Sorten Grüneberger Weines der vorliegende gehöre?

Eine drastische Wirkung hatte ich diesem Mittel allerdings zugetrauet; aber der Erfolg überstieg bei weitem meine Erwartung. Des kleinen Männleins graugrüne Augen fingen an zu funkeln, wie die eines verliebten Katers in rabenschwarzer Nacht. Durch die ungeheure Schnellkraft seiner Hintertheile schwang er sich mit Einem Drucke mit den Füßen auf die Bank, streckte die unverhältnißmäßig langen Arme mit den spindeldürren Fingern erboßt gegen mich aus, und krächzte im feinsten Diskant:

»Und wenn Sie zehnmal ein Polizeicommissär, »oder ein Gendarmerieofficier, oder noch was zehnmal »Aergeres sind, so haben Sie doch kein Recht, über »unser Einen zu spotten. Sie mögen wol selbst ein »Türke sein, weil unser Wein Ihnen nicht gut genug »ist. Hat doch der König davon geschmeckt, bei seiner »Durchreise, und ihn gut gefunden. He! was sagt der »Herr dazu. Wer giebt Ihm das Recht, ehrliche Leute »zu verschimpfiren; mit denen hat Er nichts zu schaf»fen. Geh' Er zu den Spitzbuben hin, um derentwillen »Er da ist!«

Zu allem Glücke war der Eine der Gendarmen hinausgegangen, der Andere aber eingeschlafen, sonst möchten diese leichtlich mit mehrerem Eifer, als ich, die eigne Sache vertheidigt haben. Mit aller gedenkbaren

Würde entgegnete ich: »Däumling! wäre Er nicht be=
»soffen, so würde ich Ihn gleich arretiren lassen, weil
»Er in den Spitzbuben die Polizei, in der Polizei den
»Minister, und in dem Minister den König beleidigt
»hat; so aber verzeihe ich Ihm, und condemnire Ihn
»nur, zeitlebens zur Strafe seinen eignen Wein zu
»trinken!«

Ein Wink, oder richtiger wol, ein derber Schlag meines Freundes, des Türkenmissionärs, auf den Tisch, gebot jetzt Stille, sonst hätte es leichtlich böse Händel gesetzt, indem der kleine Mann, von der Bank auf den Tisch avancirt, bei dem Einen Beine fest gehalten wer=den mußte, um nicht auf mich los zu rennen. Der alte Schalk, der nebenbei sein Müthchen am Däum=linge kühlen wollte, welcher, wie alle Verwachsene, un=gern nur der Autorität des Großen sich fügen mochte, hob nun mit feierlicher Miene an: »Stille, ihr Herren!«

»Illi inter sese magna vi brachia tollunt!«

»d. h. auf Schlesisch: man muß mit der Unwissen=
»heit Fremder Nachsicht haben; Μηνιν αειδςθεα, d. h.
»auf Deutsch: man muß die Leute ausreden lassen; er=
»klären Sie sich demnach.«

Meines Gönners Absicht schnell aus dessen Mie=nenspiele ersehend, begann ich eine zierlich gesetzte Rede, worin ich mein Erstaunen darüber zu erkennen gab,

daß meine wohlgemeinte Frage solch' unglaublichen Zorn hervorgerufen; ein reisender Weinhändler, mit dem ich auf der letzten Station zusammengetroffen, habe mir den Rath gegeben, dergestalt zu fragen, und bona fide habe ich selbige Worte wiederholt!

»Seht Ihr es jetzt,« donnerte der Cantor, »wie »unrecht Ihr dem Herrn gethan? Ginge es den Gese»tzen nach, so müßte der von Ihnen, mein Herr, ir»riger Weise per Däumling angeredete Herr Schmidt »Sie um Verzeihung bitten; aber expositio rerum »wird Ihnen zeigen, daß selbiger gewichtige Entschul»digungsgründe für sich hat. Jeder Ort pflegt so seine »wunde Stelle zu haben, die man nicht ungestraft an»rühren darf; exempli gratia, in Rippach dürfen Sie »nicht nach dem Herrn Hans, in der Ruhl nicht nach »der Kuhstraße fragen! Nun aber haben unsere neidi»schen Nachbaren, erzürnt, weil die edle Gottesgabe »bei ihnen nicht gedeihen will, unsere Schlesischen »Weine spottweise in drei Sorten getheilt; die erste, »Prima-Sorte, ist der Schulwein, den die unarti»gen Kinder einbekommen, wenn sie faul sind, und »nicht in die Schule wollen; die zweite ist der Wen»dewein, hat man selbigen vor'm Schlafengehen zu »sich genommen, so muß man vorsichtiglich von der »einen zur anderen Seite sich wenden, damit die

»ätzende Säure den Magen nicht durchfresse; die dritte »endlich nennt sich Drei Männer-Wein, weil es »der Beihülfe sothaner bedarf, um ihn herab zu wür»gen. Sie sehen leicht, daß dies Alles nur eine Ver»leumdung, denn was namentlich ad I. angeht, so »bin ich, als Schulmeister, zu jeder Stunde bereit, sel»bige Strafe meinen theuren discipulis abzunehmen.«

So wurde denn der Friede geschlossen; aber der Kleine bläfferte noch immer fort, und suchte das Publikum gegen den Polizeibeamten aufzuhetzen, der sicherlich nur Böses im Schilde führen könne. Es wäre wahrlich nicht uninteressant, der Quelle auf die Spur zu kommen, woraus der Muth der Bucklichten entspringt; ähnlich darin den kleinen Hunden, imponirt niemals ihnen die drohende Gegenwart Größerer, und selbst von ihnen zu Boden geworfen, belfern sie noch immer fort. Ist dies, weil sie voraus wissen, daß der Stärkere seine Kraft nicht gegen sie brauchen wird, oder ersetzen sie in der That durch größeren Muth die mangelnde Kraft?

Nennt Ihr dies Ganze ein hors-d'oeuvre? Immerhin! wenn es nur nicht ganz unschmackhaft. Mir machte es zu jener Zeit große Freude, weil es meine traurige Lage, wenn auch nur momentan, erheiterte.

Am fünften Tage langte ich in Breslau an, wo meine Escorte mich im Hause des Polizei-Präsidenten, Herrn Heinicke, absetzte. Wer so häufig, wie ich, das Unglück hatte, harten und lieblosen Männern zu begegnen, fühlt sich doppelt glücklich, wenn gerade dort, wo er es am wenigsten zu erwarten berechtigt war, ihm Wohlwollen und achtende Schonung werden. Mit Freuden ergreife ich daher die Gelegenheit, öffentlich diesem trefflichen Manne für seine humane Behandlung zu danken. Mein Gesundheitszustand war leider von der Art, daß der herzugerufene wackere Arzt mir einige Ruhetage verordnete, die ich, bewacht von einem Gendarmen, im Gasthofe zur Goldenen Gans recht angenehm zubrachte. Mit Vergnügen gedenke ich noch der table d'hôte und der Theilnahme, die mehrere der dortigen habitués, namentlich aber der Graf Vignercky, mir bewiesen. Da man wußte, daß ich nach Wien sollte, bezeigte man lautes Bedauern, denn im bei weiten größeren Theile Europa's betrachtet man die Oesterreichischen Gefängnisse als wahre Höhlen des Cacus, wo man wol die Spuren vieler Eintretenden, nicht aber der Herausgehenden bemerkt.

Was mich besonders stutzig machte, mehr als alle Gräuelgeschichten, war eine Anekdote vom Chef des Polizei-Ministerii, dem Grafen Sedlnicky, die Einer

der Anwesenden, dessen Namen mir entfallen, aus der ersten Hand zu wissen vorgab. Ein Verwandter des Grafen S., und gleich ihm aus Troppau's Umgegend, bediente sich im Gespräche des Ausdrucks, Friedrich der Große; da sprang der Minister empört auf, und erklärte, diese Benennung könne er an seinem Tische nicht erdulden, kein Oesterreicher dürfe den Räuber Schlesiens groß nennen.

Die Anekdote war mir sehr wichtig, weil sie nicht pikant genug war, um erfunden zu sein, und eben daher mich einen Blick in den Charakter des Mannes thun ließ, mit dem ich, aller Wahrscheinlichkeit nach, in nähere Berührung treten sollte. Ich erwartete, einem befangenen, vorurtheilsvollen Oesterreicher zu begegnen, entschiedenem Gegner des Preußenthumes, welches schon damals das allergrößte Interesse in mir zu erwecken begann.

Nach vier möglichst heiter verlebten Tagen reis'te ich, begleitet von einem Polizei-Commissär und Gendarmen, nach Troppau ab; Beide waren Preußen, auf die das oben ausgesprochene Lob vollkommen paßt. Unsere Reise bot des Merkwürdigen oder Abenteuerlichen zu wenig dar, um einer näheren Beschreibung zu bedürfen. Ein einzeln liegendes Jägerhaus ist mir nur noch im Gedächtniß, das zweite Nachtlager von Bres-

lau, wo wir so überaus freundlich und herzlich aufgenommen wurden, daß mir, dem armen Heimathlosen, das Andenken an das theure Elternhaus recht lebhaft wieder erneuert wurde.

Am vierten Tage langten wir in Troppau an; ein gar eigenes Gefühl beschlich mich, als wir die ersten Oesterreichischen Vorposten passirten. Sonderbar ist es, Oesterreich war stets der Staat, der am meisten Gewicht auf mich legte, und doch habe ich Oesterreichs Boden stets nur als Gefangener betreten. Allerdings war es nur als Folge eigner Wahl, daß ich nach Wien sollte, aber dennoch konnte ich eines unheimlichen, trüben Gefühles nicht Meister werden. Im Gasthause angelangt, bat ich meine Begleiter, mich nicht sogleich zu übergeben, damit ich noch etwas länger Preuße bliebe.

Doch alles Zögern konnte den unangenehmen Moment nicht aufheben; am Nachmittage 3 Uhr fand die Uebergabe Statt, d. h. aus einem Preußischen Staatsgefangenen war ich in einen Oesterreichischen umgewandelt, mithin, bei näherer Beleuchtung, ein idem per idem.

Mein Oesterreichischer Commissär, ein kleines

Männchen, dem aber zwei baumhohe sogenannte Bedienten zur Seite standen, machte mir die schönsten Worte von der Welt, und suchte auf's beste mich aufzuheitern; aber es gelang ihm nicht, weil ich ein verändertes System rücksichtlich meiner Behandlung nur zu deutlich aus dem Umstande ersah, daß es mir nicht einmal vergönnt wurde, ein an den Fürsten von Metternich gerichtetes, versiegeltes Schreiben bei mir zu behalten.

Der Herr von Sestitz hatte nicht übel Lust, Tag und Nacht durch zu reisen; das hielt aber mein armer Kopf nicht aus; ich mußte sogar unterwegs einen Rasttag halten. Der gute Mann war eigentlich ein wenig bornirt, und sah nie weiter um sich, als seine Oberen ihm gerade geheißen; aber er machte die Kosten der Unterhaltung, und sein Geplauder interessirte mich sehr, da es zwei — freilich durchaus heterogene — Gegenstände umfaßte, die Türkische Gränze und die Italienische Oper. Das Banat und die Militärgränze, woselbst mein Begleiter geboren, muß ein gar eignes Land sein, durchaus allem Bekannten unähnlich, und, der Bildung und den Sitten der Einwohner nach, eher zu Asien, als Europa gehörend. Sein Vater war — ein nach den Gesetzen todeswerthes Verbrechen — mit seinen fünf Brüdern, sämmtlich Unterthanen der Pforte,

aus dem Türkischen Gebiete entflohen, und wegen ihrer Schnelligkeit und Gewandtheit waren sie — woher denn auch der Name — Sechs Vögel, Sestitzi, genannt worden.

Was dem braven Manne dagegen die Italienische Oper so vertraut machte, war, daß er ihr als Polizei-Commissär beigegeben war, und dadurch die beste Gelegenheit gewonnen hatte, die betreffenden Individuen kennen zu lernen. Bei seinem großen Eifer, mich zu unterhalten, begab es sich nun aber gar häufig, daß er die beiden Hauptthema mit einander vermengte, und den Herrn Lablache mitsammt der Fodor Mainville in's Banat verlegte, während er die Serbischen Vampyre auf das Kärnthnerthor-Theater verpflanzte.

Auffallend ist es, wie fest der Volksglaube an die Existenz der Vampyre in Servien eingewurzelt ist. Ich habe Gelegenheit gehabt, über diesen Gegenstand mit vorurtheilsfreien Männern jener Gegenden mich häufig zu unterhalten, da das im Castelle von Mailand garnisonirte Regiment St. Julien zum größten Theile aus Raizen und Wallachen bestand; aber allgemein beharren sie bei der Behauptung, daß es Menschen gebe, die nach ihrem Tode noch im Grabe fortleben, indem sie nächtlicher Weile das Grab verlassen, und lebenden Menschen das Blut aussaugen. Ein ge-

bildeter Geistlicher, gegen den ich meinen desfallsigen Unglauben aussprach, theilte mir zwei amtliche Berichte von den Jahren 1725 und 1732 mit, die die Existenz solcher Vampyre außer Zweifel setzen sollten. Ich läugne es nicht, daß der letztere d. d. Meduegya in Servien, den 7. Januar 1732, wohl geeignet wäre, die Aufmerksamkeit der Aerzte und Physiologen auf sich zu ziehen, da er den von drei Chirurgen vorgenommenen und mehreren Officieren beglaubigten Sectionsbericht über nicht weniger als dreizehn, im sogenannten Vampyrzustande befindliche Personen enthält.

Wir leben Gottlob in einer Zeit, wo die ausgezeichnetsten Männer es nicht für eine Schande halten, oftmals zu gestehen, daß es Dinge auf Erden giebt, die sie weder zu erklären, noch abzuläugnen vermögen, und wo man anerkennt, daß sich die Wissenschaft nicht in bestimmte Gränzen bannen läßt. Daher trägt diese nur oberflächliche Erwähnung eines mindestens interessanten Gegenstandes vielleicht dazu bei, daß dieser oder jener Naturforscher jenem durch den Druck mehrfach bekannt gemachten Berichte seine Aufmerksamkeit schenkt.

Zweites Capitel.

Trauriger Empfang in dem Wiener Gefängnisse. — Der Kopfabschneider. — Ueber Venalität der Beamten. — Allzu scharf macht schartig, oder: Bemerkungen über den Prozeß des Fürsten K. — Ich lerne den Polizei-Minister, wie auch den Ober-Polizei-Director kennen. — Plan der Italienischen Aristokratie, Italien durch Oesterreichs Beihülfe zu einen. — Verhandlungen darüber mit dem Grafen Bubna. — Oesterreichisches Regierungs-System. — Ueber die Natur meiner Verbindungen mit oder zu Oesterreich.

Es mochte wol um die fünfte Nachmittagsstunde sein, als wir an den Wiener Linien ankamen. Ein Wort meines Begleiters überhob uns der sonst so lästigen Visitation. Durch eine Menge enger, mit hohen Häusern besetzter Straßen, die mir keine hohe Idee von der Schönheit der Kaiserstadt beibrachten, ging es in die Kreuz und Quere, bis wir endlich in den Thorweg eines Gebäudes einbogen, dessen eigentliche Bestimmung leichtlich aus dem schweren Gitterthore, welches gleich hinter uns zufiel, und der starken Polizei-Wache

entnommen werden konnte. Es war das sogenannte Polizeihaus, welches mich aufnahm, eine Wohnung, deren nähere Bekanntschaft ich keinem meiner Leser wünsche.

Nachdem wir die in der einzigen Entrée befindliche Wache durchschritten und mehrere Stiegen emporgeklommen, übergab mich mein zweiter Begleiter — denn selbst meinem Commissär war der Eintritt in das sanctum sanctorum nicht vergönnt, und er mußte mich dem Polizei-Hauptmann überliefern — dem wachthabenden Cerberus, dem Gefängnißwärter Mack. Mit einer unendlichen Gleichgültigkeit, die jedoch eine Art von Verdrießlichkeit über die Störung durchblicken ließ, nahm dieser das ungeheure Schlüsselbund von der Wand, und ein Fingerzeig, verbunden mit einem mürrischen: »Grad aus!« zeigte mir den Weg, den ich einzuschlagen hatte.

Der Polizei-Hauptmann hatte dem Schließer befohlen, mir die Nummer 1 zu geben. Dies bewirkte einen kleinen Verzug, indem eine Dislocation vorgenommen werden mußte. Im kleinen vergitterten Stübchen des Schließers wartete ich diese ab, und wenn gleich die Entrée und der erste Empfang wenig beruhigend gewesen, so tröstete ich mich doch mit dem bekannten Erfahrungssatze, daß die rauhe Schale oftmals

den edelsten Kern verberge. Ueberdies solle mir ja die Nummer 1 werden, die der Analogie nach die beste sein müsse. Leider bedachte ich nicht, daß der wesentliche Unterschied zwischen Gefängnissen und Gasthöfen, wo man hier freiwillig, dort gezwungen, hier für Geld, dort umsonst logirt, nicht der einzige ist, und daß in diesen der Vorzug der Zimmer in der größeren Bequemlichkeit, in jenen aber in der größeren Sicherheit beruht.

Mack kehrte zurück, und — unähnlich darin seinem berühmten Vetter — ein Feind alles Capitulirens und Unterhandelns, brachte ein: »Marsch! Her»aus!« mich auf die Beine.

Am Ende des Ganges, zur linken Seite — ich sehe noch jetzt die trübe Gegend — war eine kleine, nicht bloß mit vielfachen Schlössern verwahrte, sondern noch obendrein mit einem schweren Balken versehene Doppelthür, da schob man mich schweigend herein, und riegelte gleich wieder hinter mir zu.

Das Erstaunen über einen solchen Empfang machte mich ganz starr. Freiwillig und vertrauensvoll überlieferte ich mich selbst dem Fürsten Metternich, und nun behandelte man mich so geringschätzend, ja so grausam; denn aus den ärztlichen Attestaten hatte man ersehen müssen, daß meine, durch die Haft und das Steatom

gänzlich zerrüttete Gesundheit eine sorgsame Behandlung erfodere. Doch dies Alles war nur das Präludium. Nach einer kleinen, mir aber unendlich groß scheinenden Viertelstunde, kehrte Mack mit einem seiner Gehülfen und einer Laterne zurück. Sein erstes Wort war: »Nun zieht Er sich aus!« Verwundert und den Sinn der Rede nicht fassend, starrte ich ihn an; aber die Ungewißheit dauerte nicht lange, denn, ohne weitere Worte zu verlieren, drückte man mich auf die Pritsche zurück, und fing an, mich bon gré, mal gré, bis auf das Hemde zu entkleiden. Der Gehülfe, an derlei Beschäftigung seit Jahren gewöhnt, versah sein Kammerdieneramt mit solcher Schnelle, und hob alle meine Schwierigkeiten auf solch handgreifliche Weise, daß ich gar nicht zur Besinnung kommen konnte. Als man mich nun auch der letzten Bedeckung berauben wollte, widersetzte ich mich kräftigst; aber der riesenhohe Mack drückte mich mit starker Faust wieder zurück und sprach: »Ich rath' Ihm Gutes, sonst möcht' Er zu kurz kom»men!«

Als man sich dergestalt durch die genaueste aller Visitationen davon überzeugt hatte, daß ich keine polizeiliche Contrebande bei mir führte, durfte ich mich wieder ankleiden; Mack zog mich noch aus Vorsicht bei den Haaren, um sich zu versichern, daß ich keine

Perücke trage, nahm mir meine Brillen ab, weil das Silber zur Bestechung, das Glas zur Ermordung dienen könne, ließ mir einiges Bettzeug und Nahrungsmittel bringen, und wünschte mir dann — wie um meiner zu spotten — eine wohlschlafende Nacht.

Dringend bat ich um Papier und Feder, um dem Polizei-Minister zu schreiben; es wurde mir abgeschlagen. Ich wünschte den Besuch des Gefängnißarztes; man erwiederte mir, es sei für heute zu spät, und vertröstete mich auf den folgenden Tag.

Ich saß allein, niedergekniet auf den Boden, die Arme und den Kopf auf das Bett gestützt, und — warum soll ich es läugnen — bittere Thränen des Kummers und des Unmuths vergießend; da öffnete sich — es mochte wol zehn Uhr sein, denn in meinem Kerker war stets Dämmerlicht — abermals meine Zelle, und eine vierschrötige, derbe Gestalt schlüpfte, ein Päckchen unter dem Arme, durch die nur halb aufgesperrte Thür, die sich alsbald wieder schloß. Jetzt, ich mag es nicht bergen, wurde mir etwas bänglich; tausend Ideen, eine toller und abenteuerlicher, als die andere, fuhren mir durch den von Schmerzen gefolterten Kopf; unzählig viele kleine Funken und Sterne glühten mir vor

den Augen, während gleichermaßen tausend Messer- und Nadelstiche das Gehirn mir durchbohrten. Ich bildete mir ein, der Mensch sei gekommen, um mich umzubringen, die Polizei wolle ihr Müthchen an mir kühlen, und augenblicklich werde er ein großes krummes Messer hervorziehen, und mir den Kopf abschneiden; das Päckchen unter'm Arme hielt ich für einen Sack, worin mein Leichnam fortgeschleppt werden solle.

Eine Stunde zuvor war mir mein Leben zur Last gewesen, jetzt aber war es mir unschätzbar, und der Gedanke an das große krumme Messer war mir entsetzlich; ich kroch daher auf allen Vieren der Richtung zu, wo ich in der Finsterniß mich am besten verstecken zu können wähnte, und blieb dort ruhig liegen. Der entsetzliche Mensch fing nun an, ein lustiges Liedchen zu pfeifen, und dann — die Haare sträubten sich mir empor — im Zimmer umherzutappen. Anfänglich schritt er nur gleichmäßig auf und ab, und diese Entdeckung beruhigte mich in etwas; endlich aber veränderte er seinen Gang, er fühlte sich an den Wänden herum, und kam mir immer näher und näher. Wollte ich ihm entkommen, so mußte ich, das sagte mir die Ueberlegung, in die Mitte des Kerkers mich retiriren; aber dazu fehlten mir die Kräfte; unfähig ein Glied zu bewegen, verharrte ich in meiner zusammengekauerten Stellung;

jeder Gedanke an Widerstand war verschwunden, und ich empfahl meine Seele dem Herrn.

Der fürchterliche Mensch nahete sich mehr und mehr; gleichsam sich weidend an meiner Qual, sang er lauter und lauter, und warf sich dann plötzlich mit seiner ganzen Kraft auf mich hin. Mit einer gewaltigen Anstrengung machte ich mich aber von ihm los, packte ihn an der Gurgel, und erhob ein lautes Geschrei; mein Widersacher stimmte darin ein, mit aller Kraft auf mich losschlagend, und wer weiß, wie lange wir in diesem Zustande verharret hätten; wenn nicht ein lautes Klopfen und des alten Mack donnernde Worte: »Schweigt, Ihr Sackermenter!« Ruhe geboten.

Mein Widersacher erhob sich jetzt vom Boden, und stimmte ein lautes, schallendes Gelächter an, welches ich völlig gedankenlos wiederholte. Endlich klärte sich das Räthsel auf. Da dem Gefängnißreglement zu Folge kein Arrestat (und dies ohne irgend eine Ausnahme) allein sitzen darf, so hatte man mir diesen Mann beigegeben, der, ich weiß nicht, ob wegen Diebstahls oder Contrebande, schon längere Zeit inhaftirt gewesen. Der alte Mack war nicht gewohnt, lange Vorreden zu halten, daher hatte er diesen Menschen, ohne alle weitere Erklärung, hineingelassen; der arme Schelm hatte sich, sein Päckel Leinenzeug unter'm Arme,

orientiren wollen, und war bei diesem Anlasse über mich hergestolpert.

Gleichsam als hätte man mich mit eiskaltem Wasser überschüttet, wachte ich aus meinen fantastischen Fieberträumen auf, und schämte mich meiner unklugen, kindischen Furcht. Mit meinem Lieblingsspruche: »Der »alte Gott lebt ja noch!« warf ich mich dann angezogen auf's Bette hin, und schlief fest und ruhig bis zum nächsten Morgen.

Gegen elf Uhr kam der wackere Arzt, der Kaiserliche Rath von Bartenschlag; er zuckte bedenklich über meinen Zustand die Achsel, und erwies mir jede ihm zu Gebote stehende Hülfe und Theilnahme. Auch dieser Tag verging ohne irgend eine Nachricht, die mir das wunderbare Verfahren zu erklären vermochte; die einzige Verbesserung meiner Lage bestand in schmackhafteren Nahrungsmitteln, die indessen nur meinem Stubengenossen zum Vortheile gereichten, der sie mit großem Appetite verschlang. Aus Langweile ließ ich mir jetzt Einiges über die Einrichtung der Gefängnisse erzählen, die, wie in den meisten Ländern, herzlich schlecht war. Die Gehülfen des Schließers, gewöhnliche Polizei-Soldaten, sind so schlecht besoldet, daß sie auf ehrliche Weise nicht bestehen können; sie treiben daher einen nicht unerheblichen Indulgenzienhandel, und die Strenge

der Disciplin weicht dem Reize des Geldes. Kein Cerberus widersteht dem Klange des Goldes, und Danaës Regen durchdringt die festesten Mauern; überdies riskiren diese Menschen im Falle der Entdeckung nicht viel mehr, als eindringliche argumenta ad posteriora, an die sie, im Verlaufe ihrer militärischen Carrière, schon genügend gewöhnt worden. Wären sie eigentliche Beamte, wie dies beim Schließer der Fall ist, so wäre ihr Risiko weit größer; aber jetzt kann ihnen, wie gedacht, nicht viel geschehen. In Oesterreich denkt man nicht daran, daß die Regierung nur dann gewiß sein kann, ihren Willen ausgeführt zu sehen, wenn sie das eigene Interesse desjenigen, der damit beauftragt worden, damit zu verknüpfen weiß. Die Ehre, die Pflichttreue, sind allerdings gar schöne Sachen; aber wären sie allein genügend, wozu denn noch überhaupt ein Criminalrecht! Einen Mann damit beauftragen, den Unterschleif Anderer zu verhüten, gleichzeitig aber so schlecht ihn besolden, daß er nicht zu bestehen vermag, heißt ihn zum Unterschleife auffordern. Die Hälfte der Beamten genügte in Oesterreich, und würde, gut besoldet, bei weitem bessere Dienste leisten, als die jetzige ungeheure Menge. Dem Fremden springt dies am deutlichsten aus einer Vergleichung der Preußischen und Oesterreichischen Mauthbeamten ins Auge. Die De-

sterreichischen Mauthner sind so schlecht gagirt, daß sie sich bestechen lassen müssen, um nicht zu verhungern. Aber nicht bloß in dieser niederen Sphäre findet solcher Mißbrauch Statt, er erstreckt sich durch alle Zweige der Verwaltung; es ist ein eigentlicher Krebs, der an den edelsten Theilen des Staatskörpers zehrt, und nur durch einen gewaltsamen, energischen Eingriff von Oben geheilt werden kann. Oesterreichs Staatsverwaltung gleicht einem Hausherrn, der aus Trägheit, Gutmüthigkeit und Unkenntniß sich von seinem Gesinde beherrschen und plündern läßt, und vor der Welt mit eben der Menge von Dienern prunkt, die im Grunde sein Ruin sind. Preußens Regierung möchte ich dagegen dem kräftigen Manne vergleichen, der weniger Diener bedarf, weil nicht Einer dem Anderen im Wege steht, und der viel von ihnen verlangt, aber nicht mehr, als er fordern kann.

Die Gefängnisse waren damals, in Folge des scandalösen Prozesses des Fürsten K., mit schlechten Weibspersonen überfüllt. Irre ich nicht, so saßen gleichzeitig über sechzig Kupplerinnen im Arreste. Eins der Mitglieder des Gerichts verfuhr mit so unerhörter Strenge, als wolle man die Zeiten der Kaiserin Maria Theresia in dieser Beziehung wieder zurückführen.

An einer anderen Stelle schon gedachte ich der Härte und Leidenschaftlichkeit, mit der man gegen obgedachten, in anderer Beziehung so ausgezeichneten Mann verfuhr. Es giebt Vergehen, durch deren öffentliche Anregung und Ahndung die Moralität der Nation mehr verletzt wird, als durch ihre Ignorirung. Ein trauriger Fall, der ganz Europa's Gefühl empörte und erbitterte, hat in neuerer Zeit dies bestätigt. Wenn Solon für den Elternmord keine Strafe bestimmte, weil er ihn als etwas Unmögliches supponirte, so sollte man auch für gewisse Verbrechen keine öffentliche Ahndung aussprechen, weil die Menschheit sie für unmöglich halten soll, oder besser, gar nicht wissen darf, daß es solche gebe. Der Verbrecher entgeht dem ewigen Richter doch nicht, und das ihm auf die Stirn geprägte Kainszeichen der öffentlichen Verachtung straft ihn zur Genüge für diese Welt.

Wenn man der Oeffentlichkeit gedenkt, mit der die Sache behandelt wurde, der Publicität, welche die Richter, sowohl durch ihre Aeußerungen, wie durch unnöthige Ausdehnung der Untersuchung ihr gaben, so kann man sich fast des Gedankens nicht erwehren, daß es den bürgerlichen Richtern angenehm war, dem Publico recht deutlich zu zeigen, wie rücksichtslos sie gegen die weit über ihnen Stehenden verfahren, wenn es

auf der Gesetze Anwendung ankomme. Es ist ein großer, edler Zug im Charakter des Kaisers, daß er jede Rücksicht auf Dritte verbannt, wenn seine Gerechtigkeitsliebe in Anspruch genommen wird; aber Friedrich des Großen Beispiel — in der berühmten Sache des Müllers Arnold — beweis't uns, wie so gar leicht ein Fürst, aus leidenschaftlicher Liebe für das Recht, ungerecht verfahren kann. Unstreitig verdient Frankreichs Einrichtung den Vorzug, wo das Gesetz, ganz unabhängig von der Person des Monarchen, seinen freien Lauf hat, und dieser nur in sofern eingreift, als ihm das Begnadigungsrecht zusteht. In den meisten Ländern dagegen müssen die Fürsten die Henkerrolle spielen, ohne ihre Unterschrift ist kein Todesurtheil gültig, mithin sind sie es, die so recht eigentlich den Blutbann ausüben. Dies System hat die traurigsten Folgen; einem gewissenhaften Monarchen raubt es die Ruhe und den Frieden, und verzögert den ganzen Rechtsgang. Die Todesseufzer, die Flüche und Klagen der Verdammten wenden sich jetzt einzig und allein auf den Monarchen selbst hin, während im entgegengesetzten Falle nur die Thränen des Dankes und die Segnungen der Begnadigten sein Ohr erreichen. Welcher Fürst aber vertauschte nicht freudig jene gegen diese?

Wahr ist's, daß eben der Kaiser Franz bei diesen

Worten mir vorschwebt, einer der trefflichsten Menschen und tüchtigsten Geschäftsmänner, dem es an treuer Gewissenhaftigkeit und angestrengtem Fleiße wenig Beamte gleich thun. Wird ihm ein Todesurtheil zur Unterzeichnung vorgelegt, so studirt er erstlich die Acten in extenso, und verlangt über alles ihm noch darin Dunkle die umständlichsten Referate. Aber sein Gefühl sträubt sich gegen das, was die Vernunft, was das Gesetz vielleicht begehren; er verschiebt die Entscheidung auf eine günstigere Zeit. Inzwischen quält und peinigt ihn der Gedanke an das, was er über kurz oder lang doch thun muß; endlich, nach langem, vielleicht nach jahrelangem Zögern, ergreift er die Feder, und verwandelt — wenn irgend möglich — die Todesstrafe in ewige Haft. Er bedenkt aber nicht, wie dem Unglücklichen selbst die Gewißheit des Todes noch weniger schrecklich ist, als diese ewig lange, grauenvolle Frist, die der Publicirung des Urtheils vorhergeht, er bedenkt es nicht, wie der Gefangene die Qualen des Kampfes, den er — der Kaiser — zu bestehen hat, tausendfach mitempfindet, wie jeder Tag, den der Kaiser zögert, ihm eine Ewigkeit dünkt.

Ich will hier nicht einmal des Giftes erwähnen, welches Uebelwollende aus dieser Langsamkeit zu ziehen sich bestreben, indem sie der Nachlässigkeit und Gleich-

gültigkeit die Schuld beimessen. Gern führte ich noch manches mir bekannt gewordene Detail hinzu; aber ich weiß leider, wie man es zu verhüten weiß, daß diese Blätter dem edlen Kaiser vor's Auge kommen, und es ist nicht meine Absicht, mit Anekdoten die Neugierde einer scandalbegierigen Lesewelt zu ergötzen.

Endlich, am dritten oder vierten Tage meiner Haft, erschien der Secretär des Ober-Polizei-Directors (Chef der Polizei der Residenzstadt) und brachte mir tausend Entschuldigungen wegen der mir widerfahrenen schlechten Behandlung, woran lediglich die Unwissenheit und Nachlässigkeit der Gefängniß-Beamten Schuld gewesen. Wie natürlich, nahm ich diese schönen Worte als baare Münze auf, und versicherte den Herrn, daß ich gleich davon überzeugt gewesen, wie eine so wahrhaft scandalöse Behandlung eines Mannes, der freiwillig die Reise nach Wien angetreten, nicht die Absicht oder der Wille des Ministers habe sein können.

Man hatte mir in aller Schnelle zwei hübsche Zimmer eingeräumt, worin eigentlich die Verhöre gehalten zu werden pflegten, und ein langer, dünner Mensch, in sehr anständiger Kleidung, kündigte sich als mein Diener an. Zugleich erklärte sich mein Herr Se-

cretär bereit, mich, wann ich Luſt hätte, im Wagen ſpazieren zu führen; meinen Wunſch, lieber etwas zu gehen, konnte man — wie es hieß, weil der Arzt das Fahren für zuträglicher halte — nicht erfüllen.

So ſorgte man mit der größten Aufmerkſamkeit für alle leibliche Bedürfniſſe, aber über den Zweck meines Aufenthalts, den einzigen Grund meines Hierſeins, beharrte man beim hartnäckigſten Stillſchweigen. Am dritten oder vierten Tage, da ich zu bemerken glaubte, die Verzögerung ſei abſichtlich, eine Art moraliſcher Folter, worauf man meine Ungeduld zu ſpannen bemüht ſei, verlangte ich den Ober-Polizei-Director, Freiherrn von Perſa, zu ſprechen. In der Nacht wurde ich zu ihm gebracht, und fand einen ſehr artigen Mann, der aber zu meiner größten Verwunderung von meiner ganzen Angelegenheit auch nicht im geringſten unterrichtet war.

Da der Fürſt Metternich mit dem Kaiſer in Italien, drang ich darauf, den Polizei-Miniſter, Grafen von Sedlnicky, ſchleunigſt zu ſehen. Am folgenden Morgen führte der obengedachte Secretär des Ober-Directors, der Herr von Maltz, mich zu ihm. Der Graf, ein anſehnlicher Mann von mittleren Jahren, deſſen ganzes Weſen und Benehmen keine Spur von polizeilicher Verſchmitztheit und Höflichkeit an ſich hat, trat

mir kalt, aber artig entgegen, und sagte, wie die Abwesenheit des Fürsten Metternich ihm die Verbindlichkeit auflege, über diese und jene Punkte von mir Auskunft zu erheischen. Er fing dann sogleich an, über den Zusammenhang der Piemontesischen Revolution mit einer Französischen Regierungspartei, und die Absichten der letzteren auf Italien, sich zu erkundigen; Fragen, die mir eine offenbare Unkenntniß alles dessen verriethen, worüber ich mich schon vor mehreren Jahren gegen den Grafen Bubna ausgesprochen. Bald sollte inne dessen das Ganze mir klar werden. Um es aber meinen Lesern klar zu machen, muß ich bedeutend in die Vergangenheit zurückgehen. Man wird mit Recht die Frage thun: warum sagst Du jetzt, am Schlusse Deiner Memoiren, was in den Anfang derselben gehörte? Ich kann darauf nur entgegnen: damals waren meine Umstände von der Art, daß ich es nicht schreiben durfte; jetzt sind sie so, daß ich es schreiben muß.

Daß ich, der engen Haft, in welcher ich mich in Turin befand, ungeachtet, mich in vielfacher und unausgesetzter Verbindung mit der Außenwelt befand, wird dem geneigten Leser noch zur Genüge aus dem zuerst erschienenen Bande meiner Memoiren bekannt

sein. Eben so klar habe ich das Ziel meines damaligen Strebens ausgesprochen: Einung Italiens und Deutschlands durch Beihülfe der Aristokratie. Gleich nach dem Ausbruche der Piemontesischen Revolution zeigte sich eine beträchtliche Spannung zwischen den revolutionären Aristokraten und Demokraten, indem erstere, weit entfernt, die Spanische Verfassung zu begehren, eine, der Französischen ähnliche, Charte, und vor Allem zwei Kammern wünschten. Woran die Erfüllung dieses Wunsches scheiterte, habe ich im zweiten Bande meiner Fragmente umständlich auseinander gesetzt, wie auch die Vorwürfe, welche beide der genannten Parteien einander machten, am unglücklichen Ausgange des Ganzen Schuld gewesen zu sein.

Die Aristokraten bereueten nur zu bald die widersinnige Verbindung, in welche sie sich eingelassen; sie erkannten, daß die Jacobinische Partei, oder, milder ausgedrückt, die republikanische, die constitutionelle Monarchie nur als einen Schritt zum Ziele, keineswegs aber als Ziel selbst erachte, und nur deshalb sich mit ihnen verbunden habe, um ihr Geld und ihren Einfluß zu benutzen. Wenn gleich von den Chefs der Partei mit stetem Mißtrauen beobachtet, durchschaueten sie doch die Pläne derselben zur Genüge, um daraus zu erkennen, daß es jetzt eben so gut gegen sie, als gegen die

Fürsten gemünzt sei, und daß ihre Verbindung mit der Carbonaria ihnen zu nichts nütze, als zu einer traurigen Henkersfrist, zu der Begünstigung, zuletzt von ihr verschlungen zu werden.

Kann man es hienach ihnen noch verdenken, wenn sie sich vom Einflusse der republikanischen Propaganda los zu machen wünschten, die, ganz ähnlich darin dem Comité du Salut public, keinem Ci-devant ganz trauet? Aber wie dies bewerkstelligen? Allein für sich eine Partei bilden und ihren Plan verfolgen, war am wünschenswerthesten; aber das ging nicht an, auch hätten die Jacobiner sie, beim geringsten Verdachte, augenblicklich den Regierungen verrathen, und sie waren schon zu weit gegangen, um nicht dann ihr Vermögen wie ihr Leben bedrohet zu sehen.

Wahr ist's, daß ich das Meinige that, um sie von diesem verderblichen Bündniß abzuziehen, und die Folgen desselben ihnen klar darzulegen. Die Mehrzahl des reichen und mächtigen Lombardischen Adels — der den Piemontesern acht Millionen zur Unterstützung angeboten, sobald diese den Tessin überschritten hätten — war bedeutend genug, um den Kern eines aristokratischen Bundes abzugeben, der Italiens Einheit und Freiheit bezwecken sollte. Aber unmöglich konnte er dies, so lange jeder Einzelne den Verrath besorgen, und für sein Le-

ben zittern mußte. Deshalb war es unumgänglich nöthig, eine starke Regierung zur Hülfe, und im schlimmsten Falle zum Rückhalte zu haben. Um jeder Entdeckung vorzubeugen, wurde ich beauftragt, das Nöthige einzuleiten, da den Gefangenen kein Verdacht treffen konnte.

Der Adel erklärte sich bereit: er wolle sich ganz von der Carbonaria lossagen, und mit Gut und Blut der Sache der Legitimität zugethan bleiben, wenn man ihm die Vereinigung Italiens mit constitutioneller Verfassung garantiren wolle. Oesterreichs Unversöhnlichkeit und Haß gegen alle liberale Concessionen fürchtend, wünschte man Frankreichs desfallsige Ansichten zu sondiren. Wenn gleich wenig von dieser Seite hoffend, wo so eben erst ein Ministerwechsel eine ganz veränderte Politik zur Folge gehabt, und überdies die Minister zu sehr bemüht sein mußten, sich zu behaupten, um etwas Großes wagen zu dürfen, that ich, wie begehrt, und wandte mich, durch eine dritte Person, an den Grafen Matthieu Montmorency, ihm, im Falle der begehrten Garantie, die augenblickliche Ueberlieferung Genua's und — — verheißend.

Wäre der Graf nicht ein Ehrenmann, im vollsten Sinne des Wortes, gewesen, so würde mir dies Ansinnen leichtlich den Kopf gekostet haben, da man eben

damals in Frankreich ein ganz entgegengesetztes Project begünstigte. Die Partei der Jesuiten nämlich, der manche bejahrte Adelige und der größte Theil des Clerus angehören, bezweckte ebenfalls eine Einung Italiens (aber unter geistlicher Oberherrschaft) und hatte hierüber mit der Französischen Hofpartei, dem jetzigen Ministerio, sich verständigt.

Kaum erfuhr ich die desfallsige Verhandlung, als ich mich wohl hütete, unsere Absichten weiter zu enthüllen, und Gott dankte, noch so gut davon gekommen zu sein.

Ein Theil des Winters war hierüber vergangen, die Stellung der Aristokraten zur Carbonaria immer kitzlicher geworden, und nichts Bedeutendes geschehen. Da gelang es mir endlich, gemeinsam mit einigen Gleichgesinnten, die Bedeutenderen davon zu überzeugen, daß ihnen jetzt nichts übrig bleibe, als sich dem Fürsten Metternich in die Arme zu werfen. Dies Geschäft einzuleiten und auszuführen, wurde mir denn auch übertragen, und ich habe das Bewußtsein — entsprach auch gleich nicht der Erfolg meinen Wünschen — auf eine Weise es bewerkstelligt zu haben, die keinem Einzigen zum Nachtheil, Manchen aber zum Nutzen gereichte.

Ich wandte mich daher in einem umständlichen Schreiben an den commandirenden General des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, den Grafen von Bubna. Ich schilderte ihm die Stimmung Italiens, und beiläufig auch Deutschlands. Ich zeigte ihm die ganze Stärke der Revolutionären und die Gefährlichkeit ihrer Umtriebe. Ich machte ihn darauf aufmerksam, wie die neuesten Revolutionen nur dadurch gelingen gekonnt, daß der unzufriedene Adel gemeinsame Sache mit den eigentlichen Jacobinern gemacht, und wie das Wohl der Legitimität die Trennung derselben erheische. Ich deckte ihm die Umtriebe der Jesuitenpartei in Ober-Italien auf, und schilderte mit den lebhaftesten Farben die üble Stellung der Oesterreicher, die, angegriffen von den beiden entgegengesetzten Parteien, keine Stütze im Volke, sondern nur in der Armee hätten. Hieraus deducirte ich den großen Vortheil, der für Oesterreich daraus erwachsen würde, wenn der mächtige Adel sich ihm anschlösse, da selbiger nur Einen Wunsch hege: Einheit Italiens.

Um etwanigen Gewissensscrupeln zu begegnen, bemühete ich mich, es darzuthun, wie es keineswegs unsere Absicht sei, thätige Unterstützung zu verlangen, sondern nur Duldung und Schutz. Weit entfernt, das revolutionäre Unwesen dadurch zu hegen, erhalte es

hiedurch den Todesstreich; die Lage der Dinge sei näm=lich so, daß es nur darauf ankomme, ob Oesterreich es vorziehe, durch eine blutige Revolution zu Gunsten der weißen, oder rothen Jacobiner, Italiens Einheit be=werkstelligt zu sehen, oder letztere allmählig, und zu sei=nen (Oesterreichs) Gunsten sich gestalten zu lassen. Ge=setzt aber auch das Unwahrscheinliche, daß der Andrang der Parteien an der Festigkeit und Einigkeit der gro=ßen Mächte scheitere, so gelange doch über kurz oder lang der Prinz von Carignan zur Regierung, der den glühendsten Haß gegen Oesterreich hege, und zu diesem Ende sich auf das Innigste mit Frankreich verbinden werde. Begünstigung oder Duldung der aristokratischen Partei erheische demnach der Legitimität wohlverstan=denes Interesse. Gegen den Strom antoben, sei un=thunlich, ihn zum eignen Endzwecke nach Gutdünken leiten, auf diese Weise nur möglich.

Ueberzeugt, daß der klar verstandene gegenseitige Vortheil die Menschen auf's sicherste mit einander ver=knüpft, hütete ich mich wohl, unser Anerbieten dadurch verdächtig zu machen, daß ich es, als lediglich zu Gun=sten Oesterreichs gemacht, darstellte. Nein, ganz wahr gestand ich ihm, daß unsere Dienste ihm nur deshalb angeboten würden, weil unser eigener Vortheil es ge=biete. Doch ließ ich ihn die Gefahren durchblicken,

welche daraus entspringen könnten, wenn die Aristokratie, zurückgestoßen von Oesterreich, zum Vernichtungskampfe entschlossen, der Demokratie sich in die Arme werfe.

Ich hatte Bubna, ich hatte das Oesterreichische Cabinet ganz richtig beurtheilt. Ein Courier wurde sogleich mit meinem Schreiben nach Wien expedirt, und der Feldmarschall-Lieutenant, Graf Vetter von Lilienberg, benachrichtigte mich hievon schriftlich ins Gefängniß, wie auch von meinem baldigen Transporte nach Mailand. Was sonst noch in dieser Beziehung sich ereignete, hat der Leser aus dem zweiten Bande meiner Memoiren ersehen.

Warum man jetzt die ganze Behandlung meiner Angelegenheit der Kenntniß der Polizei entzog, und dem Freunde des Fürsten Metternich, dem staatsklugen Bubna übertrug, ist leicht erklärlich. Doch kamen wir in den ersten Monaten nicht weit, da man Oesterreichischer Seits genau die Stärke, die Hülfsmittel und Aussichten der aristokratischen Partei wissen wollte, ich diese aber nicht enthüllen durfte, ehe ich Gewißheit des Eingehens in unsere Absichten hatte.

So stets hin und her manövrirend, kamen wir

weiter und weiter von einander ab, und am Ende einer desfallsigen Zusammenkunft sagte Bubea mir geradezu: »er sehe recht gut, wie ich nur die Absicht habe, »ihm, ce qu'on appelle tirer les vers du nez, dazu sei »er aber zu alt, und die Oesterreichische Regierung zu »klug; ehe man mit mir sich weiter einlasse, müsse man »wissen, von wem und wozu ich beauftragt sei.«

Ich sah jetzt ein, daß ich in meiner Reserve zu weit gegangen, und theilte ihm darüber schriftlich mit, was ich, ohne Individuen zu compromittiren, dem Papiere anvertrauen durfte. Anstatt hierauf sogleich einzugehen, verbreitete Bubna bei der nächsten Conferenz sich über die Stimmung des Französischen Ministerii, und die Ab- und Ansichten der Parteien in Frankreich. Wir stimmten hierin ganz überein, und kamen einander dadurch wieder näher.

So lernte ich Bubna täglich näher kennen, und meine Achtung für seinen Charakter und Anerkennung seines Geistes ging nach und nach in eigentliche Anhänglichkeit und Liebe für ihn über. Sicher gegen Mißbrauch, theilte ich ihm Alles mit, was ich auf dem Herzen hatte, und Bubna wurde jetzt ebenfalls aus seiner Reserve getrieben.

Er belehrte mich, wie unsere Absicht, den kleinen Napoleon zum Könige Italiens zu haben, durchaus

den Ansichten des Oesterreichischen Cabinettes zuwiderlaufe, welches nie und nimmermehr eine solche Stellung ihm zugestehen werde. Eben so entschieden sprach er sich gegen den anderen ihm geäußerten Wunsch aus, daß der Kaiser seinen zweiten Sohn als Vicekönig nach Mailand senden, und ihm einen durchaus populären Mann — entweder den Grafen Bellegarde, oder ihn, den Bubna — zur Seite stellen solle.

Auf diese Weise hätte dann der persönlich beliebte Vicekönig uns den nöthigen point de ralliement abgegeben, und Italien wäre, wie Toscana, eine Oesterreichische Secundogenitur geworden.

Bubna sah ein, wie vortheilhaft ein solcher beliebter und mehr selbstständiger Vicekönig selbst für die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes sein würde, gestand auch, daß dieser Punkt mehrere Male zur Anregung gekommen, stets aber, gerade aus dem Grunde, warum wir ihn wünschten, verworfen worden sei.

»Uns liegt« — das waren seine eignen Worte, die mir deshalb unvergeßlich, weil sie zu so manchen politischen Phänomenen den Schlüssel geben — »den »Henker daran, daß unsere Erzherzöge geliebt und mächtig werden. Die Oesterreichische Monarchie bildet ei»nen großen Armleuchter, wo auf Einem Fuße viele »herrliche Lichter scheinen, je mehr, je besser, je stärker,

»je besser, aber von dem Einen Fuß müssen sie gehal=
»ten werden, sonst hilft es uns Nichts.«

»Ohne Frage wäre der Erzherzog Franz hier ganz
»auf dem Fleck, und der Kaiser hat manchmal daran
»gedacht, seinen Liebling hieher zu senden; aber er würde
»zu beliebt werden, und das taugt nichts. Im Falle
»einer Gährung wäre dann gleich der Mann gefunden,
»auf den die Wünsche sich concentrirten. Da paßt ein
»wackerer Mann, wie der Erzherzog Rainer, besser hie=
»her; ihm sind die Hände so gebunden, er vermag so
»wenig, daß er sich nicht beliebt machen kann, und den=
»noch wird er scharf, ja schärfer, als jeder Unterthan,
»beobachtet.«

»Im Uebrigen will ich Ihnen einen wohlgemein=
»ten Rath geben, der aus meiner genauen Kenntniß
»der Verhältnisse, wie meiner Vorliebe für Sie ent=
»springt. Opfern Sie sich nicht nutzlos für den Adel
»auf; er ist wesentlich feig, und hiemit sind alle
»anderen politischen Untugenden auf's engste verknüpft.
»Réussiren Sie für ihn, so sind Sie der bloße Agent
»gewesen, den man abfertigt, wenn man seiner nicht
»mehr bedarf; mißglückt es aber, so schiebt man Ih=
»nen allein die Schuld zu, und opfert Sie ohne den
»geringsten Scrupel. Ueberhaupt thut man nie gut,

»für eine Sache zu fechten, mit der kein materielles,
»sondern nur ein ideelles Interesse uns verbindet.«

Bubna's vertrautem Umgange, dessen ich in dieser Zeit mich rühmen darf, verdanke ich unendlich viel; seine Politik war so ächt practisch, seine Gesinnungen so rechtlich, daß ich meine eigentliche politische Bildung von dieser Zeit an datiren darf.

Wie, und daß ich offen über das ganze revolutionäre Wesen mich damals ausgesprochen, habe ich in einem anderen Capitel schon gesagt, und ich darf wohl behaupten, daß meine Ansichten und Vorschläge, bei denen ich mit völliger Selbstverläugnung nur das allgemeine Beste vor Augen, in Wien der größten Anerkennung sich zu erfreuen hatten.

Vielleicht wird dieser oder jener staatskluge Leser ausrufen: der kluge Bubna führte, auf des Fürsten Metternich Geheiß, den jungen Menschen an der Nase herum! Ich kann diese Vermuthung durch nichts widerlegen, als durch meine individuelle Ueberzeugung vom Gegentheile.

Wäre dem aber auch also gewesen, hätte man durch anscheinendes Vertrauen das Wahre zu entlocken gesucht, so brauchte ich mich meiner damaligen

Thätigkeit dennoch nicht zu schämen. Ich habe Keinem geschadet, Vielen genützt. Ich rieth zu Manchem, wozu ich jetzt nicht rathen würde; aber die außerordentliche Zeit erheischte auch außerordentliche Mittel.

Da das Detail der ganzen Angelegenheit mir nicht mehr erinnerlich, muß ich mich auf diese allgemeinen Umrisse beschränken, die genügend sind, um dem Leser die sonderbare Lage zu schildern, in welcher ich mich jetzt, bei meiner Ankunft in Wien, und bei der völligen Unwissenheit des Polizeiministers über das Vorgefallene, befand.

Drittes Capitel.

Mein Begehren. — Ueber den Geist der Oesterreichischen Staatsverwaltung; die Grafen Saurau, Sedlnicky. — Warum Oesterreich nicht abweichen darf vom einmal betretenen Pfade. — Die Oesterreichische Haute-Police. — Das Censurwesen. — Die Behandlung der Ausländer. — Die Hofräthe von Persa und von Braulik. — Annehmlichkeiten meines Aufenthaltes. — Der Kaiser selbst erklärt mich für purificirt. — Wo der Hase im Pfeffer sitzt.

Wollte ich meinen Wiener Aufenthalt, seinem intensiven Gehalte nach, hier beschreiben, so würden die wenigen Blätter nicht genügen, und die Seiten zu Bogen anschwellen. Daher möge nur das hier seinen Platz finden, was zum Zusammenhange des Ganzen unerläßlich, zugleich aber für den entfernter stehenden Leser nicht ganz ohne Interesse ist.

Der Hofrath von Braulik, der gewandteste Mann unter'm Personale der Polizei-Hofstelle, wurde mit meiner Untersuchung beauftragt, wenn man anders diese Angelegenheit, die nur wenig meine Person be-

rührte, also nennen darf. Man war bereit, jede Erleichterung meiner Lage zu bewilligen; aber ich hatte nur Einen Wunsch, den, baldmöglichst in's Allgemeine Krankenhaus gebracht zu werden; eine Bitte, die, kaum ausgesprochen, auch schon Gewährung fand.

Ein Kranker kann, abgesehen von der Pflege der Seinen, die natürlich jede andere übertrifft, nicht besser aufgehoben sein, als in dem Allgemeinen Krankenhause der Alstervorstadt von Wien, welches alle nur gedenkbare Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten in sich vereint.

Die Wohnung des Hofraths von Braulik war nicht weit entfernt, und, wenn mein Unwohlsein es irgend zuließ, begab ich mich, unter gehöriger Begleitung, zu ihm, wo denn das Nöthige, bald schriftlich, bald mündlich, erörtert wurde. Da man mir niemals bestimmte Fragen vorlegte, mich niemals zur Verantwortung über diesen oder jenen Anklagepunkt aufforderte, besorgte ich arrière-pensées, und kam deshalb schriftlich um eine eigentlich gerichtliche Untersuchung ein, wie ich dieses denn auch früher schon gegen den Freiherrn von Werner ausgesprochen hatte.

Genöthigt, mancher Verhältnisse und Personen zu gedenken, und besonnen genug, vorauszusehen, wie reichen Stoff zu Incriminationen gegen mich ich somit Uebelwollenden oder Halb-Unterrichteten darbot, bat ich

darum, daß eben dem Manne *), der mich stets aufs heftigste verfolgt hatte, die Untersuchung aufgetragen würde. In Mailand hatte ich jede Berührung mit ihm, wie die Pest, gescheuet; aber Europa's Lage war seit jener Zeit ganz umgewandelt: wie ich früher in Baireuth unumwunden die Wahrheit bekannte, so mußte ich auch jetzt es thun.

Hatte ich mein Leben oder meine Freiheit verwirkt, so wollte ich es, oder sie, auch verlieren; die Revolutionäre hatten das Spiel verloren, mein Wirken war bedeutungslos für den Sieg der guten Sache geworden. Man schlug mir indessen diese meine mehrmals wiederholte Bitte stets ab; zuletzt noch drei Tage vor meiner Abreise.

Ich hatte die Ehre, den Grafen Sedlnicky öfter zu sehen, und lernte ihn dadurch mehr und mehr schätzen. Mag immerhin sein Urtheil oftmals befangen, seine Ansicht einseitig scheinen; er konnte, er durfte, als Oesterreichischer Minister, sich nicht anders zeigen. Ein genialer Minister wäre, könnte er sich anders dort be-

---

*) Wer die früheren Bände meiner Fragmente kennt, erräth leicht, daß hier vom Senator Salviotti die Rede ist.

haupten, ein Unglück für Oesterreich; er würde einen Widerspruch zuwege bringen, der die ganze Staats-Maschine ins Stocken brächte. Ein schadhaftes Kunstwerk kann nur im Einklange mit seiner ursprünglichen Einrichtung reparirt werden; war diese mangelhaft, so trifft die Schuld nicht den späteren Ausbesserer. Der bedeutendste Minister in Oesterreich, vielleicht eben so wichtig für das Inland, wie der Fürst Metternich für das Ausland, ist der Graf Saurau, ein Mann, der aus einem durchaus unbemittelten Zöglinge des Theresianums, sich zur ersten Würde des Reichs emporgeschwungen. Wäre Einer im Stande, den alten Sauerteig aufzurühren und die zeitgemäßen Veränderungen herbeizuführen, so wäre es dieser selten-energische Mann, der, was er einmal für recht und nöthig erkannt, mit eiserner Willenskraft und unerschütterlicher Consequenz durchzusetzen weiß. Aber auch ihm war es nicht vergönnt, irgend eine durchgreifende Maßregel zuwege zu bringen, und weil er es früher nicht konnte, will er es jetzt nicht.

Alle Zweige der Verwaltung sind schroff von einander geschieden, Einer betrachtet den Anderen mit größter Eifersucht, und Keiner gestattet dem Verwandten den geringsten Eingriff in seine vermeinten Gerechtsame. Wie wäre demnach irgend eine Reform des ganzen Staa-

tes möglich, da selbige, sollte sie Bestand haben, doch nur aus dem harmonischen Zusammenwirken der Theile hervorgehen könnte? Man möchte mir einwenden, daß der allmächtige Wille eines Monarchen dies bewirken könne: vor dem Glanze der Sonne erbleichen die Sterne. Allerdings, wenn die Sonne ewig leuchtete; aber die Sonne geht auf und geht unter, und die kurze Zeit eines Menschenlebens genügt nicht, um vielhundertjährige Institutionen zu zertrümmern, und durch neue wiederum zu ersetzen. Wie spurlos ist Josephs gigantisches Wirken verschwunden!

Also unhaltbar ginge Oesterreich zu Grunde, wie der stärkste Felsen doch endlich zertrümmert, wenn ihn die tosende Brandung rastlos anspült!? Mit Nichten! Oesterreichs Herrschaft hat eine Garantie, die allen übrigen Staaten Europa's, mit Englands alleiniger Ausnahme, abgeht; es ist die der Volksthümlichkeit. Sie läßt jedem der zahlreichen Völker, die es unter seinem Scepter vereinigt, das heimische Recht, die heimische Sitte und Sprache, sie läßt den Ungar Ungar, den Böhmen Böhme, und den Oesterreicher Oesterreicher sein, und verlangt nicht, daß Einer nach dem Anderen sich modele. Nur mit Italien macht sie eine Ausnahme; dies reiche Land betrachtet sie als eine Cisterne, die man ausschöpft, weil sie nur für die Dauer

einer Jahreszeit Wasser giebt, nicht als eine Quelle, die fortwährend fließt.

Jede allgemeine Maßregel der Regierung, selbst wenn sie den gerechtesten Anforderungen des Zeitgeistes entspräche, würde demnach heftigen Widerspruch erwekken, weil sie den National=Bedürfnissen oder Vorurtheilen (Beides ist in seinen Folgen ganz gleich) dieses oder jenes Volkes zuwider wäre; und dies ist denn auch in der That die Klippe, an der des edlen Joseph groß=artiges Wollen scheiterte.

Dem Fürsten, der dauernd dort reformiren wollte, bliebe somit nichts übrig, als jedes einzelnen Volkes Verfassung und Verwaltung, in Uebereinstimmung mit dessen Nationalität, vorwärts schreiten zu lassen. Wie unendlich schwierig eine solche zugleich allseitige und einseitige Reform zu bewirken wäre, ist einleuchtend; aber gesetzt, sie ließe sich machen, was erfolgte daraus? Würde nicht der Unterthan des Einen Landes, welchem — minder vorwärts geschritten auf der Bahn der Civilisation — ein geringerer Grad politischer Freiheit zu Theil geworden, sehnsüchtig oder neidisch nach dem Anderen blicken, und Gleiches für sich fordern?

Jetzt steht solchem Verlangen das allgemeine Sy=

stem entgegen, welches jeder Neuerung feind ist, und der Eine befriedigt sich bei dem Gedanken, daß es ihm doch um Nichts schlechter gehe, als dem Anderen; dann aber schwände dieser gewichtige Beruhigungsgrund, und der Staat geriethe in Gefahr.

Auch hier böte Italien eine Hauptschwierigkeit dar, die nie zu besiegen. Ohne Ungerechtigkeit, und somit ohne Gefahr für dessen Erhaltung, könnte dieses nicht ausgeschlossen sein von jenem zeitgemäßen Vorwärtsschreiten der einzelnen Völker, und giebt man Italien, was es zeitgemäß heischt, so ist es für Oesterreich verloren.

Wenn demnach Oesterreich dasteht, getrennt wie durch eine chinesische Mauer vom übrigen Europa (die jedoch nicht gegen die Einfälle der Barbarei, sondern gegen die Civilisation errichtet ist), so liegt dies nicht an der Kurzsichtigkeit, sondern gerade an dem Scharfsinne seiner Leiter. Metternich ist wahrlich kein finsterer Obscurant, oder leidenschaftlicher Ultra, sondern ein geistreicher, lebensfroher Mann, dem der Parteigeist nur in sofern von Wichtigkeit ist, als er ihm nützen oder schaden kann. Wer diejenigen kennt, die des Fürsten Vertrauen und Liebe besitzen, weiß, daß es, mit wenig Ausnahmen, liebenswürdige Männer von gemäßigter Sinnesweise sind.

Oesterreichs äußere Politik ist die weiseste, weil sie

durchaus im Einklange zur inneren Verwaltung steht. Oesterreichs Politik ist die offenste und einfachste, weil sie lediglich auf Erhaltung des Bestehenden gerichtet ist, sie ist endlich für den Frieden Europa's die beste, weil sie allen kleineren Staaten einen Haltpunkt abgiebt gegen etwanige Eingriffe der größeren.

Man entwirft sich im Auslande ein durchaus falsches Bild vom Oesterreichischen Staate; will man Belege zum Despotismus haben, so sucht man sie in Wien; will man das Non plus ultra einer niedrigen Haute-Police haben, man geht nach Wien; will man endlich eine Regierung bezeichnen, die allem Vorwärtsschreiten abhold ist, so nennt man die Wiener. Alles dies beweis't sich bei näherer Betrachtung falsch, oder übertrieben. Wie strenge der Kaiser auf Recht hält, habe ich an vielen Stellen dieser Fragmente gezeigt; man weise mir doch nur ein einziges Beispiel der Cabinetsjustiz im Oesterreichischen auf! Man nenne mir einen einzigen Mann, dem der Kaiser persönliches Gehör verweigert hätte!

Die Oesterreichische Geheime Polizei ist ein gar wunderbares Ding. Oftmals sprach ich zu kundigen Leuten: »Was braucht Ihr denn eine solche Controle

»bei Euch, wo Alles den Monarchen vergöttert, wo es »Niemanden einfällt, gegen ihn sich auflehnen zu wol= »len? Wenn Ihr die ungeheuren Kosten bedenkt, die »es dem Lande verursacht, und daß am Ende doch nur »Alles auf Viel Irrthum und ein Bischen »Wahrheit hinausläuft, so hätten Alle Vortheil da= »von, wenn Eure Vertrauten, vornehm und gering, »zum Henker gejagt würden.«

Diese Männer entgegneten mir darauf: »Zuge= »geben, daß wir keine Polizei brauchten, um unseren »Kaiser zu schützen, so brauchten doch vielleicht unsere »Minister eine; und wenn diese keine brauchen würden, »so wäre die Geheime Polizei sich selbst Zweck. Was ein= »mal bei uns eingerichtet ist, besteht für alle Zeit. Der »Kaiser kann und will die armen Teufel, die, ihm zur »Liebe, den eigenen Bruder verrathen würden, doch nicht »verhungern lassen; für nichts und wieder nichts aber »gefüttert zu werden, dazu sind die Herren Grafen »und Barone zu stolz; daher suchen sie ihr Gnadenbrot »zu verdienen, und lassen es an Berichten nicht fehlen. »Bedenken Sie nun aber, daß alle hohen Herrschaften »die Personalia lieben, gar zu gern ihre Allwissenheit »dadurch zu beweisen streben, daß sie die Suppe kennen, »welche Hans oder Kunz im Topfe hat; bedenken Sie »ferner, daß es im Interesse ihrer Umgebungen liegen kann,

»den Wald vor Bäumen nicht zu sehen, d. h. über »das Detail die Hauptsache zu vergessen; so werden Sie »es ganz natürlich finden, daß die Geheime Polizei in »allen Landen, wo sie sich einmal eingenistet hat, auch »ewig so fortwähret.

»Bei uns kommt noch hinzu, daß der Kaiser Franz »zu einer Zeit den Thron bestieg, wo in Wien eine un»geheure Gährung vorhanden war, und wo die Geheime »Polizei dem Staate manch scheinbaren Dienst erwies, »indem sie ihn vor den Feinden warnte. Fürsten kön»nen sich nie von den Eindrücken ihrer Jugend frei »machen; sie sind mehr noch, als alle Andere, der »Macht der Gewohnheit unterthan, und ertragen keine »Lücke in dem einmal gewohnten Kreise.«

»Unsere Geheime Polizei schadet übrigens wenig; »es ist keine Savary'sche, die jede unbesonnene Aeuße»rung mit dem Gefängnisse bestraft, keine des Fouché, »wo man für seinen Kopf besorgt sein muß. Niemand »nimmt bei uns so großen Anstoß daran, da die Omni»potenz des Gesetzes gilt; am wenigsten aber küm»mert es die große Masse, das Volk, das räsonnirt »und deräsonnirt in Kneipen und Restaurationen nach »Herzenslust, und trinkt mit den Vertrauten Brüder»derschaft, denn leben und leben lassen ist des Wieners »Leibspruch.«

Ich sah eines Tages mehrere Bürger im Wurstelprater sitzen, und einen Menschen mitten unter ihnen, der mir als ein Vertrauter der Hofstelle bekannt war. Die Geheime Polizei war das eben abzuhandelnde Thema, und als der Spion die Wichtigkeit derselben hervorheben wollte, sprach der Andere: »Schweig, Kas»perle, die hält der Kaiser für sein proper Plåsir, »und damit Ihr doch auch Brot habt.« — Quoad effectum hatte der Spießbürger durchaus Recht.

So glaubt das Ausland sich gleichfalls berechtigt, die eigentliche Hohe Polizei Oesterreichs, die Ideen-Controle, die Censur, dumm und einfältig zu schelten, da sie doch in ihrer Tendenz durchaus musterhaft gehalten wird. Man will kein Licht, und kann daher nichts Besseres thun, als wenn man Schwachsichtige zu Lampenputzern macht. Oesterreich ist durchaus nicht mit anderen Staaten zu vergleichen; nur aus sich kann man es richtig beurtheilen, und wenn Andere daher das Aergste davon reden, so liegt dies nur an dem falschen Maßstabe, den sie angelegt.

Der Charakter des Oesterreichers, sein ganzes geistiges Streben ist mehr auf Genuß, als auf Speculation gerichtet; daher denn auch jene Virtuosität in den

Künsten, die einen unmittelbaren Genuß verleihen: Musik, Tanz, Schauspiel. Diese hegt die Regierung, wie alle Wissenschaften, deren practischer Nutzen unläugbar ist. Man nenne mir den Staat, der in neuerer Zeit zwei so großartige Institute, wie die polytechnische und die Veterinär-Schule, begründet, der bessere Krankenanstalten hat, der mehr für Zoologie und Botanik gethan!

Oesterreich, wie es ist, bedarf nicht der Preßfreiheit, und begehrt sie nicht, weil es sie nie gekannt hat, daher auch nie vermißt. Seit Jahrhunderten hat die Regierung jeden Anlaß zur geistigen Reibung, mithin das Bedürfniß, zu schreiben, mit vieler Consequenz beseitigt. Haller und La Mennais sind eben so gut, wie Benjamin Constant oder Krug, verboten; und Adam Müller klagte es mir bitter genug, daß seinen Schriften stets das Imprimatur von der obersten Hof- und Censurstelle verweigert worden sei. Diese Ansicht erstreckt sich auf alle Zweige des menschlichen Wissens; jede Neuerung in den gäng und geben Ansichten wird hintertrieben, möge sie nun auf Theologie oder Philosophie, Medicin oder Jurisprudenz Bezug haben.

Dadurch wird indessen das Studium selbst nicht gehemmt; der Gelehrte erhält leicht die Erlaubniß, sich die in sein Fach einschlagenden verbotenen Schriften kommen zu lassen; aber man will keine literarische

Bönhasen, und das Motto ist: Ne sutor ultra crepidam. Unmerklich greift jedoch Oesterreich ein in das Getriebe der Zeit; gewahrt es Männer, deren Wirken und Schaffen dem Systeme hinderlich werden könnten, so stößt es selbige nicht ab, und macht sie dadurch sich zu Feinden, wie es das Wesen rein despotischer Staaten zu sein pflegt, sondern es zieht sie freundlich an sich, und gewinnt dadurch neuen Halt. So wurde aus dem freisinnigen Ludlamiten Deinhardstein ein Censor, aus dem Dichter Grillparzer ein Hof-Secretär.

Ganz verschieden von dem Gewöhnlichen ist indeß das Benehmen Oesterreichs gegen Fremde; hier erscheint es (und daher die vielen Klagen) oft hart, willkührlich und eigenmächtig. Allein worin besteht diese Härte? Hat man je einen Unglücklichen seinen Verfolgern ausgeliefert, wie dies die constitutionellen Niederlande und die freien Städte gethan? *) Hat man je den Verdächtigen gemißhandelt, wie es in Frankreich so häufig sich ereignet? Nein, die Willkühr besteht darin, daß man dem Fremden den Eintritt in's Land

---

*) Viele der Französischen Exilirten fanden in Oesterreich Schutz. Fouché, den Alles haßte, starb in Triest.

erschwert, und den Austritt erleichtert. Es ist aber eine unbestrittene Regel des Völkerrechtes, daß ein jeder Staat ein ausschließliches Recht auf sein Eigenthum, seinen Grund und Boden hat, und daß er daher ganz willkührlich die Bedingungen bestimmen kann, unter denen er Fremden den Eintritt, wie die Benutzung desselben, gestatten will. Es ist eine concessio, kein jus. Daher haben auch die meisten Völker durch Tractate und Verhandlungen mit Anderen, oder auch durch ihre eigenen Grundgesetze den Fremden den Eintritt im Allgemeinen gestattet, allein immer sub conditione, seu tacita, seu expressa, daß das Wohl des Ganzen nicht dadurch gefährdet werde *).

In neuerer Zeit hatte ich noch einen recht eclatanten Beleg zu obiger Bemerkung, daß man in Oesterreich Alles scheuet, was Reibung oder Aufsehen erregen könnte, gleichviel, von welcher Seite es komme. Ich hatte beiläufig vor zwei Jahren ein nicht unwichtiges Geschäft in Wien, bei dessen glücklichem Ausgange die dortige Regierung, in deren Sinne ich dabei handelte, nicht wenig interessirt war. Mit den besten Pässen kam ich in Dresden an, um das Visa der dortigen

*) Vergl., in Bezug auf das Deutsche Reich, den Osnabrückischen Frieden, Art. 9, § 2, — auf England, Magna Charta, § 30.

Oesterreichischen Gesandtschaft zu erhalten; es wurde mir abgeschlagen, und der liebenswürdige Graf Palfy versicherte mich, daß er es nicht in Folge höherer Befehle, sondern nur deshalb thun müsse, weil er voraussehen könne, daß man ihm zürnen werde, einen Mann nach Wien gelassen zu haben, dessen Anwesenit leichtlich Aufsehen und Reibung veranlassen könnte.

Was mir manche unangenehme Stunde veranlaßte, war die Spannung, ja der eigentliche Haß, den der Ober=Polizei=Director, Hofrath von Persa, und mein Inquirent, der Hofrath von Braulik, gegen einander hegten. Es ging mir hier wieder, wie früher in Mailand, ich war ein Zankapfel zwischen den Behörden. Alle politischen Untersuchungen waren bis dato unter der Leitung der Ober=Polizei=Direction vorgenommen und von einem Beamten derselben ausgeführt. Bei mir aber wurde eine Ausnahme gemacht, und ein Mitglied der Hofstelle, des Ministerii, führte sie. Da nun aber meine Person von den Beamten der Ober=Polizei=Direction bewacht wurde, und dieser überhaupt die Besorgung aller meiner äußeren Verhältnisse übertragen war, gab es stete Reibungen.

Dem Minister muß dieses Mißverhältniß zwischen

zweien seiner bedeutendsten Untergebenen manche unangenehme Stunde bereiten, um so mehr, da Beide ihm unentbehrlich sind. Von Persa ist ein ernster Mann, voller Rechtlichkeit, und unermüdet thätig, dabei aber heftig, aufbrausend, und im Zorne nicht immer seine Worte und Thaten gehörig abwägend; von Braulik dagegen ist ein freundlicher Böhme, nicht minder thätig, als jener, aber weniger offen und gerade; kein Widerspruch bringt ihn auf, keine Unart bringt ihn zur Entgegnung; aber fein und gewandt, verliert er nie sein Ziel aus den Augen. Des Grafen Sedlnicky Charakter scheint mehr mit dem des Ersteren zu harmoniren, wenn gleich der Letztere ihm am nächsten steht. Nie habe ich aus des Grafen Munde ein unwahres Wort vernommen, nie eine Artigkeit, nie eine lockende Hoffnung; sein Betragen blieb sich stets gleich, und sein ganzes Benehmen bewies mir, daß er nicht bloß an dem, was ich sagte, sondern an mir selbst wahren Antheil nahm. Während Andre mich auf die lockende, aber schlüpfrige Bahn der Politik zurückzuführen wünschten, und ich selbst, angereizt vom unseligen Bedürfnisse nach Thätigkeit, nicht abgeneigt war, rieth Graf Sedlnicky mir, zurückzutreten, so lange es noch Zeit sei, und ein ruhiger Bürger meines Vaterlandes zu werden.

So wie mein Zustand etwas erträglicher wurde, zog ich es vor, das mir gemachte Anerbieten, ein Privat-Logis zu beziehen, anzunehmen. Ich bezog eine allerliebste Wohnung in der Alstervorstadt, wo es kaum Jemand ahnte, daß ich ein Gefangener war; und doch hatte ich stets drei Personen zu meiner Bewachung, einen sehr gebildeten jungen Mann, den Herrn von Underrainer, und zwei Polizeidiener. Nach der Rückkunft des Kaisers und des Fürsten Metternich, wurde meine Lage dergestalt erleichtert, daß man sie nur in sofern eine Haft nennen konnte, als ich nie allein war. Ich machte die schönsten Reisen nach Baden, Laxenburg und in die sonstige Umgegend; ich besuchte die beliebtesten Vergnügungsörter Wiens, und fehlte nie im Theater. Außer dem Hofrathe von Braulik, in dessen Familienkreise ich manche angenehme Stunde verlebte, und der recht eigentlich darauf raffinirte, mir meinen gezwungenen Aufenthalt so vergnügt als möglich zu machen, bin ich dem wackeren Herrn von Malz vielen Dank schuldig, der, war er auch mit Geschäften noch so überhäuft, dennoch für den launischen Kranken ein Stündchen übrig hatte.

Ich darf auch des alten Regierungsraths Kleinschmidt nicht vergessen, der, während meiner engeren Haft im Polizeihause, manche Stunde bei mir verplauderte, Stolberg's Geschichte der Religion Jesu

mir brachte, und nur Einmal mir böse werden wollte, als ich seiner täglichen Hausfreunde, der Capuziner, etwas leichthin gedachte.

Täglich aß ich an einem anderen Orte; alle besseren Speisehäuser, von der äußersten Leopoldstadt bis zur fernen Alstergasse, sind mir bekannt geworden, und ich kenne keine Stadt, wo man so zum Essen aufgeregt wird, wie in Wien. Wo wären so freundliche Gärten, so schmackhafte, und doch zugleich wohlfeile Speisen, so schnelle Bedienung und so lustige Mitesser? Die Wiener glauben, die Hauptbestimmung der Zunge sei das Essen und Trinken, und wenn man unter ihnen lebt, sieht man ein, daß sie Recht haben.

Das herrliche Burgtheater bot mir noch eine reiche, stets neue Quelle des Genusses dar. Ich kannte manche, oder richtiger, alle bedeutende Bühnen Deutschlands, aber keine kann, in Bezug auf das Ensemble, mit dieser sich messen. Ich wohnte unter andern einer Darstellung der Emilie Galotti bei, dem Vollendetsten, was ich je gesehen. Woher kommt es, daß das kunstsinnige Berlin nichts Aehnliches aufzuweisen vermag, da der König doch so unendlich viel dafür thut?

In der Mitte Septembers wurde mir endlich der Bescheid, daß der Kaiser, dem die von mir entworfenen Aufsätze originaliter vorgelegt worden, sich durchaus befriedigt erklärt habe, und daß nichts mehr meiner Abreise entgegenstehe; da indessen meine Verhaftung nicht von einem einzelnen Staate, sondern vom Bunde selbst ausgegangen sei, so habe auch kein einzelner das Recht, mich auf freien Fuß zu setzen; doch werde es mir ganz anheim gestellt, selbst zu bestimmen, auf welche Weise ich nach Dänemark zurückreisen wolle; da kein Verhör vorgenommen, könne man mir auch kein schriftliches Document über meine Unschuld ausstellen; doch stehe der Kaiser in enger Berührung mit dem Könige von Dänemark, und habe sich geneigt erklärt, sich unmittelbar zu meinen Gunsten gegen Selbigen zu äußern.

Wie wichtig mir diese Erklärung Oesterreichs war, daß man Nichts wider mich gefunden, wird vielleicht manchem Leser erst dann deutlich werden, wenn ich ihm sage, daß der Graf von Zichy, unter'm Datum des 16ten Februar 1823, eine officielle Note des Inhalts erlassen, daß ich um so gefährlicher, und meine Verhaftung um so nöthiger sei, da ich selbst im Gefängnisse zu Mailand einen Plan entworfen, mit Oesterreichs Beihülfe eine Revolution in Deutschland zu bewirken.

Mainz hatte meine desfallsige Vernehmung in Berlin verlangt, ich es aber nicht für nöthig gehalten, der Commission über diesen Vorwurf Rede und Antwort zu stehen.

Sagte ich, mein Aufenthalt in Wien habe mich befriedigt, so würde ich lügen, da er gerade nach Mehrerem mich begierig gemacht, und in mancher Hinsicht meinen Erwartungen nicht entsprochen hat; aber gestehen muß ich, daß er die höchste Achtung vor der dortigen Regierungsweise mir beigebracht; eine Anerkennung, die ganz unabhängig von meiner Vorliebe, oder meinem Widerwillen gegen die Personen ist. Oesterreichs Cabinet ist, so paradox dies auch klingen mag, das einzige ganz zuverlässige; selbst wenn es wollte, kann es nicht täuschen, weil es fest und unabänderlich bei seinem Systeme beharret, und man daher ein Thor sein müßte, wenn man einer einzelnen, vielleicht widersprechenden Aeußerung desselben Vertrauen schenken wollte. Der kluge Mann geht mit Oesterreich immer sicher, er bedarf gar keiner Garantie. Ganz anders mit den Staaten, die dem Impulse des Zeitgeistes, der Stimme der Ehre und des Nationalgefühles Folge leisten: da macht der Minister das System, und sein Werk stürzt mit ihm, während in Oesterreich das System den Minister macht und erhält.

Uebrigens war selbst Achilles nicht ganz unverletzlich, und auch dieser Staat hat einen Krebsschaden, der an ihm zehrt: den schlechten Zustand seiner Finanzen. Necker gab allerdings zur Revolution den stärksten Anstoß, indem er in seinem Compte rendu die Schwäche der Regierung aufdeckte, und die Zusammenberufung der États généraux als unerläßlich zeigte, und es kommt eine Zeit, wo Oesterreich zu einem ähnlichen Schritte greifen muß, um seine Kassen zu füllen. So wie aber Oesterreich so verschuldet ist, daß es eines Bürgen bedarf, um neue Schulden zu machen, d. h. so wie es nur unter Garantie der Stände eine neue Anleihe zu Stande bringen kann, ist es verloren, die Regierung hört auf, allmächtig zu sein. Die einzelnen Völker können und müssen hiebei gewinnen, wie denn überhaupt die Welt keine Rückschritte kennt; aber der Staat, der Complexus des Ganzen, geht dann in Trümmern.

Viertes Capitel.

Abreise von Wien. — Ankunft in Prag, nebst einigen Andeutungen über die Identität der Jesuiten und Homöopathen. — Prag, die alte Königsstadt. — Dresden. — Adam Müller, Ritter von Nitterndorf. — Ueber die Proselytenmacherei der Katholiken, und Vertheidigung derselben. — Schreiben Adam Müller's an mich. — Wie ich in Braunschweig eine Feuersbrunst löschen helfe. — Ankunft in Hamburg.

Am 22sten September saß ich zur frühen Morgenszeit im bequemen Reisewagen, um, in Begleitung des Herrn von Underrainer und des mehrgedachten Polizeidieners, die Rückreise nach Dänemark anzutreten. Das Wetter war trübe und nebelig, und paßte ganz zu meiner Stimmung. Ich hatte die biederen Wiener, dies gutmüthige, stets heitere, lebenslustige Volk, recht eigentlich lieb gewonnen, und da der so langersehnte Augenblick der Abreise gekommen, schied ich schier ungern. Abgesehen von den kleinen Unannehmlichkeiten, die für mich aus dem Mißverhältnisse der beiden Hofräthe erwuchsen, bin ich Allen und Jeden, mit denen

ich in Berührung kam, das Zeugniß schuldig, daß sie mir nur Liebes und Gutes erwiesen, daß sie nachsichtig genug die Ungeduld und Heftigkeit des Kranken ertrugen, und über jede Freude, die ich an den Tag legte, auch sich selbst freueten.

Der kältere Leser wird hiezu lächeln, und Bubna's Worte wiederholen: »mit Speck fängt man Mäu»se!« Aber er irrt sich; jene Zuvorkommenheit, die der Ueberlegung, dem Verstande, ihren Ursprung verdankt, ist leicht von der anderen zu unterscheiden, die aus dem Herzen, dem Gefühle entspringt, und mag immerhin der von Oben herab gegebene Impuls in die erstere Kathegorie gehört haben, so war das Gegentheil doch bei der Ausführung desselben der Fall.

Durch Mähren war ich nach Wien gekommen; für die Rückreise hatte ich die Reise durch Böhmen mir ausgewählt, da ich neugierig war, Prag, diese uralte Königsstadt, zu sehen.

Reichards Guide des voyageurs erwähnt der Schöngrabener Kirche als bemerkenswerth, wegen der Menge von Insignien des Tempelherrenordens, mit denen sie verziert ist. Ich rathe Jedem meiner Leser, diese Stelle auszustreichen, denn da wir hinkamen, um sie in Augenschein zu nehmen, war sie so eben geweißt worden. Wir bezeigten dem Manne, der uns von Hol-

labrunn hinbegleitete, unser lautes Mißfallen über diesen Vandalismus. Er belehrte uns indessen, daß dieses ganz absichtlich und nach reiflicher Ueberlegung geschehen sei, weil die Templer — ich glaube wahrhaftig, der zerlumpte Kerl hatte in des Grafen Rzewusky Fundgruben, des Herrn von Hammer Mysterium Bafometis gelesen — Abgötterei getrieben, und in der Kirche, eben durch jene Zeichen, den Teufel verehret. Ueberdies hätten zu Viele aus bloß weltlichen Gründen die Kirche besucht, und dies habe der Geistlichkeit Scandal gegeben.

Am vierten Tage — denn leider ließ meine geschwächte Gesundheit kein schnelleres Reisen zu — erreichten wir Prag, und nahmen unser Standquartier im Schwarzen Roß. Wir kamen gerade zu einer interessanten Zeit an, denn des Schutzpatrons Böhmens, des heiligen Wenzeslaus Fest nahete sich, und hatte der Fremden eine Menge herbeigezogen. Hiezu kam noch, daß hart am Schwarzen Rosse der damalige einzige Homöopath Oesterreichs, der Staabsarzt N. N. seine Wohnung aufgeschlagen, und viele Nachzügler aus den Böhmischen Bädern beim Herrn Hübsch

(so heißt der Wirth) vorsprachen, um allopathische Uebel durch homöopathische Mittel geheilt zu kriegen.

Mein Gott, wie ändern sich die Zeiten, wie die Grundsätze und Systeme der Personen! Als man zuerst dem Kaiser Franz den Vorschlag machte (1824), die Homöopathie zu begünstigen, und ihm zu dem Ende die Vortheile deduciren wollte, die daraus entsprängen, daß die Medicin nur in unendlich kleinen Dosen verabfolgt würde, erwiederte er lächelnd: »Das will ich »wol bleiben lassen, denn meine Apotheker wollen auch »leben.« — Und jetzt (1829) ist eine eigne Abtheilung der großen Wiener Spitäler der homöopathischen Behandlung gewidmet, und Niemand denkt mehr an die Apotheker. Daß dies einen ganz eignen Zusammenhang haben muß, ist unläugbar. Schade, daß Biester und Consorten nicht mehr leben, die würden den Fingerzeig, den ich in dieser Hinsicht zu geben gedenke, trefflich benutzen, und die gelehrtesten Abhandlungen de Jesuitismo in Homœopathia latente darüber schreiben können.

Daß ein enger Zusammenhang zwischen den Homöopathen und Jesuiten existirt, ist, wie man gleich ersehen wird, nicht zu bezweifeln. Ungewiß bleibt es indessen, ob jene diese, oder diese jene geschaffen haben.

Man wende mir hier nicht etwa die triviale Bemerkung ein, daß diese viel älter sind, als jene, mithin keine Folge derselben sein können. Beider Wirken ist so unerklärlich, daß eine solche Schwierigkeit gar nicht beachtet zu werden verdient.

Nun ist aber unläugbar, daß der Begründer der Homöopathie, Hahnemann, ein Intimus des Oesterreichischen Generalconsuls in Leipzig, des bekannten Adam Müller, war, und daß er lediglich durch dessen Vermittelung Leibarzt des, zur katholischen Kirche übergetretenen Herzogs von Anhalt-Köthen geworden ist. Eben so erwiesen ist es, daß keineswegs auf Anrathen des Staatsraths Stift, sondern proprio motu beschlossen worden, daß im allgemeinen Krankenhause zu Wien der, früherhin dort so verpönten, Homöopathie eine eigne Abtheilung bestimmt werden solle. Die Redemptoristen oder Ligorianer haben den Homöopathen Quartier gemacht. Sapienti sat! wenn der Herr Professor Krug hieraus keine neue Broschüre bereiten kann, hört er auf, unter den Zionswächtern der protestantischen Kirche den Oberwächter zu machen.

Man betrachte nur das Wesen, das ganze Benehmen der homöopathischen Aerzte, ob es nicht durchaus mit dem der Jesuiten quadrirt. Allen energischen Maßregeln feind, treten sie, durch tausend und aber

tausend an und für sich unwichtig scheinende Vorbereitungen den Patienten fest umschlingend, auf's leiseste auf. Wo ein anderer Arzt gleich plump mit der Thür in's Haus fällt, klopfen sie mit leisem Finger erst an; durch ihre Diät machen sie den Patienten allmählig der Heilmittel empfänglich, die sie so lange steigern, bis sie, durch ein Billiontel, der Wage den Ausschlag geben.

Wie ich zu diesem langen hors-d'oeuvre über die Homöopathie gekommen, weiß ich selbst nicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren die Wassersuppen des Herrn Hübsch daran Schuld, der, wie die meisten Wirthe, im Grunde seiner Seele der Homöopathie ergeben, mit unendlich wenig Nahrungsstoff sehr Viele zu sättigen bemüht ist.

Ich habe der Residenzstädte, und überhaupt der Hauptstädte viele gesehen; aber ich kenne keine einzige, die auch nur von ferne den Vergleich mit der Böhmenhauptstadt zu ertragen vermöchte. Die Burg ist freilich groß und prächtig; wenn man sie aber mit den Hunderten von Palästen vergleicht, die in allen Gegenden der Stadt des Fremden Blicken sich stolz entgegenthürmen, so kommt man auf den Gedanken,

Prag sei mehr noch zur Residenz von Königen, als zu der Eines Königs bestimmt gewesen.

Der Anblick vom Hradschin ist wahrhaft groß und erhebend, die Moldaubrücke durchaus einzig zu nennen. So schön auch die Dresdner, kann sie dieser doch nicht das Wasser reichen; es ist ein neumodischer, gebügelter Elegant, neben einem alten, kräftigen Ritter.

Wenn gleich der heilige Wenzel der eigentliche Schutzpatron Böhmens ist, so hat ihm doch der heilige Nepomuck seit Jahrhunderten schon den Rang abgelaufen. Herzenskundige behaupten, die Präponderanz des schönen Geschlechts sei daran Schuld, welches die Vorliebe für den verschwiegenen Beichtvater den Kindern mit der Muttermilch schon beibringe.

Im Theater wurden einige kleine Wiener Localpossen gegeben, die mich indessen minder anzogen, als der Anblick einer Dame im ersten Range, die, vor wenig Wochen erst einem jungen Böhmischen Edlen vermählt (dem sein früheres Interesse für Burschenschaften manche unangenehme Stunde bereitet hat) das schönste Bild einer Jungfrau von Orleans darbot.

Ich weiß kein einziges Land, vor dessen Adel ich solche Achtung hege, wie vor dem Böhmens; ich wüßte keine Stadt, in der ich lieber verweilen würde, als in Prag. Wahrlich, es jammert den Fremden, wenn er

die Menge der unbewohnten Paläste, der menschenleeren Straßen erblickt, und dabei sich sagen muß: wollte Böhmens Adel nur nicht in der Ferne suchen, was er in der Nähe schon hat, so wäre Prag die Krone der Städte.

Ueberhaupt, welch ein gesegnetes Land, und was könnte daraus werden, wenn man dem regsamen, emporstrebenden Geiste der Einwohner die Gelegenheit, sich zu entwickeln, verliehe, die man ihnen jetzt systematisch zu entziehen strebt!

In den ersten Tagen Octobers kamen wir in Dresden an, wo wir einen kurzen Halt zu machen beschlossen; denn giebt es wol eine Stadt, deren Name lieblicher in's Ohr der, Kunst und Wissenschaft liebenden Deutschen tönt, als der des Elbflorenz?

Ich spreche nicht ausführlicher von der Galerie, dem Grünen Gewölbe, dem Japanischen Palais und den anderen Kunstschätzen, die wir, wie die meisten Reisenden, nur im Fluge zu genießen vermochten. Niemand vermag es, den Eindruck derselben auf's Gemüth, oder auf die Reflexion klar wieder zu geben, und die todte Nomenclatur findet man allenthalben.

Wir stiegen in einem der besten Gasthöfe Deutschlands, der Stadt Berlin, ab; mein erster Weg aber war nach dem kleinen Rauchhause gerichtet, manchen Lesern wol noch aus ihren akademischen Jahren in freundlicher Erinnerung. Es war schon Nacht geworden, ehe ich mich hinfinden konnte, und in wunderbare Träumereien versunken, starrte ich lange Zeit die bekannte Pforte an. Sieben Jahre früher war ich dort angekommen, ein rüstiger Jenenser Bursche, den Ranzen auf dem Rücken, und wenig Kopfstücke im Sacke, dabei aber voll übersprudelnden Lebensmuthes, und die ganze liebe Gotteswelt als mein ideales Eigenthum betrachtend.

Jetzt hingegen, jetzt kam ich mit vier Pferden angefahren, die Tasche voll Gold und den Kopf voller Projecte; aber aus dem Herzen war die Freudigkeit fortgezogen, nichts mehr nannte der Gefangene sein.

Und doch vermochte ich nicht, die frühere Zeit so ganz mir zurück zu wünschen; ihr Wahres und Schönes war so unzertrennlich an ihre Irrthümer und Verbrechen geknüpft. Kann man das Kind glücklich heißen, welches, die Gefahr nicht ahnend, mit der schöngefleckten Natter spielt?

Ich suchte mir einen Vorwand auf, um einzutreten in's Gastzimmer, und nach irgend Jemanden mich

zu erkundigen. Wie war doch Alles jetzt so fremd, so verändert und unheimlich! Das frühere Ideal eines guten Gasthofes schrumpfte mehr und mehr in meiner Erinnerung zusammen, und herzlich freuete ich mich, als ich in die Stadt Berlin zurückgekehrt war.

Der Confluxus von Fremden macht Dresdens Gasthöfe zu den angenehmsten, die ich kenne. Man trifft sich an der table d'hôte, kommt durch das gemeinsame Besuchen der Kunstsammlungen in nähere Berührung, und setzt durch eine Reise in die Sächsische Schweiz, der Bekanntschaft die Krone auf. Ueberhaupt hat das Gasthausleben die große Annehmlichkeit, daß man wie auf einer Maskerade sich betrachten darf, wo man Jeden nicht als das, was er ist, sondern als das, wofür man ihn ansehen will, behandelt.

Die historische Wahrheit, die man bekanntlich nie verletzt, als wenn sie durchaus mit der inneren im Widerspruche sich befindet, zwingt mich, einer hier gemachten Bekanntschaft zu gedenken, deren spätere Folgen mir nur zu bedeutend wurden. Mein vis à vis an der table d'hôte war ein liebenswürdiger junger Mann, der Baron von R., dessen gesunde, lebensfrohe Ansichten und heiteres Wesen mich schnell für ihn einnahmen. Die Bekanntschaft wurde gegenseitig erleichtert, und am Nachmittage fuhren wir nach einem der

nahe gelegenen Belustigungsörter, irre ich nicht, nach Lord Findlaters ehemaliger Villa.

Ein Bekannter des Barons R. gesellte sich hier zu uns, von diesem als ein Baron von V. mir vorgestellt. Der Mann war viel gereiset, und es konnte uns daher an Berührungspunkten nicht fehlen, besonders nachdem der Sillery die an und für sich schon nicht verschlossenen Zungenbänder noch mehr gelöset. Wir brachten den Abend recht heiter zu, und verabredeten für den folgenden Tag eine Landpartie. Der Baron von V., ein Weltmann dans toute la force du terme, d. h. mit all' dessen guten und üblen Eigenschaften, fand, wie es schien, an meiner Unterhaltung viel Gefallen, welches bis zu einer Art von Enthusiasmus stieg, da er den Verdacht zu schöpfen anfing, ich sei nicht der Ungar Vaith, sondern der Holsteiner Wit, für den sein Freund, der in einem der früheren Capitel gedachte Graf Vignercky, ihm die regste Theilnahme eingeflößt.

Als er nun aber erfuhr, daß ich auf dem Punkte stehe, nach Holstein zu reisen, ließ er sich durch all' mein Läugnen nicht irre machen, und gab mir, zum Beweise seiner Freundschaft für mich, einen Auftrag mit in die dortige Gegend.

Die Furcht, von noch Mehreren erkannt zu werden, und somit Aufsehen zu erregen, machte, daß wir am folgenden Tage nach Leipzig abreiseten, wo überdies die Messe unserer Neugier reiche Befriedigung versprach.

Es lebte damals ein Mann in Leipzig, dessen Andenken ich, wenn ich gleich die Verwünschung aller Rationalisten dadurch auf mich laden werde, mit vieler Anhänglichkeit ehre und in vieler Hinsicht hoch stelle. Ich meine den Ritter Adam Müller von Nitterndorf, damaligen Oesterreichischen Generalconsul in Leipzig. Da seine Schriften von jeher mich angezogen, und ich ihn meinem Onkel von Eckstein in Paris nahe befreundet wußte, so beschloß ich, ihn aufzusuchen, um über manches in ihm und seiner Bildung mir Unklare, wo möglich, Licht zu erhalten. Adam Müller war Einer der Männer, gegen welche der Parteihaß sich am stärksten ausgesprochen, und eben deshalb war es mir interessant, ihn kennen zu lernen.

Die Art und Weise, wie er den Gefangenen empfing, dessen Besuch, unter polizeilicher Escorte, eben nicht geeignet war, ein günstiges Vorurtheil zu erwecken, nahm mich gleich für ihn ein. Da er zur Zeit beschäftigt war, bestand er darauf, daß wir den Abend bei ihm zubringen mußten, und ich zähle diesen Abend

zu den angenehmsten und lehrreichsten meiner Reise. Die Bosheit von Müller's Feinden, oder, wie ich lieber glauben will, die Beschränktheit und Unkunde derselben, hat sein Privatleben auf's niedrigste verunglimpft, hat sich nicht entblödet, Lüge auf Lüge zu häufen, um das äußere Leben des Mannes in den Staub zu ziehen, dessen inneres geistiges Leben ihnen verhaßt war, und eben daher erlaube ich es mir, einen Blick in Müller's häusliches Leben zu werfen, welches sonst indiscret und unrechtlich erscheinen würde.

Kein glücklicheres Familienverhältniß war gedenkbar, als das erwähnte. Müller war der zärtlichste Gatte, der beste Vater, der treueste Freund. Wenn ich gleich seine religiösen Ansichten — die in einzelnen Punkten, wie z. B. bei seiner, mir mitgetheilten Ansicht vom Zusammenhange der Dreifelderwirthschaft mit der heiligen Dreieinigkeit, unstreitig zu weit gingen — keinesweges theile, so machten sie ihn doch höchst achtbar, weil sie so ganz und gar aus seinem innersten Wesen hervorkamen. Weit entfernt, des eifernden Augustinus cogite intrare zu billigen, und mit Feuer und Schwerdt bekehren zu wollen, war er von der Herrlichkeit, dem inneren Reichthume und der Beseligung seiner Kirche so fest überzeugt, daß er nie an der allge-

meinen Verbreitung derselben zweifelte, und eben daher alles menschliche Hinzuthun für überflüssig erachtete.

Ihm war die katholische Kirche kein Zwangsinstitut, sondern die Sicherung der wahren Freiheit; daher hatte er, nach seinem Uebertritte zur katholischen Kirche, nicht einmal gegen die ihm zunächst Stehenden, gegen Frau und Kinder, der ihm zu Gebote stehenden Mittel, der Ueberredung, oder der Bitte, sich bedient. Ganz selbstständig, ohne sein Zuthun und Wissen, folgten diese, nach langem Prüfen und Zögern, seinem Beispiele, und Müller gestand mir, daß es der schönste Augenblick seines Lebens gewesen, als seine Gattin zu seinem Geburtstage ihm die frohe Nachricht verkündet, sie denke jetzt ganz so, wie er.

Daß die jüngeren Kinder in der Kirche der Eltern aufgezogen wurden, ist natürlich, und der glückliche Vater sagte mir mit Thränen im Auge, wie seiner Tochter ganzes Innere offen und rein wie ein leuchtender Edelstein vor ihm liege, und wie er dies vor Allem dem häufigen Gebrauche der heiligen Beichthandlung zu verdanken habe.

Wenn man die Vorsicht und Reserve der Oesterreichischen Diplomaten kennt, die durch das Mißverhältniß der eigentlichen Polizei zur diplomatischen Controlle noch gesteigert wird, so muß man den freundli-

chen Empfang Müller's mit Recht als das Ergebniß einer selbstständigen, vorurtheilsfreien Denkart anerkennen.

Wahrscheinlich werden jene klugen Leute, die Göthe so trefflich in seiner Blocksbergsscene mit den Worten charakterisirt:

»Sagt, wer ist der steife Mann?
»Er geht mit stolzen Schritten,
»Er schnoppert, was er schnoppern kann,
»Er spürt nach Jesuiten!«

hier ausrufen: »Da seht Ihr die Proselytenmacherei »der Katholiken, selbst die ihnen verhaßten Demagogen »nehmen sie zuvorkommend auf, wenn sie dadurch sie »zu ködern glauben.«

Ich entgegne hierauf, daß es meines Bedünkens der katholischen Kirche zur größten Ehre gereicht, daß sie — nicht bloß in toto, sondern auch noch alle einzelnen Mitglieder für sich — Proselyten zu machen sucht. Sind die Wege, die sie hiebei einschlägt, nur nicht unrecht, d. h. strebt sie darnach, den geistigen Zweck auch nur durch geistige Mittel zu fördern, so verdient sie eher Lob, als Tadel. Jeder Mensch, dem es um seine Ueberzeugung Ernst ist, strebt dahin, sie

dem Andersdenkenden annehmbar zu machen; jede begründete Darlegung einer Absicht bezweckt Verbreitung und Annahme derselben; und wenn die Protestanten unbedingten Haß gegen alles Proselytenmachen aussprächen, so erklärten sie nur damit, daß sie keinen Glauben haben, der ihnen an's Herz gewachsen, keine Ueberzeugung, die ihnen das Höchste ihres Daseins ist.

Der fromme Protestant indessen, eben so wie der fromme Katholik, sucht seinen Glauben, wo er nur kann, zu verbreiten; wo die passende Gelegenheit sich darbeut, legt er offen und frei die Gründe für seine Ansicht dar, und bemüht sich, die Gegengründe Andersdenkender zu widerlegen. Dies ist nicht bloß Recht, sondern Pflicht, heilige Vorschrift des Christenthums.

Pflicht erscheint es mir, an dieser Stelle auf den schändlichen Mißbrauch aufmerksam zu machen, den die Rationalisten, ganz ähnlich darin den Dominikanern, mit dem Worte Gottes treiben. Sie haben durch ganz Deutschland eine geheime Inquisition errichtet, zu der die protestantische Glaubensfreiheit den Vorwand hergeben muß. Kaum hat sich irgend ein Protestant eine Aeußerung zu Gunsten des Katholicismus erlaubt, oder auch nur den Verdacht auf sich geladen, im Stande zu sein, eine solche äußern zu können, und die wilde Jagd der Jesuitenriecher stürmt im tollen Ungestüm

auf ihn los. Da gilt kein Anstand, da schützt keine Freundschaft; den vertrautesten Aeußerungen, niemals bestimmt, einem Dritten zu Ohren zu kommen, legt man eine willkührliche Deutung unter, und den mangelnden Zusammenhang ergänzt eine kecke Conjectur.

Wenn ein Staat, nicht mehr der Kraft der Gesetze vertrauend, zu einer geheimen Polizei seine Zuflucht nimmt, und darin seinen Schutz zu finden glaubt, daß er seiner Bürger geheimste Gedanken an's Licht des Tages ziehet, und Gedanken zu Worten, Worte zu Thaten umprägt, dann ist er seinem Untergange sehr nahe, und eben diese willkührliche Macht, die ihn schützen soll, stürzt ihn. Ganz so ist es mit einer Kirche, die zu ähnlichen Maßregeln ihre Zuflucht nimmt, und dadurch das offne Bekenntniß ihrer Schwäche ablegt.

Ist's Gottes Werk, so wird's bestehn,
Ist's Menschen Werk, wird's untergehn.

Mit Recht spottete man über die Träumer und Kopfhänger, die in den achtziger Jahren überall Illuminaten und Deisten witterten, und den armen Weishaupt zum Urheber der Französischen Revolution machen wollten; aber die Rationalisten verfallen in eben diesen Fehler, wenn sie vor Kryptokatholiken, Jesuiten u. s. w. ängstlich warnen. Der gläubige Protestant vergiebt hiedurch der Würde seiner Kirche, und sollte

sich eben deshalb hüten, in das Geschrei derer einzustimmen, die, so wahr ein Gott lebt! den alten Martinum Lutherum selber, kehrte er auf diese Welt wieder zurück, als einen Kryptokatholiken denunciren, und wo möglich von Amt und Brot bringen würden.

Diese Zionswächter, die sich selbst dazu bestellet, um, sobald sie stark genug sind, die Partei, der sie angeblich dienen, zu verrathen, und den Verstand zum einzigen Schiedsrichter über Kirche und Staat zu machen, werden freilich entgegnen: »Was redest Du von »Inquisition? Wir haben keine andere Waffe gegen des »Gegners Uebermacht, als die freie Rüge; Leuchtkugeln »werfen wir hinüber in des Aberglaubens dunkle Nacht, »um des Feindes Fortschritte zu gewahren, damit er »uns stets gerüstet finde, und wir gegen den Verrath »der eignen Freunde uns wehren können.«

Dies klingt gar schön und vernünftig. Daß aber noch keine förmliche Inquisition errichtet worden, liegt wahrlich nicht an Euch; wenn ein protestantischer Fürst ein Edict erließe, welches alle katholisirenden Geistlichen ihres Amtes entsetzte, so würdet Ihr den Weisen, Großen, Gerechten hoch preisen. Wenn ich das Volk gegen einen angeblichen Verbrecher aufhetze, so ist es nicht meine Schuld, daß es ihn nicht zerreißt. Ueberdies sollten auch nur die Männer für die protestantische Kirche

kämpfen, die ihr wirklich angehören, nicht aber solche, welche mit der Sache, die sie vertreten wollen, in stetem Zwiste und Hader sind.

Aber der Grund ist ganz einfach; das Ueberhandnehmen des katholischen Glaubens kann wol dem Rationalismus, nicht aber der evangelischen Kirche gefährlich werden; darum werfen sich Rationalisten zu Vertheidigern des Glaubens auf, um dadurch die, täglich mehr und dringender gefühlte, und von Vielen begehrte Vereinigung der beiden Secten in eine eigentliche katholische (allgemeine) Kirche zu hintertreiben. Die minder unterrichteten Katholiken glauben nun, die Protestanten theilen die gehässigen, leidenschaftlichen Ansichten jener Schreier, und werden ihnen dadurch mehr und mehr entfremdet.

Gern bekenne ich, daß ich mich oft und vielfach mit dem gründlichen Studio des katholischen Lehrbegriffes beschäftiget, und zu diesem Ende den Umgang mit unterrichteten Katholiken recht eigentlich aufgesucht habe. Wem kann es auffallend erscheinen, daß einem Sohne, dem eine geliebte Mutter der Leitstern seines Lebens war, der Glaube, das Gebet an die Mutter Gottes, an die Jungfrau Maria, in den Stunden des

bitterſten Kummers zur Erquickung gereichte! Welchem gefühlvollen Menſchen, der nicht ſtolz genug iſt, zu ſagen: „Gott, gieb mir meinen Lohn!“ diente nicht der Glaube zur Beruhigung: Du haſt dort, beim himmliſchen Vater, theure, geliebte Weſen, die eine Fürbitte für Dich einlegen, und um derentwillen Dir verziehen wird, wie der ganzen Menſchheit um Chriſti willen die Erbſünde vergeben worden.

Ich läugne es nicht, daß, abgeſehen von der Bewunderung und dem eigentlichen Staunen, welches das nähere Studium der katholiſchen Kirche, als des non plus ultra der Conſequenz, Harmonie und Feſtigkeit, einem jeden denkenden Manne abzwingt, die Verehrung der Jungfrau Maria und die Fürbitten der Seligen mich beſonders anzogen, und daß ich nur deshalb zu ihr nie übertreten würde, weil ich unbefangen genug ſehe, um zu erkennen, daß ſie keineswegs das iſt, was ſie ſein ſoll. Wenn nun aber die Unparteilichkeit erheiſcht, daß man der proteſtantiſchen Kirche nicht zum Vorwurfe machen darf, was der Rationaliſten Eifern verſchuldet, ſo darf man auch nicht den Katholiken das Gute zum Lobe anrechnen, was eigentlich da ſein ſollte, aber leider nicht da iſt.

Ein intereſſanter Brief, den mir Müller einige Jahre ſpäter in's Vaterland ſandte, möge hier ſeinen Platz

finden. Das Datum, wie der Inhalt, verräth, daß er zu jener Zeit geschrieben worden, als plötzlich, auf eine selbst noch jetzt unerklärliche Weise, eine unausgesetzte Reihe von Banquerouten den innern Frieden England's erschütterten, und selbst auf den Continent ihre verderbliche Rückwirkung äußerten.

»Mit wie innigem und zärtlichen Antheil ich Ihr Schreiben empfangen habe, können Sie leicht denken. Ich habe lange gezögert, es zu beantworten, weil ich über den großen Gegenstand Ihrer endlichen Beruhigung am liebsten selbst in nähere persönliche Verbindung mit Ihnen kommen möchte. Aber auch heute kann ich darüber nichts Bestimmtes sagen, da meine eigne Zukunft gerade jetzt durch die Abschwörung der Köthenschen Herrschaften unbestimmt geworden ist. Doch muß sich der Knoten bald lösen. Ihr Verstand, mein verehrtester Freund, ist von der Wahrheit bezwungen, daß Legitimität und alte Rechtsordnung von Europa nothwendig und unwiderstehlich zur alten Kirche führen, daß der protestantische Royalismus ein Unding ist, und daß nur zwei Zustände der politischen Welt möglich sind: katholische Einheit, oder ein demokratischer Geld-Föderalismus. Letzteren sehen wir vor unseren Augen in Dunst aufgehen, und die erstere sich Stein für

Stein neu befestigen. Also ist wol die Partei, die man mit Ihrem Geiste und trüben Erfahrungen zu ergreifen hat, längst entschieden. Zögern Sie also nicht! werden Sie ganz unser, und erwarten Sie zuversichtlich, daß der Gott, dem Sie sich aufopfern, Ihre Jugend erneuern wird, wie die eines Adlers, nach den Worten der Psalmen! Bekanntlich fängt die Messe mit den Worten an: »Ich will eingehen zum Altare »Gottes.« Und darauf antwortet der Ministrant, als sei von diesem Gotte nichts Schöneres auszusagen: »Zu dem Gott, der meine Jugend erfreut.« Vertrauen Sie der Kirche, theuerster Freund! Erst im Stande des Gehorsams empfangen Sie die Freiheit, die sie mit Begeisterung suchten. Gehen Sie, wenn Sie irgend können, vorläufig nach Münster; berufen Sie sich bei dem edlen Freiherrn Droste, bei dem vortrefflichen Kellermann, bei der Frau Gräfin Sophie Stolberg auf mich, und daß ich Sie sende. Suchen Sie die Predigten des P. Claude de la Colombière auf, des letzten Apostels von St. James. Es scheint mir, daß in den Werken dieses heiligen Mannes, der durch die Andacht zum Herzen des Erlösers einen so großen Einfluß auf die Herstellung des katholischen und royalistischen Frankreich gehabt hat, eine reiche Quelle der Erfrischung und Befriedi-

gung für Sie fließen müsse. Er kennt die Welt, noch mehr die Herzen und das bürgerliche Leben, vor Allem aber den Erlöser und seine Kirche.

Nun aber kann ich Ihnen meinen Wunsch nicht bergen, Sie hier zu haben. Vielleicht könnte auch ich Ihnen nützen, nicht in der Art jener frommen und heiligen Personen; aber weil mich meine Jugend auf allen Irrwegen der Gedanken umhergeführt, und mir die göttliche Gnade so viele Auswege gezeigt, und so viele Eingänge in seine heilige Kirche. Doch darüber schreibe ich Ihnen umständlicher.

Ihr

Adam Müller.«

In der Mitte des Monats October kamen wir in Braunschweig an, wo wir nur zu übernachten gedachten, um dann schnell dem Ziele unserer Reise, Hamburg, entgegen zu eilen. Ein eigner Unstern scheint über meinem Aufenthalte an diesem Orte zu walten; denn stets komme ich zum Ausbruche einer Feuersbrunst.

Wir lagen zur frühen Abendstunde im schönsten Schlummer im trefflichen Hôtel d'Angleterre — einem Gasthofe, den ich Allen empfehlen kann, welche die größte Reinlichkeit und eine excellente Küche lieben

— als ein lautes Trommeln, Blasen und Schreien uns aufweckte. »Feuer! Feuer!« hieß es, und ehe mein Begleiter noch angezogen war, trug der Strom der Volksmenge mich schon dem loco dramatis entgegen.

Einige vor dem Thore belegene Cichorienfabriken standen in vollen Flammen, und die Unzweckmäßigkeit der Rettungsmaßregeln machte das Uebel nur noch ärger. Ich kenne nichts, wodurch ich so ganz außer mir versetzt werde, als eine Feuersbrunst; eine Art von Berserkerwuth bemächtigt sich meiner, ein unwiderstehlicher Drang, mich dem wüthenden Elemente entgegen zu stemmen, der Flamme Einhalt zu thun. Es ist, als ob alle meine Sinne neue Kräfte gewönnen; sonst kurzsichtig, sehe ich dann auf's schärfste, ich schleppe Lasten, die ich sonst kaum aufheben würde, und äußere eine Geistesgegenwart, auf die ich in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen leider keinen Anspruch machen darf.

Die practische Unwissenheit des die Anstalten dirigirenden Beamten, der die Spritzenschläuche stets auf die stärkste Flamme hinleiten ließ, anstatt durch Benetzung der noch nicht brennenden, oder erst glimmenden Theile die weitere Fortpflanzung des Feuers zu verhüten, brachte mich in gewaltigen Harnisch. Nachdem ich zuvor durch Wasserzuschleppen und Einreißen des Dachstuhles genügend bewiesen, daß ich nicht mit dem Munde

allein, sondern auch mit der Faust zu helfen bereit sei, fing ich an, den Herrn Commissär von der Unzweckmäßigkeit seiner Maßregeln überzeugen zu wollen. Das war aber verlorene Mühe, denn die Präsumtion ist allemal dafür, daß Gott den Leuten mit dem Amte auch den Verstand giebt und nimmt. Zuvörderst beschränkte ich mich, dem verbissenen Grolle auf die glimpflichste Weise Luft zu machen. »Verehrtester« — sprach ich — »Sie werden sich doch wol noch der ersten Rudimente »der Chemie entsinnen, die uns lehren, daß sich aus »dem Wasser durch die Hitze ein brennbares Gas, Sauer»stoffgas genannt, entwickelt, wodurch der Flamme nur »noch mehr Nahrung gegeben wird. Wenig Wasser in »viel Feuer schütten, heißt das Uebel noch ärger ma»chen!«

Verwundert blickte der Beamte mich an, und leitete mit stoischem Gleichmuthe den Wasserstrahl in die Flammen, die lustiger und lustiger an den übrigen, noch nicht angebrannten Theilen des Gebäudes zu lecken begannen.

Da verlor ich aber die mühsam erzwungene Ruhe. Mit einem lauten: »Hurrah, Jungens, packt an!« ergriff ich die Deichsel der Spritze, und zog sie, mit der Umstehenden Beihülfe, an eine geeignete Stelle. Ohne Widerrede war jetzt der Sieg mein; dem Publico gefiel

meine Besitzergreifung, und Hunderte thaten nach meinem Begehr.

Leider mußte ich meinen dirigirenden Posten wieder verlassen, um neuerdings auf's Dach zu klimmen. Die polizeiliche Nemesis folgte mir aber auf dem Fuße nach, und zwar in Gestalt eines gewaltigen Wasserstrahles, der mich so unglücklich traf, daß ich sammt der Leiter herunterstürzte. Glücklicherweise war ich so durchnäßt, daß die glimmende Asche und Kohlen, worauf ich fiel, mir nichts anzuhaben vermochten. Mitleidige Seelen, namentlich ein Schneider, der meinem Hôtel gegenüber wohnte, trugen mich sogleich fort, denn leider hatte ich mir einen großen Nagel durch den Fuß gejagt, und eine Ohnmacht beschloß meine feurige Thätigkeit.

Alles, was den Inhalt der vorstehenden Seiten ausmacht, war so schnell, so continuirlich vor sich gegangen, daß mein armer Herr von Underrainer meiner erst habhaft werden konnte, als das Stück zu Ende, als der Held, schwer verwundet, von der Bühne abgetreten war. Man kann sich des wackern jungen Mannes Schrecken denken, als die fama (die tausendzüngige nennen sie die weisen Alten) ihm meinen Tod verkündete, ohne einmal den Ort hinzuzufügen, der meine beaux restes beherbergte. Verzweiflungsvoll lief

er umher, bis er mich in einem nah gelegenen kleinen Hause auffand. Da lag ich, schneeweiß, ohne alle Regung, und Niemand wußte, wo es mir fehle, da durchaus keine Spur einer Verletzung sichtbar. Einen Trost hatte er nun freilich; konnte er mich nicht lebend überbringen, so hatte er doch meine Leiche, und, lebendig oder todt, lautet das System der Polizei.

Underrainer war übrigens doppelt untröstlich, da er mir persönlich wohl wollte, und die schwere Verantwortlichkeit scheuete. Man trug mich in unseren Gasthof, und der herzugerufene Chirurgus entdeckte, bei näherer Besichtigung, daß ich, ein anderer Achilles, unter der Ferse verwundet worden. Die Sonde ist trefflich dazu geeignet, Ohnmächtige wieder in's Leben zu rufen, und mit dem Schmerze kehrte auch die Regsamkeit der Glieder zurück. Underrainer war so froh über meine Resurrectio, daß er allen Hader vergaß, und Gott dankte, als wir nach drei oder vier Tagen unsere Reise fortzusetzen vermochten.

Das Gefühl, mit dem ich am dritten Tage mich durch die Vierlande Hamburg nahete, kann ich nicht beschreiben; mir war wohl, und doch auch gar zu trübe. Schon war es Nacht geworden, als wir uns den

engen und gar nicht gefahrlosen Dämmen der Vierlande entwanden, und mein Begleiter konnte nicht genug die schön erleuchtete, schnurgerade Deichthor-Entrée bewundern. Welch ein Unterschied zwischen Wien und Hamburg! In jener Kaiserstadt ist man sicher, nach 11 Uhr Abends keinen Menschen mehr auf den Gassen anzutreffen, während um diese Zeit in der Handelsstadt das lebhafteste Gewühl ist.

Der Grund ist einleuchtend. Der unbeschäftigte Residenzler vergnügt sich während der Tagszeit, und sucht dann ermüdet das Bette; während der den ganzen Tag über thätige Handelsstädter sich erst am späten Abend die jedem Menschen unentbehrliche Erholung und Zerstreuung aufsuchen kann.

Langsam nur gelangten wir durch die engen und winkeligen, aber mit lustigen, rührigen Menschen angefüllten Gassen, an das Endziel unserer Reise, die Altstadt London am Jungfernstiege. Bald sank ich in die gütigen Arme des Morpheus.

Der andere Morgen bot mir reichen Stoff zu ernsten Betrachtungen; denn zufällig war es gerade der Jahrestag meiner ersten Abreise nach England. Am 19. October 1819 verließ ich Hamburg, um der mir drohenden Preußischen Verhaftung zu entgehen, und am 19. October 1825 kehrte ich als Oesterreichischer

Gefangener eben dahin zurück. Wie unendlich Vieles füllte die Kluft dieser wenigen Jahre aus! Welche Revolution hatte mein inneres, welche Umwandlung mein äußeres Leben erlitten!

Meine herrliche Mutter war längst in ihre wahre Heimath zurückgekehrt, meine wenigen Freunde waren theils fern, theils andere geworden, und Schiller's wunderbares Lied — das Ideal und das Leben — war mir endlich in seiner ganzen Ausdehnung klar.

Paulus aber sahe den Rath an, und sprach: Ihr Männer, lieben Brüder, ich habe mit allem guten Gewissen gewandelt vor Gott, bis auf diesen Tag.

Der Hohepriester aber, Ananias, befahl denen, die um ihn stunden, daß sie ihn auf's Maul schlügen.

Da sprach Paulus zu ihm: Gott wird Dich schlagen, Du getünchte Wand; sitzest Du, und richtest mich nach dem Gesetz, und heißest mich schlagen wider das Gesetz?

Die aber umherstunden, sprachen: Schiltst Du den Hohenpriester Gottes?

Und Paulus sprach: Lieben Brüder, ich wußte es nicht, daß er der Hohepriester ist. Denn es stehet geschrieben: dem Obersten Deines Volkes sollst Du nicht fluchen!

Apostelgeschichte, Cap. 23. V. 1 — 5.

Fünftes Capitel.

Oesterreich überliefert mich an Dänemark. — Befehl, mich auf die Festung abzuführen. — Meine Petition. — Strenge Haft in Friedrichsort. — Der dortige Arzt dringt auf meine Freilassung. — Abermalige Verhaftung in Kopenhagen. — Das Obergericht inquirirt gegen mich. — Ich werde abermals zur Festungsstrafe verurtheilt. — Abgedrungene Vertheidigung.

Die Uebergabe verzögerte sich noch um einige Tage, die wir möglichst heiter zu verbringen suchten; aber das Loos erneuerter Gefangenschaft, welches mir so bald wieder bevorstand, verkümmerte mir die Freude, den wackeren Underrainer mit Hamburgs reizenden Umgebungen und regem Hafenleben bekannt zu machen.

Herr von Underrainer hatte sich nämlich zu dem Grafen Blücher-Altona, Oberpräsidenten der Stadt Altona, gleich Anfangs begeben, um meine Ankunft ihm anzuzeigen, zu seiner großen Verwunderung aber vernommen, daß man die Absicht habe, mich sogleich in strenge Criminalhaft zu stecken. Dies Benehmen schien

mir anfänglich abscheulich, weil es Allem widersprach, was Se. Majestät in Berlin und Wien durch die dortigen Gesandtschaften über mich äußern lassen, nachher aber ganz erklärlich, da ich erfuhr, daß es nur eine Folge früher erlassener Befehle sei, die man zurück zu nehmen vergessen.

Nachdem nämlich meine Flucht aus Mailand kund geworden (1823), hatte man allen Beamten den Befehl gegeben, mich im Betretungsfalle in sichere Criminalverwahrniß zu bringen, und diese Weisung war noch jetzt in Kraft.

Da indessen der Königlich-Dänische Gesandte in Wien, Graf Joachim von Bernstorff, auf den Wunsch der Kaiserlich-Königlichen Regierung, dem Herrn von Underrainer ein Schreiben mitgegeben, worin er das Oberpräsidium in Altona von dem ganz veränderten Stande meiner Angelegenheit in Kenntniß setzte, und nach Kräften mich empfahl, so hielt sich der Graf Blücher berufen, gedachte Verfügung dahin zu mildern, daß ich am Tage unter polizeilicher Begleitung ausgehen dürfe, und nur die Nacht im Criminalgefängnisse zubringen müsse.

Ich bin hier namentlich dem Polizeimeister der Stadt, dem Etatsrathe von Aspern, öffentlich meinen Dank abzustatten schuldig, weil er auf jede Weise

sich mir freundlich erwies, und, was in seinen Kräften nur stand, zur Erleichterung meiner Lage that.

Acht Tage nach meiner Uebergabe an Dänemark kam ein Allerhöchster Befehl an, wodurch das Oberpräsidium beauftragt wurde: »mich, unter sicherer Begleitung, auf die Festung Friedrichsort abführen zu lassen.«

Jetzt wieder auf die Festung? Ich trauete kaum meinen Ohren. Vor Jahren schon hatte die vaterländische Regierung in meine Freilassung gewilligt, ja selbige verlangt, und jetzt, wo diese lediglich ihr anheimgegeben, schickt sie mich wieder auf die Festung! Vielleicht will man neuerdings gegen mich inquiriren? Aber warum dann nicht lieber nach Glückstadt, wo das Gericht sich befindet, als nach dem zwölf Meilen davon entfernten, ungesunden Friedrichsort, wo die Fieber endemisch sind?

Leicht wäre es mir gewesen, durch ärztliche Gutachten die Abreise zu verschieben, aber ich wollte den Anschein vermeiden, der Erfüllung des Allerhöchsten Befehles Schwierigkeiten in den Weg gelegt zu haben, und machte mich gleich auf den Weg, nachdem ich nachstehende Bittschrift, in Begleitung der vier Zeug-

niſſe von vier der ausgezeichneteſten Aerzte und Chirurgen Altona's und Hamburgs, dem Könige überſendet.

»Der Endes-Unterzeichnete wagt es, feſten Vertrauens auf die Gerechtigkeit Seines Königs, nachfolgende allerunterthänigſte Bitte E. K. Maj. vorzutragen. Wenn ich bis jetzt, ſelbſt unter den drückendſten Verhältniſſen, noch niemals den Verſuch gemacht habe, mich unmittelbar an E. K. Maj. zu wenden, ſo kam dieſes daher, weil ich ſelbſt den Schein vermeiden wollte, als hätte ich durch Darſtellung meiner langen und ſchweren Leiden, E. K. Maj. Mitleid auf Koſten Allerhöchſt Deren Gerechtigkeit rege machen wollen. Erſt dann wollte ich es wagen, mich meinem Könige zu Füßen zu werfen, wenn ich völlig, und nicht bloß juriſtiſch, ſondern auch moraliſch gerechtfertigt daſtände. Allein, meine zerrüttete Geſundheit, meine oft übermäßigen Schmerzen zwingen mich dazu, ſchon jetzt mich unmittelbar an E. K. Maj. zu wenden.«

»Gleich nach den erſten drei oder vier mit mir in Berlin abgehaltenen Verhören, erklärte das K. Pr. Polizei-Miniſterium, unterm Dato des 20ſten Juli 1824, daß durchaus gar nichts gegen mich vorliege, woraus ſich meine fortgeſetzte Verhaftung rechtfertigen ließe, und trug daſſelbe demgemäß auf meine Freilaſ-

sung an. Herr von Kamptz, Director des Polizei-Ministerii, ließ diese Erklärung dreifach ausfertigen, und übermachte sie, sammt einer Copia der Acten,

1. dem Herrn Baron von Holsten, K. D. Chargé d'affaires am Berliner Hofe,
2. dem K. Obergerichte in Glückstadt,
3. der Central-Untersuchungs-Commission in Mainz.«

»Nach 12 Tagen schon communicirte der Herr Baron von Holsten dem Herrn von Kamptz ein Schreiben Seines Hofes, wonach E. Maj. sich geneigt erklärten, in meine Freilassung einzuwilligen. In den ersten Tagen des Monates October erklärte auch das K. Obergericht in Glückstadt, daß es keinen Grund habe, auf meine fortgesetzte Detention zu dringen, indem ich durchaus keines Delictes hier beschuldigt worden; jedoch glaube man zuvor die Antwort der Mainzer Commission abwarten zu müssen. Am 1sten Novbr. ejusd. anni kam denn auch endlich die Antwort der Mainzer Commission an, welche, ohne im Geringsten auf Gründe einzugehen, meine fortgesetzte Vernehmung und Verhaftung verlangte. Mein dringendes Verlangen, nun nach Mainz selbst gebracht zu werden, wurde mir abgeschlagen, und während mehrer Monate bin ich täglich unausgesetzt 10 Stunden in Berlin vernommen worden. Um die Sache mög-

lichst abzukürzen, und festen Vertrauens auf meine Unschuld, wandte ich mich unter dem Dato des 1sten Januars an die K. Dänische Regierung mit der Bitte, daß man die ganze Untersuchung gegen mich, selbst nöthigenfalls bis zum eventuellen Urtheile, der K. Pr. Regierung überlassen möchte. E. K. Maj. hatten die Gnade, hierein zu willigen. Allein diese so gründlich geführte Untersuchung ergab, daß auch kein Schatten eines Verdachtes mehr gegen mich vorhanden, und es demnach unmöglich sei, eine gerichtliche Procedur gegen mich einzuleiten. Man schickte nunmehro die also geschlossenen Acten nach Mainz, und ich sah stündlich meiner Freilassung entgegen. Da man indessen von Mainz aus gar nicht antwortete, und meine Gesundheitsumstände sich stündlich verschlimmerten, so hatten E. K. Maj. die hohe Gnade, den Herrn Grafen von Reventlow neuerdings mit der Erklärung zu beauftragen, daß man durchaus keinen Grund habe, Dänischer Seits meine fortgesetzte Verhaftung zu verlangen, sondern gern in meine Freilassung willige. Auch erhielt der Herr Graf von Reventlow unmittelbar aus den Händen des Herrn Geheimen Ober-Medicinal-Rathes Rust die Atteſtate, daß meine Freilassung zur Wiederherstellung meiner Gesundheit unerläßlich sei.«

»Da es indessen schien, als ob man mich in Oester-

reich als einen höchst gefährlichen, in alle politisch-revolutionären Intriguen verwickelten Menschen betrachtete, so hatte ich bei einer Zusammenkunft mit dem Kais. Königl. Chargé d'affaires, Herrn Baron von Werner, am 12ten Januar erklärt, daß ich bereit sei, mich einer jeden, selbst criminellen Untersuchung in Wien selbst zu unterwerfen, nur müßten meine übrigen Verhältnisse vorher ganz beendet sein. Der Fürst von Metternich hatte sich demzufolge an E. K. Maj. mit dem Ansuchen gewendet, daß es gestattet würde, daß ich nach Wien käme. E. K. Maj. hatten dieses bewilliget, und dem Herrn Grafen von Reventlow demgemäß Aufträge und eine Copie der Depesche des Fürsten von Metternich mitgetheilt. Der Herr Graf von Reventlow communicirte diese Pièces dem K. Pr. Polizei-Ministerio, mit der Anfrage, ob meine ganze Angelegenheit denn nunmehro beendet sei? Man antwortete hierauf bejahend; allein der Polizei-Minister, Herr von Schuckmann, persönlich, wie es scheint, erbittert, nahm hievon Veranlassung, sogleich Befehle zu meinem augenblicklichen Transporte nach Wien zu geben. Vergebens verlangte ich, wenn man mich denn nun einmal durchaus nicht auf freien Fuß setzen wolle, mich nach Dänemark zu senden, vergebens unterstützte der Herr Graf von Reventlow mein Verlangen, ver-

gebens schützte ich meinen schwerkranken Zustand vor. Alles umsonst. Man erlaubte mir nicht einmal, den Herrn Grafen von Reventlow von meiner Abreise zu benachrichtigen, oder ihn zuvor zu sprechen. Man schleppte mich mit förmlicher Gewalt auf den Wagen, und brachte mich also unter Gendarmerie-Escorte nach Wien.«

»Meine Ankunft, unter solchen Umständen, decontenancirte die Oesterreichische Regierung. Der Kaiser und der Fürst Metternich, welche ganz allein meine Sache kannten, waren abwesend, und ich mußte daher, bis von Diesen Nachrichten einliefen, in der engsten Haft schmachten. Endlich kamen Befehle an, mir meine Gefangenschaft möglichst zu erleichtern; allein meine Gesundheit war dermaßen zerrüttet, daß ich fast während der ganzen Dauer meines Wiener Aufenthaltes im Krankenhause liegen bleiben mußte. Wie vollkommen ich mich indessen gerechtfertigt habe, ist E. K. Maj. unmittelbar mitgetheilt worden. Der Kaiser hat mir auch noch vor meiner Abreise sagen lassen, daß er sich hierüber (wenn es dessen noch bedürfe, und da bei einer solchen Ministerial-Commissions-Untersuchung kein Erkenntniß erlassen werde) persönlich und schriftlich gegen E. K. Maj. auslassen werde, mit welcher Er, wie mit keinem anderen Monarchen, in den eng-

sten Freundschaftsverhältnissen stehe. In Wien war man des festen Glaubens, daß ich, so wie ich den Dänischen Boden beträte, in Freiheit käme. Auf mein eigenes Verlangen bin ich hier, unter Begleitung, als Gefangener angelangt, denn ich wollte nicht dem Interesse oder dem Wohlwollen des Fürsten Metternich und des Grafen Sedlnicky meine Freiheit verdanken. Meinem Könige, meinem Vaterlande, meiner gerechten Sache endlich wollte und will ich das Ende meiner harten Leiden verdanken. Leider, und mit Thränen im Auge schreibe ich diese Worte, leider erkenne ich, daß selbst E. K. Maj., gegen welche ich nie, auch nicht in Gedanken einmal mich vergangen, noch immer Mißtrauen in mich setzen. Ich flehe daher E. K. Maj. darum an, die strengste und gerichtliche Untersuchung gegen mich unter Höchstdero Augen zu veranstalten. Vier volle Jahre bringe ich schon im Kerker zu, allein gern bin ich bereit, noch vier andere Jahre darin zu schmachten, wenn dieses nur dazu dienen könne, E. K. Maj. zu beweisen, daß keiner Allerhöchst-Dero Unterthanen, und am wenigsten ich, jemals die Pflichten gegen seinen König und sein Vaterland vergessen. Allein, meine Gesundheit ist, wie die beifolgenden Atteſtate [1]) beweisen, durchaus zerrüttet; selbst

1) Herr Ferdinand Johannes Wit, der meine Meinung über

die geschicktesten Aerzte in Berlin und Wien haben erklärt, sie könnten die unumgängliche Operation nicht vornehmen, so lange ich noch in gefänglicher Haft bin,

---

eine Desorganisation verlangt hat, die er an sich trägt, hat eine Geschwulst, die am obern hintern Theile des Halses, und am untern des Hinterkopfes, an der linken Seite sitzt, balgartig ist, aber offenbar mit dem aufgetriebenen Hinterhauptsbein in Verbindung steht. Da sie schmerzhaft ist, immer zunimmt, und dabei noch größere Desorganisationen des Knochens entstehen werden, so ist ein sehr baldiges chirurgisches Eingreifen höchst nothwendig. Bei der ausgedehnten Grundfläche und Unbeweglichkeit des Uebels und seinem Sitze, gehört die Operation desselben um so mehr zu den bedeutendsten, da das Nervensystem des von Natur sehr reizbaren jungen Mannes, durch so manche physische und psychische Leiden in hohem Grade erschüttert ist, und hier der Eingriff so nahe, vielleicht näher, als der erste Anschein andeutet, an den Centraltheilen desselben geschehen muß. Die Operation darf demnach nicht nur nicht anders, als unter günstigen physischen Einflüssen geschehen, sondern es muß auch, soll die gewiß dabei entstehende allgemeine Reaction nicht zu den gefährlichsten gehören, alles, was auf des Leidenden Gemüth beunruhigend einwirkt, entfernt werden, und bei dem, seine Seele ganz durchdringenden Wunsch nach Entlassung aus der Haft, ihm diese wenigstens während der Zeit der Behandlung gewährt werden.

Hamburg, den 29sten October 1825.

G. H. Gerson,
Med. et Chir. Doct.

Auf Verlangen des Herrn Ferdinand Johannes Wit habe ich Unterzeichneter in diesen Tagen seinen Gesundheitszustand

indem mein gereizter Gemüthszustand und meine Körperschwäche die größte Gefahr fürchten ließen. Es kann nicht der Wille E. K. Maj. sein, mich, den (nach den

---

sorgfältig untersucht, und darüber nachfolgenden Befund nebst Gutachten auf Eid und Gewissen ausgestellt.

Der ehemalige Studiosus, Herr Ferdinand Johannes Wit, ist nach Angabe 26 Jahr alt, schmächtigen, schlanken Körperbaues. Als Folge lange eingeathmeter Kerkerluft und Mangel an Bewegung, hat er die eigenthümliche, blaßgelbliche Gesichtsfarbe, ist kurzsichtig geworden, hat Anwandelungen von Hämorrhoidal-Beschwerden bekommen, und ist öfters Nervenzufällen unterworfen, die in leicht entstandener abnormer Reizbarkeit des Nervensystems ihren Grund haben.

In Folge erlittener Mißhandlungen im Kerker zu Turin, hat sich seit vier Jahren am Hinterhaupts-Knochen, und zwar an dessen linker, unteren Seite, eine Balggeschwulst (Honiggeschwulst, Meliceris) gebildet, die bis jetzt sich so schnell vergrößert hat, daß sie im Umfange fast einem gewöhnlichen Borsdorfer Apfel gleich ist. Im Umfange dieser Geschwulst, so wie im ganzen Hinterhaupte, wird oft, besonders bei kaltem, nassen Wetter und nach deprimirenden Gemüthsaffecten, der Angabe nach, ein bedeutender Schmerz gefühlt.

Wie nun solche Aftergebilde, als gedachte Honiggeschwulst, überhaupt selten außer Begleitung einer bedeutenden Dyscrasie des Körpers, die, in dem gegebenen Falle, unläugbar vorhanden ist, und nach den ausgestandenen Leiden des Herrn Wit, bei seinem nicht starken Körperbau, vorhanden sein mußte, erscheinen, so leuchtet es ein, daß eine solche krankhafte Absonderung, wie sie fortwährend Statt finden muß, um dieses Aftergebilde zu vergrößern, nur auf Kosten des übrigen Körpers geschehen kann, und daß demnach die, mittelst Ope-

gründlichsten, in Piemont, der Lombardei, Baiern, Preußen und Oesterreich angestellten Untersuchungen) einstimmig als unschuldig Anerkannten, aus Mangel

---

ration vorzunehmende, Entfernung desselben je eher je lieber ausgeführt werden muß. Wenn einsichtsvolle, und in der Heilkunst hochgeachtete Männer, wie z. B. Rust in Berlin, es schon früher nicht rathsam gefunden haben, diese Operation, so dringend sie ihnen schien, anders als unter, für das Gemüth und den Körper des Patienten günstigen Umständen vorzunehmen, so scheint jetzt, wo das Uebel vergrößert ist, und neue Gemüthsleiden hinzugekommen sind, diese Bedingung noch beachtungswerther geworden zu sein.

Altona, den 29sten October 1825.

(L. S.) E. F. Nagel,
Med. Doct.

Da ich, während meines früheren Aufenthalts in Altona, mehrere Jahre Arzt bei der Familie des Herrn Ferdinand Johannes Wit gewesen bin, und daher die Constitution des letzteren, in den Jahren seines kindlichen und jugendlichen Alters, näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, so sehe ich mich, als Folge des an mich ergangenen Ansuchens, seinen gegenwärtigen Gesundheitszustand näher zu untersuchen, folgendes Gutachten aus Amtspflicht deshalb abzugeben veranlaßt:

1) Verräth sein ganzer Habitus ein in bedeutendem Grade krankhaft ergriffenes Nervensystem, mit gleichzeitiger Störung in den Functionen wichtiger Verdauungsorgane. Nur hiedurch wird es erklärbar, wie bei einem jungen, kaum sechs und zwanzigjährigen Manne, ohne erbliche Anlage, oder sonstige dazu besonders disponirende Ursachen, lästige Hämorrhoidal-Beschwerden sich so häufig zeigen können. Läßt sich zuvor die

an Pflege und ärztlichem Beistande umkommen zu lassen. E. K. Maj. Selbst drangen deshalb in Berlin auf meine Freilassung; also thue ich sicherlich keine Fehl-

---

weitere Ausdehnung dieser Leiden und ihr verderblicher Einfluß auf die Gesammtorganisation bei fortschreitendem Alter, selbst unter günstigen Verhältnissen, nicht mit Gewißheit im Voraus bestimmen; so möchte es doch wohl keinem Zweifel unterliegen, daß sich von diesem Zustande, bei einem von Jugend auf zu krankhafter Reizbarkeit des Nervensystems geneigten Manne, dessen wichtigste, vollkommnerer körperlichen Ausbildung bestimmte, Lebens-Epoche eine lange Reihe der traurigsten Ereignisse trübte, bei längerer Fortdauer der letzteren, nur eine noch gestörtere Gesundheit für die Zukunft erwarten lasse.

2) Von noch größerer unmittelbaren Wichtigkeit ist in dieser Beziehung eine bedeutende Balggeschwulst am Hinterhaupte, welche innerhalb vier Jahre zu ihrer gegenwärtigen, beinahe faustgroßen Ausdehnung herangewachsen ist. Wollte man auch, gegen alle Wahrscheinlichkeit und Analogie, annehmen, daß diese After-Organisation bereits die Gränzen ihres Wachsthums erreicht habe, so muß dennoch ihr anhaltender Druck auf die benachbarten, in jeder Hinsicht so wichtigen, Knochen und Weichgebilde, so wie auch die, wenn auch noch so langsame, Entmischung der in ihr enthaltenen krankhaften, seit so langer Zeit staginirenden Stoffe, mehr oder weniger nachtheilig sein. Auffaugung der benachbarten Knochen ist unter diesen Umständen sehr gewöhnlich. Schleichende chronische Entzündungen der nahe liegenden Theile können sich hier so leicht dem Gehirne und Rückenmarke mittheilen, und können oft dann erst erkannt werden, wenn jede Rettung schwer, wo nicht ganz unmöglich ist. Wie leicht ist es möglich, daß, be-

bitte, wenn ich mir erlaube, E. K. Maj. auf das dringendste zu ersuchen, mir zu gestatten, nach Kopenhagen zu kommen. Die Operation ist gefährlich, und in Ko=

---

sonders bei einem so nervenschwachen und reizbaren Subjecte, durch geringfügig scheinende Gelegenheits=Ursachen, eine rheumatische Entzündung sich in den krankhaften Umgebungen dieser Geschwulst fixire, und die große Gefahr einer hitzigen Gehirn=Entzündung plötzlich herbeiführe. Oft ist es auch der Fall, daß, ohne wahrnehmbare Veranlassung, die krankhafte Vegetation solcher Geschwülste plötzlich in dem Grade gesteigert wird, daß bloß ihr mechanischer Druck auf die Blutgefäße und Nerven des Halses einen tödtlichen Schlagfluß herbeiführen kann. Es ist daher

3) die baldige Ausrottung dieser Geschwulst dringend nothwendig, obgleich

4) diese wichtige, und selbst unter den günstigsten Außenverhältnissen stets bedeutende Operation, nur bei gehöriger Gemüthsruhe und sorgsamster Verpflegung unternommen werden darf, wenn man sich nicht den Vorwurf machen will, durch dieselbe, selbst wenn sie mit größter Geschicklichkeit und Umsicht ausgeführt wird, eine Reihe höchst bedenklicher Nebenzufälle herbeigeführt zu haben, die bei nervenschwachen Subjecten sich ohnedies nicht immer verhüten lassen.

Hamburg, den 30sten October 1825.

(L. S.) Leo Wolff,
Med. et Chir. Dr.

Am 27. October d. J. erschien, unter polizeilicher Begleitung, Herr Ferdinand Johannes Wit bei mir, und verlangte ein Gutachten über eine an seinem Hinterhaupte befindliche Geschwulst, mit der Bemerkung, daß ihm solche von Zeit zu

penhagen finde ich geschickte Chirurgen, so daß ich einen glücklichen Erfolg hoffen kann. Mein Leben ist in der Hand E. K. Maj. In Friedrichsort, einem feuchten, ungesunden Orte, wo alle ärztliche Hülfe, alle Aufheiterung des Geistes fehlt, die mir nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Aerzte unerläßlich ist, werde

---

Zeit lästiger werde, und daß es ihm scheine, als habe sie sich seit kurzem bedeutend vergrößert, wenigstens müsse er hinzufügen, daß ihm die freie Bewegung des Kopfes zeither beschwerlicher wie vormals sei, ihm selten Nachtruhe gönne, und er sich im Ganzen deshalb sehr unwohl fühle.

Nach aufmerksamer Besichtigung finde ich diese Geschwulst um so bedeutender, da das Hinterhauptsbein sich ebenfalls in einem so krankhaften Zustande befindet, und ich würde sehr zu einer augenblicklichen Operation rathen, wenn es zur Möglichkeit gehörte, ihn in ein Hospital, oder anderweitig unterzubringen, wo er mit allen Bequemlichkeiten versehen werden könnte, welche eine so ernsthafte Operation um so dringender erfodert, da auch der geschickteste Wundarzt den Ausgang nicht zu verbürgen im Stande ist.

Uebrigens finde ich ihn jetzt nicht so geschwächt, wie er früherhin, seiner Angabe zufolge, gewesen sein dürfte, und füge nur noch hinzu, daß eine von erfahrener Hand unternommene Operation nicht lange mehr zu verschieben sei, damit anderweitige zu befürchtende Krankheits-Entwickelungen nicht auch dieses letzte Hülfsmittel ebenfalls vereiteln dürften.

Altona, den 30sten October 1825.

Dr. Woldemar Nissen,

(L. S.) Königl. Physicus und Professor, Ritter des Danebrog-Ordens ꝛc.

ich es unmöglich lange aushalten können, ohne unheilbar zu erkranken.«

»Altona, am 2ten November 1825.

W. g. v. D.«

Es war sicherlich nicht die Absicht, meine Haft zu schärfen, sondern sie zu lindern gewesen, wenn man in Kopenhagen nicht den Grad [1]) derselben bestimmt, sondern nur im Allgemeinen, »zur einstweiligen sicheren »Aufbewahrung,« mich auf die Festung gesendet hatte. Der Commandant aber, ein alter Militär, der keine Lust hatte, mit genauer Beleuchtung der Verhältnisse sich seinen Kopf zu zerbrechen, glaubte die Anwendung ganz außerordentlicher Sicherheitsmaßregeln hierin angeordnet zu sehen, und hielt mich strenger, als je ein Gefangener sich in dortiger Haft befunden.

Da man in neuester Zeit mir öffentlich »mein, »mit teuflischer Frivolität angefülltes Leben in Frie»drichsort« vorgeworfen [2]), so bin ich dem Publico eine nähere Beschreibung des Scenischen schuldig. Friedrichs-

1) Es giebt nämlich im Königreiche Dänemark drei Grade der Festungsstrafen, von denen dann jedesmal Einer im Urtheile genannt ist. In meinem Falle war nun aber keine nähere Bezeichnung des Grades zulässig gewesen, weil meine Haft nicht Folge eines richterlichen Erkenntnisses war.

2) Vergl. die Vorrede zum ersten Bande meiner Fragmente.

ort ist ein kleines, in die Ostsee hinausgebauetes Fort, grade groß genug, um ein Dutzend Staatsgefangener mit dem zu ihrer Bewachung erforderlichen, circa fünffachen Personale zu beherbergen. Seitdem die Errichtung der heiligen Allianz das Geschütz auf den Wällen demontirt, und nur eine einzige Kanone zurückgelassen, die schwermuthsvoll in die See blickt, um ab und zu naseweise Schiffer, die der daneben aufgepflanzten Königlichen Flagge den Salut verweigern, mit einem halblauten Bumbs an ihre Schuldigkeit zu erinnern, seitdem, mit Einem Worte, England und Dänemark befreundet sind, darf ein ehemaliger Staatsgefangener wol ohne Eitelkeit behaupten, daß Friedrichsort nur ihm und seines Gleichen zu Ehren da ist.

Uebrigens hat die Veste Alles en miniature, was andere Festungen im Großen haben; sie hat einen Commandanten, der an der Spitze des Geniewesens steht, und zugleich oberster Richter ist; dieser hat wiederum einen Adjudanten, Capitän-Wachtmeister, Zeughausaufseher und Auditeur, Alles natürlich in Einer Person vereinigt. Alles ist so compendiös als möglich eingerichtet, der Postmeister ist zugleich Postbote, der Proviantverwalter Bäcker, der Doctor Apotheker, und der Cantor Schulmeister. Der Prediger allein ragt als einzig in seiner Gemeinde hervor, man müßte ihn denn

anders dadurch für doublirt ansehen wollen, daß die Bewohner des unter der Kirche befindlichen Kuh- und Schweinestalles es sich zur Pflicht gemacht zu haben scheinen, gerade bei den pathetischsten Stellen seiner Rede ihm in's Wort zu fallen.

Wie glücklich mein Vaterland ist, und wie frei von aller politischen Unzufriedenheit seine Bewohner sind, wurde mir hier am besten klar, wo man nie etwas von Demagogie gehört, und den Demagogen mit dem Pädagogen verwechselte, ein Irrthum, der dem neu eingeführten wechselseitigen Unterrichte des Cantors gefährlich zu werden drohete.

Wie mir hier, hinter eisernen Gittern und drei Thüren verschlossen, zu Muthe war, brauche ich nicht zu sagen. Beiliegendes Zeugniß spricht meinen Zustand aus.

»Unaufgefordert, bloß meine Pflichten als Arzt berücksichtigend, sehe ich mich veranlaßt, nachstehenden Bericht über den gegenwärtigen Krankheitszustand des, auf Allerhöchsten Befehl sich in hiesiger Festung aufhaltenden Herrn F. J. Wit abzufassen:

Benannter Herr F. J. Wit trägt schon seit Jah-

ren an der linken Seite des Hinterhauptes eine faust=große Balggeschwulst (tumor cysticus), dessen Ent=fernung nur durch eine chirurgische Operation möglich ist. Diese Operation, die schon längst hätte vorgenom=men werden müssen, ist jetzt um so dringender ange=zeigt, da die Geschwulst in der letzten Zeit merklich zu=nimmt, und durch Druck und Spannung Zufälle her=vorbringt, die auf das psychische und körperliche Befin=den des Patienten im Allgemeinen bedenkliche Wirkun=gen äußern, die er früher nicht wahrgenommen hat. Eine solche Operation aber, deren Bedeutung in diesem Falle nicht mit Gewißheit vorher zu bestimmen, und deren Folgen, vorzüglich bei einer, durch viele körperliche und psychische Leiden krankhaft erhöheten Reizbarkeit des Nervensystems, nie zu berechnen sind, darf, nach meiner Ueberzeugung, nur nach einer, auf das Allge=meinleiden des Organismus kräftig einwirkenden Vor=bereitungscur, und unter günstigen Umständen hinsicht=lich der Ruhe des Körpers und der Seele, vorgenom=men werden; auch ist es eine Hauptbedingung für den glücklichen Ausgang der Operation, daß das Wirken des Arztes durch keine andere Rücksichten gehemmt werde, daß ein passendes Local, die gehörige Pflege m. m. dem Kranken dargeboten werden können, daß überhaupt die ganze Lage des Patienten weder auf sein psychisches

noch körperliches Wohlbefinden unangenehme Einwirkungen zuläßt. Dies Alles ist aber in der gegenwärtigen Lage des Herrn Wit gerade umgekehrt der Fall, und nie würde ich, auch mit Zustimmung des Patienten, unter gegenwärtigen Verhältnissen eine Operation vornehmen, die Männer von allgemein anerkannten Verdiensten und ausgebreitetem Ruhme, unter vielleicht günstigeren Umständen verweigerten. Ich fühle mich daher verpflichtet, recht dringend darauf anzutragen, daß Herr F. J. Wit so bald als möglich in ein mit den nöthigen Bequemlichkeiten versehenes Hospital gebracht werde.

Friedrichsort, den 24. November 1825.

Stein,
Garnisons-Chirurg.«

Dies wirkte; man wollte doch nicht einen Justizmord auf dem Gewissen haben, und am 11. December 1825 kam der Befehl, mich auf freien Fuß zu setzen. Doch zuvörderst mußte ich, bei Verlust meiner Ehre und meines guten Leumundes, angeloben, dem Holstein-Lauenburgischen Obergerichte in Glückstadt von jeder Veränderung meines Aufenthaltsortes Kunde zu geben, und mich auf Verlangen bei selbigem zu sistiren.

Ich zeigte hierauf Schleswig als den von mir erwählten Aufenthaltsort an, und ging dahin ab. Nach drei Wochen führten mich Geschäfte nach dem sieben Meilen davon entfernten Kiel, wo ich die Gelegenheit ergriff, dem gerade anwesenden Kanzler und den Räthen des genannten Gerichts meine Aufwartung zu machen. Hievon das Obergericht in Kenntniß zu setzen, fiel mir nicht ein; unter Aufenthalt glaubte ich das Domicilium verstanden zu wissen, und diese meine, von allen Rechtskundigen getheilte Ansicht, erhielt die factische Bestätigung des Gerichts dadurch, daß man mir die unterlassene Anzeige dieser kleinen Reise späterhin nicht zum Vorwurfe machte.

Vierzehn Tage verweilte ich in Kiel, und kehrte dann wiederum nach Schleswig zurück. Sechs Wochen später riefen Geschäfte mich nach Hamburg, und da meine Abwesenheit von Schleswig dieses Mal nur acht Tage währen sollte, konnte es mir noch minder in den Sinn kommen, die beabsichtigte Reise dem Obergerichte anzuzeigen.

Zur bestimmten Zeit war ich wieder zurück, und da der herannahende Frühling und meine neu erwachende Lebenskraft der Operation ein günstiges Resultat zu verheißen schienen, beschloß ich, deshalb nach Kopenhagen zu gehen. Ungewiß, ob eine solche Entfer-

nung, die leicht mehrere Wochen, ja Monate währen konnte, nicht, obschon ich meine Wohnung in Schleswig behielt, als Aufenthaltsveränderung betrachtet werden könnte, beschloß ich, der Sicherheit wegen, das Obergericht davon in Kenntniß zu setzen.

Am Sonntage, den 16. April, kam ich in Kopenhagen an. Bevor ich aber noch dem Könige aufwarten, oder einen Arzt consultiren konnte, erließ die dortige Canzlei den Befehl, mich zu verhaften, und augenblicklich als Gefangenen nach Glückstadt zu transportiren. Der Grund war eine so eben eingegangene Anzeige des Obergerichtes, wodurch ich eines Bruchs meines eidlichen Reverses beschuldigt worden.

Vergebens bat ich um die Vergünstigung, nur einige Tage noch zu verweilen und einen Arzt consultiren zu dürfen. Der Befehl lautete auf augenblickliche Verhaftung, und am folgenden Tage schon wurde ich unter polizeilicher Begleitung abgeführt. Es sollte mir leid thun, wenn hiernach auch nur der leiseste Vorwurf den Vollstrecker der Befehle, den Polizei-Director der Hauptstadt, Etatsrath Kierulf, zu treffen schiene. Unmöglich kann man harte Anordnungen auf mildere Weise ausführen, als er es gethan. Er fühlte, wie hart es sei, einen Kranken, der endlich dem ersehnten Ziele der Heilung sich nahe glaubt, eine Reise von

circa 90 Meilen im Verlaufe von sechs Tagen machen zu lassen, da doch durchaus kein periculum in mora war. Aber er konnte Nichts, als gehorchen.

Kaum in Glückstadt angekommen, wurde ich au secret gesetzt, d. h. ich durfte keine freie Luft schöpfen, mit Niemand sprechen, noch weniger einen Rechtskundigen consultiren. Ich übergab darauf unterm Datum des 21. April nachstehende Erklärung, die in so weit berücksichtigt wurde, als eine Commission, aus zwei Mitgliedern des Gerichts, den Etatsräthen von Schirach und Schmidt, und dem Canzlei-Secretär Nickels bestehend, niedergesetzt wurde.

»Einem Hohen Obergerichte hat Endes-Unterzeichneter Nachstehendes vorzutragen die Ehre.«

»Montags früh langte bei der Schleswig-Holst.-Lauenb. Canzlei das Schreiben eines Hohen Obergerichtes an, in welchem selbiges meine sofortige Verhaftung und Hieherbringung requirirte. Der Etatsrath Kierulf erhielt demgemäße Instructionen, und sogleich am folgenden Morgen verließ ich unter Begleitung Kopenhagen, und langte gestern hier an.«

»Wie nachtheilig eine also erneuerte Verhaftung

auf mein gereiztes Nervensystem, wie schädlich eine, also präcipitirte Reise auf meinen kranken Körper wirken mußte, brauche ich wol nicht erst zu erwähnen. Endlich war der Augenblick gekommen, wo die günstigere Jahreszeit und eine stärkende Vorbereitungscur mich in den Stand gesetzt hatten, mich einer sehr bedeutenden Operation zu unterziehen. Dies ein Hauptgrund, weshalb ich nach Kopenhagen ging, und man zwingt mich, schon nach einem Aufenthalte von Einem Tage, ohne auch nur einen Arzt consultiren zu können, ohne, wie ich so sehr gewünscht, Sr. Majestät, Unserem Könige, meine Aufwartung gemacht zu haben, wieder abzureisen.«

»Die Dringendheit der Requisition des Obergerichtes machte, so sagte man mir, jede Bitte um Aufschub unthulich. Das Vergehen, wodurch ich diese so strenge Maßregel provocirt habe, besteht darin, daß ich, ohne es anzuzeigen, eine kleine Tour von acht Tagen nach Hamburg gemacht. Vielleicht bin ich noch strafbarer, als ein Hohes Obergericht geglaubt. Denn es war kein Vergessensfehler, welcher hiezu der Grund. Nein, ich glaubte, es liege gar nicht in meiner Verpflichtung, ein Hohes Obergericht mit langweilenden Anzeigen von einer jeden kleinen Abwesenheit von Schleswig zu belästigen. Ich glaubte — und sonst, dachte

ich, würde man mir wol die Verpflichtung auferlegt haben, ex parte ante und bittweise die Anzeigen zu machen — ich glaubte, den Sinn meines Reverses erfüllt zu haben, indem ich den Advocaten Reiche in Schleswig ersuchte, Alles, was möglicher Weise an mich gelangen könne, mir par Estafette zu übersenden. — Ich habe mich geirrt; allein selbst ein Hohes Obergericht wird mir das Zeugniß nicht verweigern, daß keine bösliche Absicht zum Grunde gelegen, und daß mein Irrthum schwer genug gestraft worden.«

»Wenn schon mir die Art der mir neuerdings gewordenen Verhaftung, wie auch der dieselbe veranlassende Grund höchst schmerzhaft, so ist es diese selbst hingegen durchaus nicht. Im Gegentheile ist einer meiner sehnlichsten Wünsche hiedurch erfüllt worden, ein Wunsch, welchen ich schriftlich und mündlich Sr. Majestät, dem Könige, wie auch der Deutschen Canzlei vorzutragen gesonnen war. Bin ich schuldig, so verfährt man viel zu milde gegen mich, indem man mir eine bedingte Freiheit wieder gegeben; bin ich aber unschuldig, so verfährt man viel zu strenge. Während meiner vieljährigen Haft habe ich noch nie um meine Freilassung gebeten, sondern stets nur auf rechtliche Erledigung meiner Sache gedrungen. Selbst

hier im Lande verhaftet, schrieb ich unterm Dato des 1sten Nov. 1825 an Se. Königl. Majestät:

»Ich flehe Ew. Majestät an, die strengste und gerichtliche Untersuchung gegen mich, unter HöchstDero Augen, veranstalten zu lassen. Vier volle Jahre bringe ich schon im Kerker zu, allein willig erbiete ich mich, noch vier andere Jahre darin zu verharren, wenn dieses nur dazu dienen kann, E. K. M. zu beweisen, daß keiner AllerhöchstDero Unterthanen, und am wenigsten ich, jemals seine Pflichten gegen Seinen König und Sein Vaterland vergessen.«

»Meiner geschwächten Gesundheit ungeachtet, hätte ich nie Friedrichsort unter Bedingung der Ausstellung eines Reverses verlassen, wenn ich nicht geglaubt, die Regierung beobachte hiemit nur eine Formalität, um sich nicht dadurch scheinbar ein Démenti zu geben, daß sie den Menschen, den sie so eben in der allerengsten Haft noch hielt, gleich darauf ganz und gar auf freien Fuß stelle.«

»Aus der großen Wichtigkeit indessen, welche man auch auf die unbedeutendste Verletzung dieser Maßregel legt, erkenne ich, daß ich mich geirrt haben muß, und daß man somit glaubt, es sei allerdings noch denkbar, daß sich, im Laufe der Untersuchungen, noch wichtige, mich inculpirende Facta ergeben könnten.«

»Ich erlaube mir daher, mit aller schuldigen Ehrerbietung und Bescheidenheit, zugleich aber auch mit Bestimmtheit meinen Entschluß auszusprechen, meine Freiheit nicht wieder ohne zuvorgegangenes Urtheil anzunehmen.«

»Ich bin weit entfernt, mein ganzes früheres politisches Treiben vertheidigen zu wollen; allein dafür habe ich durch jahrelange Leiden schwer genug gebüßt, und man beweise mir auch nur eine einzige Handlung, welche eine bestimmte Rechtsverletzung enthält.«

»Das Publicum denkt, ich danke der Protection meine Freiheit; die infamsten Gerüchte, selbst von bedeutenderen, die Verhältnisse anscheinend kennenden Männern in Umlauf gebracht, bestehen, als verdanke ich in Preußen gemachten Revelationen meine Freiheit. Dies muß aufhören, meine Handlungen scheuen keinesweges das Licht, meine Sache bedarf nicht des Dunkels, worin man sie zu begraben strebt. — — — — — — Ich scheue gar nichts, Alles in meiner Sache Geschriebene ist mir bekannt. Ich fühle wohl die unangenehmen Conflicte, in welche die Regierung hiedurch gerathen kann, allein mein Schicksal muß sich entscheiden. Ich mag nicht dem Käfer gleichen, dem man auch eine Art von Freiheit giebt, wenn man ihn, mit einem Faden am Beine, umherflattern läßt.«

»Der König ist zu gerecht, um mir dieses mein Verlangen zu verweigern; und ob andere Regierungen dieses gern sehen, darauf wird es hier hoffentlich nicht ankommen.«

»Ich ersuche nur noch ein Hohes Obergericht schließlich, meinen baldigen Transport nach der Festung zu verordnen, indem ich sogleich einen Arzt dahin kommen und mich operiren lassen werde, weil die Schmerzen unerträglich werden, und ich nur durch Opiate einige Linderung bekomme. Wie die Operation, unter so ungünstigen Verhältnissen, ausfallen wird, kann wol kaum zweifelhaft sein, um so mehr, wenn ein Hohes Obergericht aus den beifolgenden Attestaten ersehen will, was die Meinung eines der ersten Chirurgen Europa's hierüber schon vor einem Jahre war, und wie das unaufgeforderte Gutachten des Festungs-Arztes lautet.«

Den Herren Commissarien, die, weit entfernt, von meinem entsetzlich aufgeregten Zustande einen Vortheil behufs der Inquisition ziehen zu wollen, mich auf jede Weise zu beruhigen suchten, schulde ich die öffentliche Erklärung meines Dankes.

Nachstehendes übergab ich fünf Tage später ad protocollum:

»Der, Bezugs meiner, angeordneten Hohen Königlichen Commission fühle ich mich nachfolgende Vorstellung zu machen, gedrungen.«

»Der Grund meiner, in Kopenhagen vorgenommenen Verhaftung und Hieher-Transportirung beruht, wie eine Hohe Commission mir zu erkennen gegeben, auf dem Facto, daß ich, ohne vorhergegangene Anzeige, von Schleswig nach Hamburg gereis't bin; dies Factum ist unbestreitbar, und ich habe keinen einzigen Entschuldigungsgrund anführen mögen, als meine moralische Schuldlosigkeit. Auch glaube ich selbst in diesem Momente noch nicht, dem Sinn der mir auferlegten Verpflichtung zuwider gehandelt zu haben; den Worten handelte ich indessen allerdings zuwider, und da es sich hier (wie ich zu meinem größten Schmerze durch die unangenehmen Folgen erkenne) um die wörtliche Erfüllung der Verpflichtung handelte, so kann ich nur bedauern, daß diese mir vorgeschriebene Verpflichtung etwas vague abgefaßt gewesen, und zwar so vague, daß ich dem Sinne derselben geradezu hätte entgegen handeln können, indem ich doch den directen Worten Genüge leistete. Ich hätte die größte Reise in einen andern Welttheil vornehmen können,

wenn ich nur in dem Momente, wo ich die Reise angetreten, das Obergericht von dem Orte, wo ich mich hinbegäbe, in Kenntniß gesetzt hätte, und von dort, sobald als ein desfallsiges Ansinnen an mich gelangt, wieder zurückgekehrt wäre. «

» Mir war aufgelegt worden, das Obergericht von einer jeden Veränderung meines Aufenthaltes in Kenntniß zu setzen; wäre der Beisatz gewesen, daß ich meinen Aufenthalt nicht verändern dürfe, ohne das Obergericht zuvor davon in Kenntniß gesetzt zu haben, dann wäre allerdings mein Betragen strafbarer. Allein jetzt erlaube man mir, das Factische genau zu erörtern, so weit mein, allerdings durch vielfache Leiden zerrüttetes Gedächtniß es zuläßt. «

» An dem Char-Freitage (ni fallor) reis'te ich in aller Frühe von Schleswig ab, und war am Sonnabend in der nächsten Woche wieder zurückgekehrt. Die Reise war keine Folge einer lange zuvorgegangenen Deliberation, denn, wenn ich seit längerer Zeit schon die Absicht gehabt, vor meiner Operirung meinen bejahrten und sehr kränklichen Großvater zu besuchen, so bestimmte ich mich, wie ich durch Zeugen beweisen kann, erst am Tage zuvor zu dieser schleunigen Abreise. Die Hamburger Post, mit der ich also meine Reise anzeigen gesollt, geht aber erst Montag Mittags von Schleswig

ab, und kommt hier am Dienstage an. Hätte das Obergericht mir also irgend eine Citirung oder sonst etwas zukommen lassen wollen nach Hamburg, so hätte dies erst mit der Post Statt finden können, welche am Donnerstage von hier abgeht, und am Freitage in Hamburg anlangt. Am Freitage aber hatte ich Hamburg schon wieder verlassen.«

»Es hatte also gar kein Retard aus meiner nicht angezeigten Abwesenheit Statt finden können, denn der Advocat, Herr Reiche in Schleswig, hatte den Auftrag, mich augenblicklich von Allem, was etwa in dieser Beziehung an mich gelange, in Kenntniß zu setzen. Lediglich dieser Glaube, daß eine solche Anzeige ganz unnütz und zwecklos sein würde, hat mich abgehalten, dieselbe zu machen. Auch glaubte ich, daß unter dem Ausdrucke: Aufenthaltsveränderung, keinesweges eine kleine Tour von einigen Tagen, sondern ein längeres Entferntbleiben zu verstehen. Demgemäß ermangelte ich nicht, ein Hohes Obergericht von meiner Reise nach Kopenhagen pflichtmäßigst in Kenntniß zu setzen. Denn, wenn Aufenthaltsort etwas anderes als dermaliger Wohnort hieß, so machte mich jede, noch so kleine Reise von Schleswig schon schuldig und strafbar.«

»Etwas Anderes noch wäre denkbar, wenn es in

unserm Lande eine geheime Polizei gäbe; alsdann könnte es dem Obergerichte wichtig sein, auch von der kleinsten Entfernung in Kenntniß gesetzt zu werden, um über mich und mein Benehmen an den betreffenden Orten Erkundigungen einzuziehen; allein, Wohl unserm Lande, wo eine solche Supposition eine zwiefache Beleidigung für Volk und Fürsten enthalten würde, denn nur da, wo gegründetes Mißtrauen, wo Zwietracht zwischen der Regierung und den Regierten, nur da ist eine geheime Controle nöthig und möglich.

»War es übrigens ein strafwürdiges Vergehen, daß ich auf acht Tage nach Hamburg gegangen, so verdient es noch größere Strafe, daß ich mich, ohne es dem Obergerichte anzuzeigen, während des Umschlages vierzehn Tage in Kiel aufhielt.«

»Und konnte ich mich nicht dazu berechtigt glauben, ohne Anzeige jene kleine Tour zu unternehmen, nachdem man mir wegen dieser größern, welche dem Obergerichte zur Genüge bekannt worden, keinen Vorwurf gemacht?«

»Ich habe dieses Alles nur vorausgesendet, um zu zeigen, wie ich moralisch schuldlos bin, wie mein ganzes Vergehen (?) daraus entsprang, daß ich den Sinn meiner eingegangenen Verpflichtung nicht gehörig gefaßt habe, welche Verpflichtung selbst nicht be-

stimmt genug ausgedrückt war. Denn daß ich bei Unterlassung der Anzeige keine böse Absicht gehabt habe, ist evident; etwas Doloses wird kein Mensch supponiren.«

»Ich komme jetzt, erst nachdem ich jeden Gedanken, als hätte ich einen entehrenden Wortbruch begangen, widerlegt zu haben glaube, auf diejenige Beschwerde, welche ich mir einer Königlichen Commission ehrerbietigst vorzutragen erlaube. Vielleicht irre ich mich, und wessen Irrthümer sollten wol leichter Vergebung erwarten können, als die eines Menschen, der seit seiner frühsten Jugend schon ein Spielball der unglücklichsten Schicksale gewesen, und dem niemals noch ein Hoffnungsbild sich zeigte, ohne daß es alsbald wie eine trügerische Seifenblase, bei näherm Erfassen, wieder zerging!«

»Ich muß allerdings in den Augen des Obergerichts, und somit des Gesetzes, ein bestimmtes Vergehen begangen haben; denn sonst wäre jene scheinbar harte oder strenge, sicherlich aber drückende Maßregel nicht erklärlich, daß man mich, kaum in Kopenhagen angelangt, verhaftet hieher sendet, ohne mir einen kurzen Aufschub zu gestatten, um Sr. Majestät meine Aufwartung zu machen, und mit den Aerzten über die täglich dringender werdende Operation des, an meinem Hinterkopfe befindlichen faustgroßen tumor cysticus zu

reden. In sechs Tagen machte ich die Reise von Schleswig nach Kopenhagen, und von da wieder hieher, krank, elend wie ich bin.«

»Hierüber klage ich nicht, wie hart es mir auch fällt, ein unabsichtliches Vergehen so schwer zu büßen. Allein meine hiesige, jetzt schon sieben Tage währende Haft, und die Art derselben, die ist es, welche mir Grund zu meiner (vermeintlichen?) Beschwerde giebt. Habe ich durch Unterlassung meiner Anzeige das Gesetz verletzt, so verdiene ich Strafe, und bin weit entfernt, um Aufhebung oder Milderung derselben zu bitten. Allein die Haft, welche ich jetzt erleide, kann unmöglich diese mir zukommende Strafe sein, denn mir ist noch kein Urtheil gefällt. Meine Verhaftung kann demnach nur als eine provisorische Maßregel anzusehen sein, um meine zur Stelle-Bleibung zu sichern. Allein abgesehen davon, daß gar kein Grund denkbar, weshalb ich entfliehen sollte, abgesehen davon, daß ich Caution zu stellen erbötig, abgesehen davon, daß eine jede Verhaftung (als provisorische Maßregel) stets nur als ein Uebel zu betrachten, weil es immer eine Strafe vor gefälltem Urtheile ist, die stets einen Unschuldigen trifft, weil wir selbst den in flagranti Ertappten noch nicht schuldig nennen dürfen, ehe ihm sein Urtheil gefällt worden; abgesehen von diesem Allen,

meine ich, daß meine Haft zu strenge; denn aller Freundlichkeit des Locals unerachtet, bin ich im strengsten Sinne des Wortes au secret, d. h. ich darf keinen Besuch annehmen, nichts Geschriebenes, ohne daß es vorher gelesen, absenden oder empfangen, und keine frische Luft schöpfen. Ich kann mir Nichts, gar Nichts denken, was eine solche Strenge nöthig macht. Wäre eine epinöse Untersuchung gegen mich anhängig, welche großes Geheimniß erforderte, dann könnte ich mir eine solche Maßregel erklären; wäre diese Art der Haft mir als Strafe durch Urtheil und Recht bestimmt worden, so würde ich mich ohne Murren derselben unterziehen; allein so scheint sie mir unerklärlich. — — — — —«

»Ich erlaube mir daher, auf das dringendste den Wunsch auszusprechen, baldigst von hier wegzukommen, und nach der Festung gebracht zu werden, oder, wenn das Obergericht sich zu Letzterem nicht für befugt hält, mir Hausarrest zu geben, auf das schleunigste aber eine finale Resolution zu fassen, da die Reise dermaßen schädlich auf meinen Hinterkopf gewirkt, daß ich es kaum vor Schmerzen aushalten kann, und die Operation durchaus bald Statt finden muß. Wie sehr im Uebrigen mein Gesundheitszustand gelitten, in welcher schrecklichen Abspannung sich mein ganzes Nervensystem befindet, darüber berufe ich mich auf das Zeugniß des

hier mich besuchenden Arztes, des Doctor Boysen. Es kann unmöglich die Absicht des Obergerichts sein, durch Zögern meine krankhafte Reizbarkeit so zu steigern, daß sie, mir alle Besinnung raubend, mich zu Extremen führt, die ich nur bereuen könnte.«

»Niemals hätte ich meine Freilassung in Friedrichsort, unter Ausstellung eines solchen Reverses, angenommen, wenn ich ahnen gekonnt, das dieses der Sinn sei. Wie schon gesagt, ich hielt den Revers, vague abgefaßt, wie er es war, für eine Formalität, damit es dem Publico nicht auffalle, wenn es dasselbe Individuum, welches man heute mit unglaublicher Strenge und Vorsicht, als ein höchstgefährliches Subject, in einer Festung bewacht, morgen (ohne daß irgend ein Verhör vorgenommen) ganz auf freien Fuß gesetzt sähe. Hätte man mich nicht verhaftet, so würde ich selbst meine Verhaftung verlangt haben; denn ich will nicht den Schein haben, als verdanke ich der Gnade oder Güte irgend eines lebenden Wesens meine Freilassung. Entweder man stelle eine gerichtliche Untersuchung gegen mich an, und fälle demgemäß mein Urtheil, oder, wenn man das wegen Abgangs aller puncta criminalia nicht kann, man setze mich ganz auf freien Fuß; allein diesen Zwitterzustand ertrage ich nicht. Mögen Andere immerhin meine ge-

richtliche Untersuchung zu scheuen haben; ich habe es nicht. Ich wünsche die allergrößte Oeffentlichkeit in meiner Sache, denn diese wird beweisen, daß, so vielfach ich auch aus Leidenschaftlichkeit und Hang zur πολυπραγμοσυνη gefehlt haben mag, ich doch, mit Aufopferung jedes egoistischen Gefühles, stets nur das that, was ich dem Ganzen für zuträglich hielt.«

»Man kennt weder hier, noch in Kopenhagen, noch in Mainz meine Angelegenheit; überall hat man nur castrirte Acten. Mainz ahnt dieses wohl, und daher denn auch jene ténacité, mit der es stets mich festzuhalten bemüht gewesen. Einige Andeutungen wird eine Hohe Commission finden, wenn sie gütigst jenes drei Finger dicke lithographirte Folio-Referat des Herrn Pfister, Badischen Mitgliedes der Central-Untersuchungs-Commission, durchsehen und, in Bezug auf dasselbe, die mit mir hierüber vom Hofrathe Falkenberg in Berlin abgehaltenen Verhöre vergleichen will. Ganz gegen das Ende des lithographirten Referates — — — — — — ferner ist ein Französisches Schreiben an den Grafen von Bubna im Auszuge darin vorhanden, worin der revolutionären Bestrebungen des Königs von — — —, im Jahre 1820, 1821, seiner geheimen Agenten ꝛc. gedacht wird. Man vergleiche doch hiezu die mit mir von § zu § vorgenommenen Verhöre; warum fin-

det sich über diese so wichtigen, mich inculpirenden Gegenstände kein einziges Wort?! Warum habe ich es für unnöthig gehalten, mich über so schwere, officiell gegen mich ausgesprochene Anschuldigungen zu verantworten, und warum hat man sich begnügt, wenn ich erwiederte: Hierüber brauche ich mich nicht zu äußern. Ich will, ich brauche keine Art von Gnade, ich verlange nur strenges Recht, und mag man, wenn mein geschwächter Körper es anders aushält, mich noch zwanzig Jahre in allen möglichen Cachots herumzerren. Aus Delicatesse, um die Regierung in keine unangenehme Conflicte mit andern Mächten zu bringen, begnügte ich mich mit meiner bedingten Freiheit. Allein jetzt, wahrlich, jetzt thue ich es nicht mehr.«

Endlich wurde mir, in der ersten Hälfte des Monats Mai, meine Freiheit, d. h. ich mußte tausend Thaler Caution stellen, daß ich an einem bestimmten Orte verweilen wolle, und mich dem Erkenntnisse des Obergerichtes zu submittiren versprechen. Letzteres verstand sich, meines Bedünkens, von selbst, da ich, nach hiesigen Rechten, keine Instanz hatte, an welche ich appelliren konnte; dasselbe Gericht, welches als administrative, oder

höchste polizeiliche Behörde die Anzeige gegen mich beschafft und die Anklage erhoben hatte, wandelte sich dann in das oberste Criminal-Gericht um, und fällte in erster und letzter Instanz das Urtheil.

In ein Dorf zurückgezogen, arbeitete ich jetzt meine fernere Vertheidigung aus, und hoffte, nach Uebersendung derselben, fest, daß das Obergericht, das Zweideutige in den Worten des Reverses einsehend, und als legale Entschuldigung erachtend, die erlittene Haft u. s. w. mir als genügende Strafe anrechnen werde *). Anstatt dessen wurde mir unterm 13. Juli die Sentenz des Ober-Criminalgerichtes eröffnet, wodurch ich »wegen Verletzung des unter Verlust meiner »Ehre und guten Leumundes ausgestellten Reverses, »imgleichen wegen gedachter Provocation zum Zwei»kampfe, zu einer sechsmonatlichen Festungsstrafe zwei»ten Grades« verdammt wurde.

Jeden Anderen würde dies strenge Erkenntniß aufs

---

*) Bemerken muß ich hiebei, daß bei der ganzen Untersuchung noch ein zweiter Anklagepunkt zum Grunde lag, der nämlich, daß ich versucht hätte, einen gewissen Grafen N. N., bei Gelegenheit meiner Anwesenheit in Hamburg, dazu anzureizen, mich zu fordern. Da dies Vergehen indessen nicht in die Kategorie der Todsünden gehört, lasse ich meine desfallsige Vertheidigung weg, hauptsächlich jedoch aus Achtung vor der Familie des gedachten Grafen.

schmerzlichste verletzt haben; mich nicht. Die Festung kam mir erwünscht, denn die kurze Zeit, die ich auf freien Füßen zugebracht, machte mich nach längerer eben nicht lüstern. Ueberdies hoffte ich, durch die erneuerte Haft in integrum restituirt zu werden, d. h. der Verbindlichkeit jenes unglücklichen Reverses entübrigt zu sein. Die Abfassung der Sentenz ließ jedoch den minder Unterrichteten mit Recht vermuthen, ich hätte meinen Eid gebrochen. Deshalb erklärte ich dem Obergerichte, wie ich der über mich verhängten Strafe mich willig submittiren würde, wenn es nur das Urtheil dahin erklären wolle, daß es von einer culposen, nicht aber dolosen Verletzung des Reverses zu verstehen sei.

Da mir hierauf keinerlei Bescheid wurde (wie selbiger mir denn auch im gegenwärtigen Augenblicke noch nicht geworden ist), so machte mich ein rechtskundiger Freund darauf aufmerksam, daß mir noch das remedium supplicationis ad Thronum freistehe. Wäre dies gleich nur ein Gnadenweg, so sei es doch leicht möglich, daß das Urtheil selbst reformirt werden könne, weil, nach Landesrechten, eine solche summarische Untersuchung nicht genügend sei, und der eigentlichen Verurtheilung eine eigentliche Anklage, die Fiscalisirung, vorausgehen müsse.

Das Obergericht bewilligte mir jetzt die erbetene

Frist, Behufs meiner, Höchsten Ortes einzureichenden Petition. Ich submittirte darauf, in Bezug auf die, mir für angebliche Provocation zum Zweikampfe gewordene Strafe, und fügte hinzu:

»Unmöglich kann mir die erbetene fiscalische Untersuchung verweigert werden, denn die Defensionsschrift, die ich beim Obergerichte einreichte, war lediglich pro avertenda inquisitione speciali. Sonst würde ich sie einem Rechtskundigen anvertrauet haben. Der Weg der Gnade blieb mir freilich immer offen, aber der ist in solcherlei Fällen eigentlich nichtig. Denn mein Allergnädigster König selbst kann, im Wege der Gnade, mir nicht wieder geben, was das Obergericht mir so leichthin, im Wege des Rechtes, entzogen hat. Nur eine gründliche fiscalische Untersuchung kann es beweisen, daß ich nie meineidig gewesen, daß ich stets auf das gewissenhafteste bemüht gewesen, meiner Verpflichtung nachzuleben, und daß, wenn ich denn culpose gefehlt, lediglich der zweideutige Ausdruck des Reverses daran Schuld war. — — — — — —

»Diese Festungsstrafe selbst schreckt mich keineswegs; nein, sie kommt mir erwünscht, denn es scheint fast, als ob ich nur in den Mauern der Kerker auf Ruhe und Schutz hoffen darf; auch kann dieselbe vielleicht dazu beitragen, mir, in Bezug auf meine eigentliche

Hauptsache, eine Entscheidung herbeizuführen, d. h. gerichtliche Untersuchung, oder Absolutorium.«

»Um den unzähligen, aus diesem Processe für mich erwachsenen und erwachsenden Unannehmlichkeiten und Kosten zu entgehen, würde ich mich gleich submittirt haben, wenn ich einen Verweis erhalten hätte wegen unterlassener Erkundigung nach dem eigentlichen Sinne des Reverses; ja, hätte das Obergericht es klar ausgesprochen, daß es meine (etwanige) culpa mit Festungsstrafe belege, so würde ich selbige ohne Murren erduldet haben, denn ich hätte mich damit beruhigen müssen, daß culpa in hiesigen Landen mit arbiträrer Pön so schwer geahndet wird; aber jetzt bin ich gezwungen, um Aufhebung des Urtheils zu bitten, um nicht gezwungen zu werden, aus der Ruhe und Stille, worin ich lebe, hervorzutreten, und an das Publicum, diese höchste und letzte Instanz in Ehrensachen, zu appelliren.«

Der Bescheid hierauf war abschlägig; ich kam auf die Festung, und keinerlei nähere Bestimmung des zweideutigen Reverses ist mir geworden; es ist der Faden, an dem man den Käfer flattern, die Kette, an der man das Eichhörnchen umherspringen läßt. Das Ge-

schwätz meiner Feinde hat vielleicht manchen der Leser zu dem Glauben verleitet, meine Sinnesänderung habe mir goldene Früchte eingetragen, ich sei ein Günstling der Regierungen; was wird er aber sagen, wenn ich ihm darthue, daß ich in diesem Augenblick noch ein Gefangener bin, daß jene unselige Verpflichtung noch immer fortdauert, und eben so zweideutig wie je! Will das Gericht, so kann es mich jeden Augenblick wieder auf die Festung stecken lassen; denn es ist unmöglich, dem vielleicht hundert Meilen weit entfernten Gerichte von jedem Schritte und Tritte Rechenschaft abzulegen.

Zugegeben, daß es gedachtem Collegio, als Gerichte, nicht oblag, mir seine Verfügungen zu interpretiren, so war dies doch unstreitig Sache desselben, als höchster polizeilicher Behörde.

Als ich, nach meiner Freilassung von der Festung, Holstein verließ, schrieb ich, daß ich nach Berlin und Wien gehen würde, und diese vague Angabe, welche jede Citation im Grunde unmöglich machte, war genügend.

Da mir selbst aber daran lag, daß der Sinn des Reverses erfüllt werden könne, bat ich von Weimar aus darum, daß man mir die Angabe der Ortsveränderung erlasse; wohingegen der Ober- und Landgerichts-Advocat Reiche in Schleswig von mir in Stand gesetzt

werden solle, auf Befragen meinen jedesmaligen Aufenthaltsort genau anzugeben, und alle an mich ergehenden Ladungen mir zu communiciren.

Diese Bitte, die nur in meiner Gewissenhaftigkeit ihren Ursprung hatte, wurde abgeschlagen. Man wollte lieber die ganz unbestimmte, zwecklose Angabe von mir, wodurch man mich nach Willkühr und Belieben schuldig finden konnte, als jene bestimmte Hinweisung auf meinen Mandatar.

Da alle Aufforderungen der Billigkeit, mir rechtliches Verhör, oder meine völlige Freiheit zu vergönnen, unberücksichtigt blieben, oder, richtiger gesagt, am äußeren Einflusse scheiterten, beschloß ich, den eigentlich gesetzlichen Weg einzuschlagen. Ich rief demnach Folgendes in's Gedächtniß zurück: 1) Die Preußische Regierung habe erklärt, es sei, bei mangelnden punctis criminalibus, keine gerichtliche Untersuchung gegen mich einzuleiten. 2) Diese Erklärung habe die volle Zustimmung der Königlich Dänischen Regierung erhalten, welche ja die Königlich Preußische mit der Beendung der Sache beauftragt. 3) Obige Erklärung sei doch mindestens einer Absolutia ab instantia gleich zu erachten. Da nun aber schon mehrere Jahre seit jener Absolutio verflossen, und eine positive Gesetzesbestimmung dahin laute, daß jeder ab instantia Absolvirte nach zwei

Jahren, wenn inzwischen keine neue Indicia sich gegen ihn ergäben, auf eine vollkommene Freisprechung Anspruch machen könne, so trüge auch ich auf selbige an.

Mir wurde hierauf gar kein Bescheid, so wenig wie auf meine stets wiederholten Bitten um rechtliches Gehör. Nachdem ich verheirathet worden, trug ich neuerdings darauf an, daß man jenes unglücklichen Reverses mich entheben möge, da ich beliebige Caution dafür beschaffen wolle, daß ich mich, so wie es erforderlich, sistiren würde. Dieses Mal hob ich nicht mehr die Rechtlichkeit meines Verlangens, sondern nur dessen Billigkeit hervor; ich zeigte, wie störend jene Verpflichtung einwirken könne, und in der That einwirke auf die ganze Gestaltung meiner äußeren Lage. Vergebens! Mir wurde darauf der Bescheid, daß ich nur dann jenes Nexus zum Obergerichte entbunden werden könne, wenn mich zuvor die Königlich Preußische Regierung zum Unterthanen aufgenommen habe.

Da nun aber keine Regierung einen Fremden als Unterthan aufnehmen kann, bevor er seines früheren Unterthanen-Verbandes enthoben, so heißt dies etwas Unmögliches fordern.

Ungern nur habe ich der vorstehenden Verhältnisse gedacht, weil ich besorgen muß, man könne die Absicht darin entdecken wollen, das Betragen der vaterländischen Behörden öffentlich zu rügen. Hiegegen protestire ich. Ich weiß, daß der betreffende Gerichtshof sich gleich anfänglich über die Verfänglichkeit des Reverses beschweret, und späterhin zu wiederholten Malen auf meine Entlassung aus gedachtem Nexus angetragen hat; ich weiß, daß man Höheren Ortes mir wohl will, und aus mehr als Einem Grunde die Beendung des Ganzen wünschte; aber ich weiß auch, daß Rücksichten gegen Fremde bestehen, denen zur Ehre ich leiden soll und muß.

Der Ausländer wird vielleicht ob des Ausdruckes: Rücksichten, sich wundern, und nicht begreifen können, welche andere Rücksichten, als die auf das Gesetz eine richterliche Behörde zu nehmen habe. Ihm diene die einfache Bemerkung zur Entgegnung, daß das Administrative und Judicielle bei uns noch nicht getrennt ist, und daß eben das Collegium, welches mit dem Bundestage im diplomatischen Verkehre steht, auch über mein rechtliches Gesuch zu entscheiden hat.

Sechstes Capitel.

Ueber die Vorzüge des Lebens auf der Festung. — Der Gastwirth Marr und das Deutsche Theater. — Ueber die Zeitgemäßheit der Opern. — Ueber den Hamburger Senat, Nepotismus und dergleichen mehr. — Ueber die Gebrechen der Hamburger Censur. — Frommer Stoßseufzer.

Mein Aufenthalt auf der Festung hatte wenigstens das Gute, daß er mir hinreichende Muße und Ruhe zum Arbeiten gab. Dort schrieb ich den zuerst erschienenen zweiten Band meiner Memoiren, dort ordnete ich meine Lucubrationen zum Drucke. Warum soll ich es läugnen, in späterer Zeit, ehe ich das wahre Glück im Hause finden konnte, habe ich oft meine glückliche Arrestantenzeit zurückgewünscht. Sicher gegen alle und jede störende Einwirkung der Außenwelt, lebt man nur sich und seinen Studien; ist gleich der Kreis, in dem man Gutes wirken kann, nur eng gezogen, so ist es doch der, wo man schaden könnte, nicht minder. Für den reiferen Mann, der ganz allein dasteht, den die Zertrümmerung seiner liebsten Hoffnungen und Aus-

sichten mitten im tollen Treiben der Welt isolirt hat, und der doch dabei den Muth, d. h. den Glauben an die Vorsehung, nicht verloren, ist die Festung ein beneidenswerther Ort. Ihm verfließt ein Tag wie der andere, und keiner bringt ihm unerwarteten Kummer; Bücher ersetzen ihm zur Genüge den mangelnden Umgang mit Menschen, und hat er Geschick zum Schreiben, so muß sich dieses hier entwickeln. Dem Jünglinge ist die weite Welt zu enge, dem Manne das eigne Herz zu groß.

Hätte nicht das Mönchsgelübde, wegen der Ewigkeit seiner Dauer, etwas Beengendes, Peinliches, so könnte man es dem glücklichen Festungsleben zur Seite stellen, und große Staaten könnten nicht besser für Wissenschaft und Kunst sorgen, als wenn sie eigne Festungen zur Detention ihrer ausgezeichnetesten Unterthanen errichteten. Welchen Vortheil hätte nicht z. B. Dänemark davon gehabt, wenn es Heiberg und Malte-Brun im Lande eingesperrt gehalten, anstatt sie aus demselben zu verbannen?

Im Sommer 1827 verließ ich die Festung, und verweilte einige Monate in Hamburg, meinem Geburtsorte. Man könnte mich hienach einen Hamburger

nennen; aber das Sprichwort sagt: If a man was born in a stable, he would not be a horse. Bei einem der originellsten Deutschen Wirthe, einem Seitenstücke zu meinem lieben Peter Adam Kahlenbach in Rheinfelden [1]), schlug ich mein Standquartier auf.

In Hamburg weiß man jetzt schon, wen ich meine, aber den Nicht-Hamburgern zu Liebe muß ich ihn nennen: es ist der Herr Marr, Inhaber des Königs von England auf dem Neuenwalle, der Lust-, Schau- und Trauerspiele schreibt, und dabei, was ich wol eigentlich hätte vorausschicken sollen, ein excellenter Wirth ist.

Marr ist ein eigentlicher Mäcen aller Künstler und Schriftsteller, und wenn die Poesie nach Brote geht, kehrt sie im Könige von England ein, und ist sicher, nicht dieses allein, sondern noch obendrein ein Fläschchen Wein zu erhalten. Wenige Schriftsteller können sich ähnlicher Popularität, wie Er, rühmen, denn von Einem seiner Stücke: »der Schlachter »auf Reisen«, wurden an Einem Tage 1200 Exemplare verkauft. Seine Trauerspiele würden einen wahren Knalleffect machen; aber es geht ihnen wie den Shakespeare'schen, sie können nicht aufgeführt werden.

---

1) S. die erste Abtheilung dieses Bandes.

Ein junger Mann, der für mich erst recht interessant wurde, als ich erfuhr, daß er ein Paar abgelegte Pantoffeln von Tieck als Reliquien verwahrte, und an Sonn- und Festtagen ein Paar alte Strümpfe anlegte, die August Wilhelm Schlegel bei seiner Wäscherin vergessen, bat mich eines Tages auf's dringendste, doch in's Theater zu gehen, und des Herrn von Zedlitz Stern von Sevilla für ihn zu recensiren.

In meinem Leben hatte ich noch kein kritisches Messer an's theatralische Unkraut gelegt, aber der junge Mann bat gar zu rührend; ich kam, ich sah, ich schrieb. Welch Unheil ich durch diese, den dramaturgischen Blättern des Herrn Professors Zimmermann einverleibte Recension angerichtet, bitte ich in der von mir deshalb verfaßten kleinen Brochure nachzusehen [2]), die nie in's größere Publicum gekommen, wenn sie gleich, durch die ernsten, motivirten Rügen, die sie enthält, einen Platz dort einzunehmen verdiente.

»Im Theater allein zeigt sich bei uns noch eine Spur von öffentlichem regen Gesammtleben; so wie der Deutsche in's Theater tritt, nimmt er — und das geht ihm ja über Alles — eine gewisse officielle Stel-

---

2) Ueber das Wesen und Unwesen des Deutschen Theaters.

lung ein, denn wer da Sitz hat, hat auch zugleich Stimme. Eine Ausnahme machen nur die zünftigen Recensenten, welche — si fabula vera — oftmals die Stimme verlieren, so wie die gefällige Direction ihnen den Sitz eingeräumt. Frei bricht hier der Gevatter Schneider oder Handschuhmacher den Stab über Könige und Kaiser; mit Hand und Fuß kämpft er hier für seine Ueberzeugung, unbekümmert um den pfeifenden Nachbar.«

»Wahrlich, man lernt das Deutsche Publicum nirgends von einer vortheilhafteren Seite kennen, als im Schauspielhause; all' die herrlichen Eigenthümlichkeiten, die der Deutsche kaum im Laufe von Jahrhunderten im Leben zu entwickeln Gelegenheit hat, enthüllt er hier in wenigen Stunden: seine Gutmüthigkeit und Herzinnigkeit, mit welcher er bei Iffland und Kotzebue Thränen vergießt; seine Freiheitsliebe und sein Muth, wenn er bei den stärksten Stellen des Tell und Don Carlos zu klatschen wagt; seinen Humor, wenn er bei Kotzebue in Einem Athem lacht und weint; und vor Allem seine unbeschreibliche Bescheidenheit und Geduld, wenn er langmüthig sich die schlechtesten Stücke und das elendeste Spiel gefallen läßt.«

»In einem despotischen Staate sind die Schau-

spielhäuser die Ventile, wodurch man den Abzug der unzufriedenen Stimmung befördert; es sind eben so viele Gewitterableiter, welche die Gefahr des Einschlagens verringern.«

»In vollem Ernste, wir Deutsche haben nur zwei Orte, wo von einem öffentlichen Gesammtleben die Rede sein kann, die Kirche und das Theater. In jener, wo Alles aufmerksam dem Worte des Einen lauscht, und andächtig die eigne Ueberzeugung der fremden Autorität unterordnet, prädominirt das monarchische Princip, in diesem hingegen das demokratische, denn Jeder erlangt hier für seine paar Groschen das Recht, seiner Ansicht mit Hand und Mund Platz und Eingang zu erkämpfen. Verleumdung ist es daher, wenn man behauptet, wir Deutschen hätten keine Freiheit mehr, die großen Mächte bemüheten sich, alle republikanischen Institutionen zu unterdrücken. Tout au contraire. Keine Regierung ist so entschieden demokratisch, als die Oesterreichische, denn nirgends darf man lauter klatschen und pfeifen, als eben in Wien.«

»Manche behaupten, die constitutionellen Staaten gäben noch einen dritten Vereinigungspunkt in den ständischen Versammlungen ab; allein das ist wol nur ein Irrthum! Die Acteurs spielen da doch gar zu schlecht. Die guten Leute schreien beim ersten Auftre-

ten so laut, daß ihnen beim Abtritte die Stimme gemeiniglich ausgegangen, und, was das Aergste, den Souffleur hört man doch immer durch, es müßte denn gerade Jemand, was aber bekanntlich auf allen guten Bühnen verboten, und bloß dem Polichinell des Girulamo erlaubt ist, improvisiren wollen. Hiezu kommt noch, daß die aufgeführten Stücke eine seltsame Mischung von Tragikomischem und Komitragischem sind, und — — daß das Publicum das Vergnügen des Zuschauens gar zu theuer bezahlen muß [3]).«

»Noch anders ist es in großen Handelsstädten, welche sich, ihrer Natur nach, stets einer größeren Oeffentlichkeit und eines freieren Gesammtlebens erfreuen müssen; in diesen rivalisirt daher noch, in Bezug auf Letzteres, die Börse mit dem Theater. Das Publicum einer großen Handelsstadt nimmt nie das rege Interesse am Schauspiele, welches die Bewohner einer Residenz beseelt. Diesen ist der Besuch desselben ein eigentliches Geschäft, jenen nur ein délassement.«

---

3) Ich habe Gelegenheit gehabt, nicht bloß vom Parterre aus, wo die Perspective täuscht, sondern hinter den Coulissen selbigen beizuwohnen. Uebrigens hospitirte ich nur als Fremder, denn, will's Gott, bleibt mein Vaterland noch lange von solchen neumodischen ständischen Versammlungen frei, welche mit der Deckung eines Deficits anzufangen, und mit der Bewilligung einer neuen Anleihe zu enden pflegen.

So schrieb ich damals, und wiederhole es hier, um zu zeigen, daß mir und meiner Bildung eine Theaterkritik weniger fern stehe, als dem Anscheine nach zu vermuthen. Mein Hauptstreben geht dahin, den Sinn für das Allgemeine, für Alles, was unter uns vorgeht, im Publico rege zu erhalten, und zu zeigen, wie scheinbare Anomalien doch auf bestimmte Normen zurückzuführen sind [4]).

Zeigen wollte ich, wie die Leidenschaftlichkeit der Deutschen für das Theater auf einer edleren Basis, als der der bloßen Mode beruhe, und wie denn überhaupt eine jede allgemeine Neigung auch eine nothwendige sei. Hieraus erklärt sich auch die Opernmanie unserer Tage, welche eben sowohl in einer Tendenz der Zeit, in einer dermaligen Nuancirung des Volkscharakters liegt. Wir haben eine sehr bewegte Zeit durchlebt, eine Zeit, die des Schönen so viel in sich trug, daß jeder Mensch, seine Ansicht möge im Uebrigen sein, welche

---

4) Ein Unglück ist es bei uns Deutschen, daß kein belebender Hauch — Volksgeist — Alles durchdringt, was sich unter uns begiebt. Das Wissen ist todt, der Gelehrte, der Künstler steht für sich allein da, und bildet kein Glied der großen nationalen Kette.

sie wolle, mit dem herrlichen Schiller klagend ausrufen muß:

»Wie schön war diese Welt gestaltet,
So lang' die Knospe sie noch barg,
Wie wenig, ach, hat sich entfaltet!
Dies Wenige, wie klein und karg!«

»Einer jeden Anspannung, geschweige denn gar einer jeden Ueberspannung, pflegt eine Abspannung, eine Erschlaffung zu folgen; diese ist jetzt eingetreten. Der Geist des Deutschen ist träge geworden, er ist wie ein Nachtwandler, der unwissentlich die steile Klippe erklommen, und, beim Namenrufe plötzlich erwachend, vor und hinter sich Abgründe sieht. Wir sind jetzt in einer Uebergangsperiode begriffen, welche sich ängstlich zwischen zwei Extremen windet; Alles aber, was einen Uebergang bildet, taugt an und für sich Nichts, wenn schon viel in seinen Folgen. Die Oper ist nun recht eigentlich dazu geschaffen, die Schlaffheit der Zeit zu hegen und zu nähren, und die ausschließliche Neigung für dieselbe deutet unstreitig auf einen Rückschritt in unserer Gesammtbildung hin; denn der Ton verlangt keine andere Empfänglichkeit, als die der Ohren, er spricht nur zum Gefühle; das Spiel dagegen erheischt, um aufgefaßt zu werden, eigentliche Bildung des Verstandes und Gefühls. Jedes Musikstück ist

überdies an und für sich ein Ganzes, kann, was beim Spiele unmöglich, ex nexu gehört und gefaßt werden; man braucht daher keine angestrengte Aufmerksamkeit, kann während der lauten Instrumentalbegleitung schwatzen, sich vom Piano in halben Schlummer versenken lassen, beim zweiten Acte kommen, und beim dritten gehen. Unsere Componisten indessen, in ihrer Bescheidenheit erkennend, wie dies allein nicht genügend, um den Eifer auf die Dauer rege zu erhalten, haben ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Maschinenmeister und Decorationsmaler geschlossen; der Balletmeister giebt oft noch das vierte Kleeblatt ab. Wer könnte einem solchen Vereine noch widerstehen!«

In einem monarchischen Staate würde man, mit seltenen Ausnahmen, sich wenig um eine Theaterkritik bekümmert haben; anders aber im Freistaate Hamburg. Einer der Theater-Directoren hatte seine Tochter an einen Mann verheirathet, dessen Schwester, glaube ich, dem Vetter eines Senators verwandt war; der Nepotismus schrie mithin um Rache, und par mesure de précaution mußte ich mich entfernen. Neugierig frägt vielleicht manch' ein Leser hier: »Um Gott, Verehrter! was ist denn das für ein Ding, der Hamburger »Nepotismus?« Diese Frage erwartete ich eben, und

— unter uns gesagt — der ganze Introitus steht einzig und allein nachstehender Antwort zu Ehren da.

Nach der Verjagung der Franzosen ist es Hamburg, wie mehreren Staaten Deutschlands ergangen. Parturiunt montes! Gottlob, daß alles Gute sich selbst Zweck sein muß und ist, sonst könnte man die Befreiungskriege in manchen Gegenden zwecklos schelten. Der Hamburger Senat indessen, hierin Peter dem Großen ähnlich, dem seine Niederlagen dauernden Vortheil brachten, hat die Französische Herrschaft nach Kräften benutzt. Die Franzosen waren — sans comparaison — die Affen, die ihm die Kastanien aus dem Feuer holen mußten, d. h. jene traf der Fluch, drückende Auflagen eingeführt zu haben; sie ziehen den Vortheil von deren Beibehaltung.

Wer könnte behaupten, daß der bessere Mensch nur bloß an seinen zeitlichen Vortheil denkt, wenn er sich über der Fremden Herrschaft beklagt! Das Gefühl, sich selbst zu beherrschen, d. h. das Bewußtsein, einzugreifen in den Staatsorganismus, durch rechtlichen Antheil an der Gesetzgebung, gilt dem Manne mehr, als größerer Vortheil unter einer Staatsverwaltung, wo er nur Unterthan ist. Wenn der Hamburger daher mit dem Feuer der Begeisterung sich den Reihen der Kämpfer für Deutschlands Freiheit anschloß, und dies schon

zu einer Zeit, wo die Vorsicht das Gegentheil gebot, so war es kein Krämergeist, keine Handelsanhänglichkeit an das befreundete England, die ihn dazu bestimmte, sondern der Wunsch nach Selbstständigkeit, nach Freiheit. Nicht bloß der Haß gegen die Franzosen, sondern die Liebe für das alte Recht, die Anhänglichkeit an die frühere Verfassung, erschuf jene Begeisterung. Der Hamburger Charakter ähnelt darin dem der Holländer in seiner schönsten Blüthe, zu den Zeiten Alba's und Moritz von Nassau. Ruhig, bedächtig, seinen rechtlichen Vortheil im Handel und Wandel stets vor Augen, wurde er urplötzlich ein anderer Mensch, als es die verlorene Freiheit wieder zu erringen galt; wer gestern noch bedachtsam Schilling zum Schilling legte, weil so nur Marken und Thaler daraus werden, gab, ohne sich zu besinnen, Tausende hin.

Was ist ihm aber hiefür geworden? Entsprach der Erfolg den gerechten Erwartungen? In monarchischen Staaten ist es schwer, ja fast unmöglich, diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, weil sie dort rein speculativer Art ist; der Einzelne kann nicht wissen, in wie fern das Gewähren oder Verweigern des leidenschaftlich Begehrten die Existenz des Staates dort sicherte oder gefährdete; aber hier ist es ganz anders. Der Hamburger verlangte ja nichts Neues, er

wollte ja nur Rückkehr des Alten. Hiefür kämpfte er, und dies ward ihm verweigert. Die sich ihm zu Hütern gesetzt, führten das Alte zurück, insoweit es ihr Vortheil erforderte, und behielten vom Neuen, was ihnen recht war. Die Auflagen sind mehr oder minder dieselben geblieben; wie ehemals durchstochern scheelsüchtige Douaniers an den Thoren mit langen eisernen Stangen die ankommenden Wagen, um, wenn auch nicht nach Zucker oder Kaffee, so doch nach Butter und Brot zu forschen. Die hohe Thorsperre, die zur Franzosenzeit doch etwas für sich hatte, weil Hamburg eine Festung war, dauert selbst jetzt noch fort, wo alle Wälle demolirt sind; kurz, das Schlimme der Franzosenherrschaft ist geblieben, und nur ihr Gutes ist abgeschafft. Die Französischen Acteurs sind abgetreten, aber das Stück spielt in Deutscher Uebersetzung fort. Das Unglück will, daß im Senate, wo Männer, wie Abendroth, Bartels, Sieveking, Hudtwalcker u. s w. die Hochachtung jedes Deutschen mit Recht heischen können, eine Partei die Oberhand zu gewinnen scheint, welche nicht bedenkt, daß Hamburg eine Handelsstadt, und das Wesen des Handels Freiheit ist. Während streng-monarchische Staaten, wie Oesterreich, Toscana u. s. w., ihre bedeutendsten Handelsstädte zu Freihäfen erklären, thun die Hamburger Regenten das

Gegentheil, indem sie die einkommenden Waaren einem Zolle unterwerfen. Die natürliche Folge hievon ist, daß Hamburger Kaufleute im nahe gelegenen Altona ihre Waarenlager errichten, wo eine weise Regierung diesen Uebelstand zu benutzen strebt. Aus den meisten, ja allen, die indirecten Steuern betreffenden, Verfügungen des Hamburger Senats, geht eine so unglaubliche Kurzsichtigkeit hervor, daß man fast auf den Gedanken kommen möchte, die Herren sähen es recht wohl ein, wollten es aber nicht abändern, weil sie sonst genöthigt würden, zu einer andern Besteuerungsweise zu greifen, die den großen Capitalisten in ihrer Mitte unangenehm fiele.

Dem Kinde gleich, welches lieber den Obstkern verzehrt, als ihn in die Erde legt, um dereinst seine Früchte genießen zu können, beabsichtigen alle Verfügungen nur den augenblicklichen Vortheil. So, um nur Eins anzuführen, hat die Englische Phönixgesellschaft ihr Hauptcomptoir in Hamburg, und bei dem ungeheuern Umsatze derselben kann man leicht denken, welche Capitalien hiedurch dorthin fließen. Schnell fällt es dem Senate ein, alle dort gezeichneten Policen mit einem hohen Stempel zu belegen. Die Folge wird wahrscheinlich sein, daß das Geschäft dem nahe gelegenen Altona zukommt.

Ich sehe leider, daß ich zu tief ins Thema gekommen; anstatt mit dem wackeren Demokrit über die Lächerlichkeiten zu lachen, stehe ich auf dem Punkte, heraklitäische Grimassen zu schneiden. Während der Senat seinen Herren und Gebietern, der Hamburger Bürgerschaft, alles Mögliche bieten zu können wähnt, steht er den fremden Gesandtschaften als allerunterthänigster Diener gegenüber. Wenn der Nepotismus, d. h. die Begünstigung und der offenbare Vorzug, der allen denen wird, die zur Sippschaft irgend eines Senators gehören, verbunden mit dem Unverstande in commerciellen Dingen, die Behörde in den Augen der Menge herabsetzt und selbiger entfremdet, so verliert sie andererseits, durch ihre Nachgiebigkeit gegen die Fremden, alle Achtung nach Außen. Um Polens Freiheit war es geschehen, als des übermüthigen Saldern's Winken gehorcht wurde, und eben der fremde Schutz, der den König angeblich erhalten sollte, stürzte ihn in der That, anfänglich indirect, weil er ihn der Republik entfremdete, späterhin, nachdem also der Boden unterminirt war, geradezu. Der Hamburger Senat sucht nun freilich diesem Uebelstande dadurch vorzubeugen, daß er gegen alle Gesandten gleich gefällig ist, daß er somit nicht Einen, sondern Viele — anerkennt. Oesterreich verlangt z. B. die Verhaftung des

Grafen Ugoni, — es geschieht; damit man aber ja nicht eine besondere Nachgiebigkeit für Oesterreich hier-in zu finden glaube, wird auch, auf Verlangen, der Baron Gersdorff an Dänemark ausgeliefert.

Am deutlichsten erhellet indessen diese, fast möchte ich sie nennen servile Abhängigkeit, aus der nur oberflächlichen Beleuchtung des Censurwesens. Die Namen der beiden Censoren sind schon ominös: der sogenannte politische Censor ist von Sinnen, der andere ein Hofmann. So sehr ich auch ein Freund unbedingter Preßfreiheit bin, so will ich doch gern glauben, daß Zeitumstände eintreten können, wo eine Censur nöthig ist; aber wichtig ist es dann, daß sie unabhängigen, vorurtheilsfreien Männern anvertrauet werde, die den allgemeinen Zweck der Censur, nicht aber einen privaten bei der Ausübung vor Augen haben. Was nun die politische Censur Hamburgs anlangt, so ist sie eigentlich sehr Vielen anvertraut, und nur in toto von Sinnen. So wie nämlich irgend ein verfänglicher Artikel von einem Zeitungsschreiber hasardirt wird, legt man ihn der betreffenden Gesandtschaft vor, die alsdann nach Gefallen streicht, oder stehen läßt. Schlimm sind demnach nur diejenigen Regierungen daran, die, wie z. B.

Braunschweig, keinen Geschäftsträger bei der freien Reichsstadt accreditirt haben: die dürfen ad libitum angegriffen werden.

Der Wink eines Gesandten genügt ebenfalls, um die Confiscation eines Buches zu veranlassen. Dem Oesterreichischen Gesandten war mein politisches Taschenbuch nicht genehm: es wurde confiscirt; dem französischen war der erste Band meiner Fragmente fatal: er durfte nicht einmal angezeigt werden. Mir kommt es nicht in den Sinn, dem Staate das Recht bestreiten zu wollen, gefährliche Bücher zu confisciren; aber er muß dann auch durch richterlichen Spruch die Rechtmäßigkeit der Confiscation, d. h. die Gefährlichkeit (richtiger, die Ungesetzmäßigkeit desselben, denn was wäre nicht gefährlich für Diesen oder Jenen?) darthun. In allen monarchischen Staaten findet dies Statt, nur nicht in der freien Stadt Hamburg; ein Polizeibeamter tritt da in's Haus, und nimmt, was er kriegen kann, weg, et voilà l'affaire finie! Bücher sind Waaren, so gut wie Musseline und Calicots, und es ist ein offener Diebstahl, wenn ich einem Kaufmanne seine Waaren wegnehme, ohne zu beweisen, daß er sie gestohlen, oder eingesmuggelt hat.

Fern ist es von mir, die in Hamburg accreditirten Gesandten ob ihres Benehmens tadeln zu wollen;

sie wären Thoren, wenn sie des Senates Willfährigkeit nicht zum Besten ihrer respectiven Regierungen benutzten. Ich habe das Glück, Mehrere derselben näher zu kennen, und die milde, verständige Art zu bewundern, mit der sie die Salderns-Rolle spielen. Auch war der überwiegende Einfluß des Grafen Grote — der darum nicht minder Statt fand, weil er ihn nicht benutzen mochte — unstreitig mehr noch der Achtung und Liebe, in der er stand, als dem Range, den er bekleidete, zuzuschreiben.

Die nicht politische Censur ist, wie gedacht, einem Hofmann übergeben, und dadurch schon zur Genüge charakterisirt. Keine verfängliche Zeile darf passiren gegen Bürgermeister und Rath, sonst aber, je ärger der Scandal, desto besser. Viele Hamburger Unterhaltungsblätter sind stets mit den gemeinsten, pöbelhaftesten Beleidigungen ehrenhafter Privatpersonen, und mit den frechsten Zoten angefüllt. Ich behaupte dreist, daß in keiner Stadt eine so lächerliche Beschränkung der Mittheilung mit so schamloser Willkühr sich paart. Gern will ich glauben, daß dem Censor viele dergleichen Niedrigkeiten entgehen, weil anderweitige Arbeiten sein Hauptgeschäft ausmachen, und die mühsame Censur einiger zwanzig täglich erscheinender Blätter, wie auch aller Bücher unter zwanzig Bogen, kümmerlich

genug mit einigen hundert Thalern gelohnt wird; aber wie soll man es sich dann erklären, daß der Censor Alles sieht, was gegen eine Hohe Obrigkeit, und Nichts, was gegen die guten Sitten anstößt?

Vielleicht folgt die Hamburger Censur diesmal dem Vorbilde Friedrichs und Josephs, und läßt diesen Band frei cursiren, damit Jeder von dem Grunde oder Ungrunde meiner Behauptungen sich überzeugen könne. Lieb wäre es mir, weil es den Beweis abgäbe, daß sie in sich gegangen sei, und ihre Mißgriffe erkannt hätte.

Daß ich mit den anderen Rügen nichts bezwecke, weiß ich; aber es schien mir Pflicht, den Gegenstand in Anregung zu bringen, damit andere Kundigere ihn ergriffen, und gründlich erörterten. Die freien Städte sind längst den Nachbarstaaten ein Dorn im Auge, und schreiten sie fort auf dem jetzt betretenen Wege, so werden sie es bald nicht mehr sein. Der Senat bedarf eines mächtigen Ruckes, um aus seinem Taumel zu erwachen; anstatt diplomatische Agenten an die großen Mächte zu senden, und so eine Art von legitimen Nimbus um sich verbreiten zu wollen, sollte er für die Beförderung des Handels sorgen.

Wenn die ersten Stellen der Republiken in den

Händen gewisser Familien sich befinden, so ist dieses zwar schlimm, wird aber gewissermaßen auch dadurch wieder gut gemacht, daß ein ehrenhafter Esprit de Corps in ihnen sich bildet und erhält. Wenn aber das Geld allein zur Würde berechtigt, dann ist es weit schlimmer; und als ich erfuhr, daß man den Herrn Jenisch zum Senator gemacht, um sein großes Vermögen im Lande zu erhalten, da er widrigenfalls zum Grafen ernannt werden und nach Oesterreich gehen wollte, da schlug ich die Hände zusammen, und dachte — — — — — Ex est.

Siebentes Capitel.

Reise von Braunschweig nach Berlin. — Ueber das, was einem guten Polizeiminister Noth thut. — Aufenthalt in Dresden. — Ankunft in München. — Charakteristik des Königs und seiner Staatsverwaltung. — Bureau-Seelen. — Verbannung. — Meine Verhaftung in Augsburg.

Im November ging ich auf einige Monate nach Braunschweig, und von dort, um die Weihnachtszeit, nach Berlin, wohin mich Geschäfte riefen. Wenig Tage vor meiner Abreise aus Braunschweig saß an der table d'hôte des Hôtel d'Angleterre ein Reisender mir gegenüber, der, ohne mich zu kennen, ein Gespräch über mich anfing. Ich horchte hin, und vernahm, wie jener Unbekannte die Sensation schilderte, die der erste Band meiner Fragmente in Berlin gemacht haben sollte, und den Zorn des Herrn von Schuckmann über manches darin Enthaltene. Herr von Schuckmann habe, so schloß er seinen Bericht, sogleich den Befehl an das Polizei-

Präsidium in Berlin erlassen, im Falle meiner Ankunft daselbst, mir anzuzeigen, daß mein Aufenthalt in der Residenz nicht zulässig sei.

»Wer ist der Herr?« fragte ich den Kellner, als der Unbekannte aufstand und seine Zeche bezahlte. »Kann nicht dienen« — war die Antwort — »er reis't nur durch.«

Gewohnt, alle Warnungen ernst, wie alle Drohungen leicht aufzunehmen, beschloß ich, diese Weisung zu benutzen, und stieg zu Berlin im Hôtel de Rome unter einem fremden Namen ab. Am zweiten Tage hatte ich meinen Auftrag vollendet, und da es mir unleidlich war, heimlich hier umherzuschleichen, wo vor Jahren schon meine Unschuld öffentlich anerkannt worden, beschleunigte ich meine Abreise. Besorgt indeß, daß meine Gegner diesem Incognito-Aufenthalte in Berlin einen falschen Grund unterlegen möchten, begab ich mich wenig Stunden vor meiner Abreise zum Polizei-Präsidenten von Esebeck. Ich sagte ihm, daß ich unter falschem Namen mich in Berlin aufgehalten, und erklärte ihm auch, warum ich es gethan.

Herr von Esebeck erwiederte mir nun, mit gewohnter Güte, daß mein Incognito sehr unnöthig gewesen, da seines Wissens keine Verfügung der Art erlassen sei, und der Zweck meiner Reise, wäre er anders

dem Herrn Minister bekannt geworden, selbst in diesem Falle die Wirkung derselben suspendirt haben würde.

Dennoch bereuete ich nicht meine Vorsicht; ich kannte Herrn von Schuckmann zur Genüge, um zu wissen, daß keine Rücksichtsnahme jemals ihn bestimmen würde. Dieser Charakterzug, dieses unbeugsame Beharren beim einmal Beschlossenen, ist eine herrliche Eigenschaft bei einem Justizminister, denn der hat eine feste Norm, die ihn nie trügen kann, das Gesetz, sehr schlimm aber bei einem Polizeiminister, weil er dadurch seine eigne Untrüglichkeit behauptet. Ein guter Polizeiminister muß ein gewandter, helldenkender Mann sein; Menschenkenntniß, nicht Gelehrsamkeit ist das Hauptrequisit seiner Tüchtigkeit. Der Richter darf immerhin Ernst und Strenge zeigen, da er nur mit Angeklagten zu verkehren, gegen die gegründeter Verdacht vorhanden; aber alle Maßregeln der Polizei muß Artigkeit und Wohlwollen bezeichnen, weil sie nicht, wie jene, Verbrechen strafen, sondern ihnen vorbeugen, sie verhüten soll. Die Polizei muß auf Alles Rücksicht nehmen; ihr Wirken ist rein subjectiv; — die Justiz auf Nichts; bei ihr kommt nicht sowohl die Person, als der Thatbestand zur Sprache.

Am 8ten Januar findet der Leser mich wiederum auf dem Wege nach Wien, und zwar von Könnern her Halle zueilend. Wie die Lage des Menschen sich doch so wunderbar im Verlaufe weniger Jahre zu ändern vermag! Im Jahre 1824 kam ich daselbst unter der Escorte Preußischer Gendarmen an, im Jahre darauf unter Oesterreichischer Begleitung, jetzt, zum ersten Male seit meiner Studienzeit, als freier Mann, und eben dem Orte zueilend, aus dem man mich zwei Jahre zuvor weggebracht, Wien.

Unmöglich konnte ich so schnell hindurch eilen; die Pferde mußten warten, während ich alte Bekannte aufsuchen wollte. Doch zum Theile nur erreichte ich meine Absicht; der Landrath, der seines Rufes der Strenge unerachtet, mit vieler Freundlichkeit den Gefangenen behandelt hatte, war nicht mehr unter den Lebenden, die braven Jäger, die mich nach Berlin gebracht, waren nirgends aufzufinden.

Doch fand ich den trefflichen Reisig daheim; mit unveränderter Herzlichkeit nahm er den alten Bekannten auf, und bei einer Flasche Wein besprachen wir, wie oftmals in früherer Zeit, die Begebnisse der Zeit. Reisig's Tod ist ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft, wie für seine Freunde; er wäre sicherlich Halle geworden, was Wolf ihr gewesen.

Im dritten Capitel dieses Buches habe ich dem Leser schon anticipando die Schwierigkeiten mitgetheilt, die sich meiner Reise nach Wien entgegenstellten. Fürst Palfy hatte die Güte, sogleich höheren Ortes um Verhaltungsregeln einzukommen, und bis dahin beschloß ich, in Dresden zu bleiben. Wie gern würde ich denen öffentlich danken, die dort mit seltener Freundlichkeit den Unbekannten, oder was noch mehr war, den Verkannten aufnahmen; aber es geht mir leider, wie jener gutmüthigen Fee in den Contes bleus, die sich hüten mußte, dem Triebe ihres Herzens zu folgen, und den Menschen Liebes zu erweisen, weil ihre Gaben die traurige Eigenschaft hatten, stets zum Nachtheile des Beschenkten auszuschlagen. Mein Lob möchte Manchen als Tadel gelten, und daher schweige ich.

Von Dresden selbst Vieles zu sagen, wäre zum mindesten überflüssig. Alle, die es kennen, stimmen in des Elbflorenz Lobe überein, und Anderen kann man nur zurufen: »Kommt und seht!« Es giebt keine Stadt, die, wie Dresden, jede Art des Genusses in sich vereinigt, jedes Verlangen befriedigt. Dem Künstler versprechen die unübertrefflichen Museen und herrlichen Kirchenmusiken den reichsten Genuß; der Gelehrte besucht die Vorlesungen von Karus und Böttiger, und forscht an Ebert's Seite in der Bibliothek nach: Welche

Männer dem Schriftsteller Unterhaltung und Belehrung versprechen, weiß Jeder; und dem geistreichen Lebemann bietet Oper und Theater, und ein gebildeter, liebenswürdiger Adel die angenehmste Unterhaltung.

Den Sächsischen Adel trifft im Auslande der Vorwurf, hochmüthig und stolz zu sein. Kein Tadel ist weniger gegründet, als dieser. Ueberhaupt hat eine vielseitige Erfahrung mich belehrt, daß der höhere begüterte Adel in allen Landen durch Bildung und Urbanität der Sitten auf das vortheilhafteste sich auszeichnet, und daß es nur das sogenannte Junkerthum ist, dem man hie und da mit allem Fug jenen Vorwurf machen kann. Wer, wie jener, vieler Vorzüge sich bewußt ist, wäre thöricht, wenn er den Einen, zufälligsten, hervorhöbe; wer sich aber gestehen muß, daß er nur den Einen hat, thut ganz wohl daran, wenn er sich dessen erfreuet.

Da der Bescheid aus Wien dahin lautete, daß man mir nie und unter keiner Bedingung den Eintritt in die Kaiserlich-Königlichen Staaten vergönnen könne, so mußte ich meine Route ändern, und wählte München zum nächsten Reiseziele. Lag gleich der Wunsch, mich Wien zu nähern, hiebei im Hintergrunde, so ka-

men doch auch die Zusammenkunft der Stände und die Faschingslustbarkeiten dabei in Anschlag.

In den ersten Tagen des Monats Februar erreichte ich München, dieses Eldorado der Künstlerwelt, und der goldene Hahn verdrängte dieses Mal den schwarzen Adler. Mit Ausnahme des Verfassers der Reisebilder, waren Münchens schöne Geister mir fremd, dieser selbst aber dort wenig einheimisch. Der Empfehlungen hatte ich freilich eine Menge in der Tasche, Keiner giebt aber weniger auf Empfehlungen, als ich, denn man weiß nie mit Gewißheit, ob der Empfehlende selbst empfohlen ist. Es giebt einige Stationen in Deutschland, wie z. B. Dresden, Weimar, Frankfurt, wo die Fremden, den Schwalben ähnlich, zur bestimmten Jahreszeit ankommen und weggehen. Denen glauben die Einwohner denn allemal wohl empfohlen zu sein, und empfehlen ihnen wiederum Andere; aber sie bedenken nicht, daß der Ort ihnen das Relief nur gab, und ihre Stimme nicht bis in die ferne Heimath der Wanderschwalben dringt.

Komme ich an einen fremden Ort, so ist das Erste, daß ich alle Restaurationen, Caffeehäuser, Theater u. s. w. besuche, und durch die Gassen hinschlendre, um — ja, lächle nur bei diesen Worten! — um den Geist des Volkes kennen zu lernen. Ein flüchtiger An-

blick genügte hier dazu, Alles wies auf Genuß, und zwar auf recht materiellen Genuß hin. Der Münchner hat in dieser Hinsicht viel Aehnlichkeit mit dem Wiener, und ein Hauptunterschied möchte nur sein, daß jener Bier, dieser Wein trinkt.

Warum soll ich es verhehlen, daß auch die Neugier großen Antheil gehabt an meiner Reise nach München. Der König, der sich als Kronprinz hauptsächlich nur durch seine deutschthümlichen Gesinnungen und seine Kunstliebe bemerkbar gemacht, wurde mit Einem Male als der größte Monarch seiner, — ja wenig fehlte daran — jeder Zeit gepriesen; Münchens Universität schien, eine andere Pallas-Minerva, schon ganz gerüstet aus dem Haupte des Baierischen Jupiter entsprossen zu sein, und wenig fehlte daran, daß man sie nicht weit über Berlin und Göttingen stellte. Was ich fand, lege ich in nachstehenden Zeilen nieder; ich weiß, daß man mir entgegnen wird: »Wähnst du, in kurzen acht Tagen in's Allerheiligste unserer Staatsverwaltung gedrungen zu sein?« und ich erwiedere darauf, wie jener Jüngling, dessen Urtheil man wegen seiner Jugend verwarf: »bin ich gleich jung, so habe ich doch alte Bücher gelesen!«

Mag immerhin mein Urtheil in manchem Punkte irrig sein, so trägt es wenigstens ein Gepräge der Unparteilichkeit, welches man in allen Berichten aus und über München vermißt. Beiden Parteien, die sich dort bekämpfen, stehe ich gleich fern, wenn schon ich der Persönlichkeit der Einen die Achtung zu zollen gezwungen bin, die ich, nicht etwa leichtsinnig, sondern aus vollster Kenntniß und Ueberzeugung, der Anderen entziehen muß. Mit der leichten Gerte des Spottes habe ich an einer anderen Stelle Baierns partie faible gekitzelt; hier erheischt die Wichtigkeit des Gegenstandes ein ernsteres Wort.

Der alte König Max hatte durch seine zu große Güte, die mitunter, weil er Niemanden etwas abzuschlagen vermochte, in Schwäche ausgeartet zu sein scheint, die Finanzen des Landes, ja zum Theil wol auch die Verwaltung selbst, geschwächt und in Verfall gebracht. Die Minister spielten in ihren Departements die Gebieter, und die Provinzial-Behörden repetirten dies wieder im verjüngten Maßstabe, vom General-Kreiscommissariate an bis abwärts zum Landgerichte. Deßungeachtet vergötterte das Volk den Fürsten, weil es, ähnlich hierin dem treuesten Hausthiere, dem Instincte nach seine Freunde herausfindet, und, stets Kind, das Bedürfniß fühlt, Liebe mit Liebe zu erwiedern.

Max liebte alle seine Unterthanen mit gleicher Güte; sein Gutes, wie sein Schlimmes verbreitete sich gleichmäßig über Alle, die in seinen Bereich kamen, und eben deshalb war er ein Mann des Volkes, populär. In seiner Persönlichkeit erschien er dem Volke so liebenswerth, daß es die wohlthätigen Einrichtungen, die Erleichterungen seiner Bürde, nur als von ihm ausgegangen erachtete, alles Drückende und Harte hingegen seinen Räthen Schuld gab. Konnte nun gleich der denkendere Unterthan über die Zerrüttung der Finanzen und die Schlaffheit der Verwaltung, die aus der Eigenmächtigkeit der Beamten und den zahllosen Unterschleifen am deutlichsten hervorging, nur bedächtig den Kopf schütteln, so mußte doch auch er mit der Masse des Volkes in des Fürsten Lob einstimmen, wenn er bedachte, daß der Fürst, durch die Verleihung der Constitution, den Wunsch und Willen nach dem Besseren zu erkennen gegeben, und die Verwirklichung desselben in die Hand des Volkes selbst gelegt.

Max starb, ehe die Knospe sich entfaltet hatte, und Ludwig mußte, und darin eben liegt die Schwierigkeit der Fürstlichen Successionen, sine beneficio legis et inventarii, die väterliche Verlassenschaft antreten. Der Thronfolger war, wie dies stets zu gehen pflegt, bei Lebzeiten des Regenten ganz irrig beurtheilt worden. Wo

der Regent verhaßt ist, da hofft das Volk die Abstellung jedes Uebels von seinem Nachfolger, und legt ihm allemal die eignen Absichten unter. Anders aber, wo, wie hier, der Fürst geliebt, ja angebetet wurde; da pflegt man leichtlich die Talente des Thronfolgers zu geringe anzuschlagen. Dem Kronprinzen war vielfache Unbill widerfahren, und dies hatte ihn bitter gemacht. Jeder Versuch, und er machte deren manche, sich hervorzuthun, sich bemerkbar zu machen, war ihm verunglückt; man betrachtete ihn nun einmal als minder bedeutend, und dem lebenslustigen, reichen Eugen, oder dem geistreichen, kräftigen Carl zur Seite, trat er freilich in des Publikums Augen in den Schatten zurück. Die Menschen urtheilen zu leicht nach dem Scheine, und wähnen, der Körper lasse einen Rückschluß zu auf den Geist, dessen Hülle er dient; daher glaubten sie auch, der Kronprinz sei nicht im Stande, einen festen Willen zu hegen und ihn consequent durchzusetzen. Mannichfache prononcirte Aeußerungen, die hiemit im Widerspruche standen, betrachtete sie nur als Wallungen, nicht aber als Resultate ernsten Forschens und Ringens.

Der Kronprinz hätte durch seine deutschthümlichen Ansichten den Stützpunkt einer damals mächtigen Partei abzugeben verdient, aber auch dies mißglückte. Mehr als Ein Brief an L. trug die Unter-

schrift: dem Deutschen der Deutsche Ludwig von Baiern, und dennoch glaubte man nicht an den Bestand dieser Passion. Man glaubte, sie würde schwinden, wie so manche andere, und bedachte nicht, daß eben jene unwürdige Behandlung in Paris und das gespannte Verhältniß zum Prinzen Eugen sie consolidirt hatte. War es demnach ein Wunder, wenn der Kronprinz vorzugsweise, ja ausschließlich denjenigen sich zuneigte, deren Anerkennung ihm geworden, den Künstlern? wenn er mit diesen nur lebte, mit diesen verkehrte, und der großen Masse des Volkes, deren Zuneigung schon occupirt war, fremd wurde und blieb?

Fast weiß ich nicht, was einem Lande am schädlichsten ist, die zu frühe oder zu späte Thronbesteigung der Fürsten. Ist der Staat wohl organisirt, und kommt es minder darauf an, neue Einrichtungen zu treffen, als für der bestehenden Erhaltung zu sorgen, so ist unstreitig ein noch junger Fürst wünschenswerther, als der schon bejahrtere, der, durch das lange Warten verstimmt, impatient de jouir, die Regierung antritt.

Der Kronprinz von Baiern war zurückgesetzt worden vom Fürsten wie vom Volke, der Kronprinz hatte manche Unannehmlichkeiten erdulden müssen, die nicht geziemend; das spannte seine Ungeduld, und kaum zum Throne gelangt, beschloß er, sich zu rächen. Die Rache

war eines großen Herzens werth. Er wollte seiner Gegner Prognostikon Lügen strafen, seiner Freunde Hoffnungen zur Wahrheit machen. Anstatt, wie Erstere erwartet, nur der Einen Neigung, der Kunstliebe, zu folgen, verbreitete er allseitig nach jedem Verwaltungszweige seinen Thätigkeitstrieb. Sein erstes Augenmerk waren die Finanzen. Des verstorbenen Monarchen Gutmüthigkeit hatte die Staatseinkünfte in ein Danaidenfaß geschüttet; dies mußte geändert werden. War dieser Entschluß gleich weise und groß, so entsprach ihm doch nicht die Art der Ausführung. Leichter ist es freilich, den Gordiasknoten mit dem Schwerte zu trennen, als mühsam ihn zu lösen; aber jenes deutet nur die augenblickliche Keckheit des Entschlusses, dieses das fortwährende Beharren bei selbigem an.

Mit der größten Härte nahm man die Reduction vor. Tausende von Familien, die der Großmuth des vorigen Königes, oder ihrer bisherigen Stellung als Beamte, ihren Unterhalt verdankt hatten, geriethen mit Einem Schlage in eigentliche Noth. Dies erbitterte das Volk, welches wohl das Drückende, aber nicht das Nothwendige von Maßregeln erkennt, deren Nutzen erst für die Zukunft klar wird; und die Urplötzlichkeit, mit welcher Alles umgewandelt wurde, brachte Manchem den Glauben bei, es liege ein Mangel an Pietät hierin,

eine Beleidigung des kaum dem Schooße der Erde übergebenen Vaters. Dem Psychologen erscheint das Königliche Benehmen freilich in einem ganz andern Lichte; er findet es ganz natürlich, daß Selbiger gleich im Anbeginne einen Schritt that, der ihm selbst die Möglichkeit einer Rückkehr zum Systeme des Vaters raubte.

Wodurch andererseits die Volksstimmung unzufrieden wurde, war die Bemerkung, daß der König jenes strenge Finanzsystem nur da befolge, wo es als Gegensatz zur früheren Gutmüthigkeit des Max erschien, nicht aber, wo es die Befriedigung der eignen Neigungen galt. Hunderte von Menschen waren z. B. per abusum aus der Hofküche gespeiset. Dies schaffte der König ab; die Tausende aber, die also gespart wurden, kamen nicht dem Volke zu Gute, sondern gingen für Statuen, Gemälde u. s. w. hinweg. Kann man es demnach den, also um den Unterhalt Gebrachten verdenken, wenn sie voll Ingrimm ausriefen: »Machte der Kö»nig doch lieber seine Steine für uns zu Brote, als un»ser Brot zu Steinen!«

Zu einer Zeit, wo die allerdings nöthigen Reductionen allgemeine Klagen hervorgerufen, ging das Bauwesen, der Ankauf von Kunstsachen u. s. w. ungehindert fort. Entgegne man mir immerhin: »Dazu con»tribuirt nicht das Land, denn der König bestreitet es

»aus seiner Civilliste!« so frage ich wieder: Bezahlt denn diese nicht das Volk? Gehört der Fürst nicht zum Volke? und sollten nicht die Hunderttausende, die er von seinen Liebhabereien ersparen könnte, dem Lande eben sowohl zu Gute kommen, wie ein paar Gulden, die er dem Beamten an seiner Besoldung abknappt? Diese ganz allgemeine Bemerkung scheint mir genügend, sonst könnte ich auch hinzusetzen: wo bleibt denn die Specialität der Rechnungsablage, wo bleiben z. B. die bedeutenden Ueberschüsse des Kriegsministerii?

Nach den Finanzen zog die eigentliche Landesverwaltung des Königs Augen auf sich, und gerne glaube ich, daß es herkulischer Kräfte bedurfte, um diesen Augiasstall zu reinigen; aber auch hier sollte Alles auf Einmal geschehen. Es war, als ob er die versäumte Zeit bedauere, und sie durch eine ängstlich verdoppelte Thätigkeit einzuholen beschlossen habe. Eine wahre Gesetzgebungssucht bemächtigte sich des großherzigen Ludwig, und wurde von seiner Umgebung auf jede Weise gehegt und genährt. Starkes Licht, starker Schatten! sagt ein Deutsches Kernwort; dies ist vor Allem in Baiern ersichtlich. Unter der Herrschaft des Montgelas verbreitete sich eine Partei durch alle Zweige der Administration, die kein anderes System hatte, als auf die Umwälzung des Bestehenden hinzuwirken, den Clerus, den

Adel zu unterdrücken. Montgelas schützte diese Leute, weil er sie brauchen konnte; mit ihm traten sie aber auch wieder ab, d. h. sie blieben zwar nach wie vor in ihren Stellen, mußten sich aber unter der späteren Herrschaft des alten Max eine untergeordnetere Stellung gefallen lassen, weil der größere Einfluß Oesterreichs die Stabilität des dermalen Vorhandenen sicherte.

Der neue König kam ihnen daher höchst erwünscht, vor Allem aber sein Thätigkeitstrieb, weil dieser ihnen die sichere Hoffnung auf mannichfache Veränderungen versprach. Diese Männer, die man, da jede höhere Ansicht der Dinge ihnen ewig fremd bleiben wird, am passendsten mit dem Ausdrucke: Bureau-Seelen bezeichnen kann, sind im Geschäftsverkehre vielfach ihren genialeren Gegnern überlegen, und bewiesen dies in ihrem Benehmen gegen den Monarchen. Der König ist nichts weniger als liberal im neumodischen Sinne des Wortes; hiefür bürgt die große Idee, die er von seiner Königlichen Würde und Macht hegt, und seine Hinneigung zur Frömmigkeit; aber der König möchte auch wiederum gar zu gern hervorleuchten vor allen seinen Standesgenossen, und zwar so bald als möglich, lieber heute als morgen. Der König will coûte qui coûte berühmt werden, der echte Lorbeer reift jedoch nur langsam, und ziert des Fürsten Schläfe erst nach seinem

Tode, dann aber auch unvergänglich; dagegen giebt es ein Kraut, das ihm ähnlich sieht, das schnell empor-wächst, aber eben so schnell auch wieder verwelket, und mit diesem will jene Clique die edle Stirn ihm krän-zen.

Schlau gehen sie, das muß man gestehen, zu Werke; ihren ganzen Zweck, Monarchie und Aristokratie ge-meinsam zu stürzen, sprechen sie nur im geheimsten Closet gegen einander aus, offen aber bekennen sie sich nur zur letzteren Hälfte desselben. Sie zeigen dem Könige, wie sich die Aristokratie durch ihre starre Anhänglichkeit an das Bestehende überall seinen großartigen Ideen von Volks-beglückung entgegenstemme, ja gar zu diesem Ende mit dem Nachbarstaate in enge Verbindung getreten sei. Schlau bringen sie des Monarchen Persönlichkeit dabei in's Spiel, indem sie durch Lügen und Verdrehungen gegen die bedeutendsten Männer ihn zu erbittern su-chen, und den rechtlichen Wunsch derselben, das Wohl-erworbene zu behalten, als ein revolutionäres Begehren nach fremdem Gute darstellen. Für den Erfolg des Augenblickes ist diejenige Politik unbedenklich die beste, welche mehr auf die Leidenschaften und Schwächen der Person, als auf die Wahrheit und Gerechtigkeit der Sache speculirt. Darauf gehen denn auch jene Men-schen nur aus. Wenn ein ernster Mann, dem das

Wohl oder Wehe seines Standes die Stirne gefurcht, einmal verdrießlich aussieht, so sagt man dem Könige, er habe Ihm Gesichter geschnitten, und verbietet unter solch kleinlichem Vorwande den Hof. So macht der Schulmeister es mit ungezogenen Buben, aber kein Fürst mit den ersten Vasallen des Reichs.

Uebrigens glaube man nur nicht, daß jene Menschen dem Könige ihren Zweck, die Aristokratie zu stürzen, offen bekennen; bei Ihm heißt es nur, man müsse dahin streben, sie mit dem Ganzen der Staatsverwaltung in Einklang zu bringen. Nicht geradezu daher, sondern unter den verschiedensten Namen und Gestalten, als Culturgesetz, Entwurf eines Gesetzes über Einführung der Landräthe, über Vermehrung der Zahl erblicher Reichsräthe ꝛc., strebt man, das beabsichtigte Ziel zu erreichen. Jedes freie Wort, womit der große Grundbesitzer dem Könige seine Lage schildert, hält demnach Dieser — der das dessous des cartes nicht ahnt — für Stimme des Vorurtheils, oder engherziges Beharren am Alten.

Man täuschte sich indessen, wenn man hiernach schlösse, daß es nur auf den Adel gemünzt sei; nein, man will alle und jede Anhänglichkeit des Volkes an das Bestehende — die Legitimität — erschüttern, und benutzt hiezu des Königs schönes, reines Streben. Ein

Gesetz jagt in Baiern das andere, und wird eben so schnell von einem dritten wieder verjagt. Dem Kinde gleich, das schöne Blumen in die Erde pflanzt, und nicht bedenkt, daß selbige welken müssen, weil sie keine Wurzeln haben, improvisirt man Einrichtungen, welche durchaus unhaltbar sind, und vernichtet dagegen kostbare Setzlinge, weil sie der Zeit bedürfen, um Früchte zu tragen. Alles, was in Baiern geschieht, ist für den Augenblick berechnet, wo es geschieht, nichts für die Dauer der Zeit; daher sind denn auch die schönsten Gewächse nur Treibhauspflanzen: vergeßt den Ofen zu heizen, und in Einer Nacht ist Alles dahin!

Betrachten wir einmal Münchens Universität; was soll sie sein, und was ist sie? Ein geistreiches Impromptu, recht angenehm als solches, aber ohne wahren inneren Gehalt! Wenn der König die Künste reell ehret, so giebt er für die Wissenschaften nur seinen Namen her. Abgesehen davon, daß das leidige Streben, Allen Alles sein zu wollen, auch hier sich bewiesen, daß der König, der Gloriole des Zeitgeistes zu Gefallen, den modischen Grundsätzen geschmeichelt, und, der Stimmung seines Herzens gemäß, Männer, wie Bader und Görres berufen, so begehren die Wissenschaften doch auch eine solidere Begünstigung, als die, schöner Worte und Aufmunterungen. Gelang es ihm,

Männer, wie Oken und Görres, mit geringem Gehalte hinzuziehen, so lag dies in ihren früheren getrübten Verhältnissen, aber als Norm für Andere kann dies unmöglich gelten.

Man erzählt sich, es sei Savigny ein Ruf nach München zugekommen; als der König aber seine Bedingungen vernommen, soll er gesagt haben, so viel erhalte nicht einmal sein Justizminister, der doch noch obendrein die auswärtigen Angelegenheiten verwalten müsse. Zugegeben, daß der strenge Haushalt keine solche Ausgabe zuließ, so darf man doch mit Recht fragen: warum ist denn nur den Professoren und Schauspielern ein Maximum gesetzt worden, welches nicht überschritten werden darf, wogegen die Kunstausgaben unbegränzt bleiben?

Wie so ganz anders geht der weise Friedrich Wilhelm zu Werke, dem keine Summe zu groß, keine Ausgabe übertrieben erscheint, wo eine reelle Förderung der Wissenschaft bezweckt wird! Keine Regierung thut so viel und auf so geräuschlose Weise, wie die Preußische, keine das Wenige mit solchem Aufsehen, wie Baiern!

Ich komme von diesen allgemeinen Betrachtungen auf meinen Aufenthalt in München zurück, der, sonder-

bar genug, ein gewaltiges Aufsehen erregte. Das Terrain war mir dort so durchaus fremd, daß ich jenem Maulwurfstreiben der Bureau-Seelen nie auf die Spur gekommen sein würde, hätten sie sich nicht selbst durch ihre Angst und ihren Zorn verrathen. Der Zufall mußte überdies gerade den Herzog v. Dalberg nach München geführt haben, der, voraussehend, daß seinem politischen Talente kein Spielraum mehr in Frankreich vergönnt sei, an einen dereinstigen Rückzug in's Deutsche Vaterland dachte, da er, accurat wie Cäsar, lieber die Erste Rolle in Baiern, als — nein, der Vergleich hinkt doch! — als gar keine in Frankreich spielen wollte. Dem Herzoge konnte nun aber meine Anwesenheit nicht erwünscht sein, da ich seine früheren revolutionären Intriguen genau kannte, und, wie er leicht einsehen konnte, keinen Grund hatte, sie zu verschweigen. Sonderbarer Weise genirte meine Gegenwart auch den Würtembergischen Minister, Freiherrn von Schmitz-Grollenburg, der, de coeur et d'âme mit jener oben bezeichneten Partei liirt, in mir den Apostaten haßte und scheuete. Der bekannte Doctor Lindner schloß sich jenen Beiden auf's engste an, als Bannerträger Buonapartischer Liberalität und Servilität.

Traurig, ja beschimpfend für Baiern ist die bedeutende Rolle, welche Ausländer von jeher im Lande ge-

spielt. Diese haben sich zu Stimmführern und Tonangebern aufgeworfen, und der ehrliche Baier erduldet es ganz ruhig, daß derlei Volk, allem Nationellen Hohn sprechend, das Inland gegen das Ausland repräsentirt. Männer der Art waren es denn auch, die bald entdeckt haben wollten, daß ich, risum teneatis amici! nach Baiern gekommen sei, als Spion, Agent, Organ, oder wie man es sonst noch heißen will, der Ultrapartei, der Opposition in der Pairskammer. Dies wittern, und alsbald mich zu verdächtigen suchen, war Eins. Dem Könige stellte man mich als einen Revolutionär dar (welche Ansicht durch ein Schreiben, das er um jene Zeit aus Berlin empfing, eine anscheinende Bestätigung erhielt) dem Publico als einen Spion, abwechselnd Oesterreichs oder Preußens. Das Widersprechende jener Denunciationen konnte mich nur zum Lachen bringen, und ich ging ruhig meines Weges, d. h. ich besuchte des Morgens die Ständeversammlung, des Abends die Faschings-Lustbarkeiten, und beschloß, dies so lange fortzutreiben, bis Beides zu Ende.

Was die reiche Fülle des sinnlichen Lebens angeht, so ist München einzig zu nennen. Vergnügen, Lust, je materieller, desto besser, ist das Motto der Mehrzahl, vom Throne herab bis zur niedrigsten Hütte. Wer den Menschen ganz au naturel sehen will, wie er ist,

wenn keine äußere Rücksicht seine Leidenschaften zügelt, der muß nach München gehen, denn dort findet er zu diesen seinen anthropologisch=psychologischen Studien den reichsten Stoff. Münchens Leben ergiebt sich am deutlichsten daraus, daß der Bierpfennig genügend war, um in kurzer Zeit ein prachtvolles Schauspielhaus zu errichten, und daß im letzten Jahre die Anzahl der unehelichen Geburten die der ehelichen nur um Eins überstieg. Ob es zweckmäßig war, eine Hochschule hieher zu verlegen, möchte Streit unterliegen. So sehr ich im Uebrigen dafür bin, daß die Universitäten nach den großen Städten verlegt werden, weil die akademische Jugend sonst zu leicht nur vom bürgerlichen Leben abgetrennt wird, so macht München doch eine Ausnahme, weil keine Stadt in Europa obige Rüge so strenge trifft.

Ob die Kunst dadurch gefördert wird? — An Gegenständen der Kunst, an Modellen ist wenigstens kein Mangel.

Die unvortheilhaften Gerüchte gegen mich, die als einen besoldeten Spion mich darstellten, mehrten sich indeß durch die Kunst jener Clique (die besorgt war, ich möchte ihr Trug= und Lug=Gewebe durchschauen) bis zu dem Grade, daß mir an einem öffentlichen Vergnü=

gungsorte absichtlicher Affront zugefügt wurde. Ein längerer Aufenthalt war mir jetzt, zur Beendigung dieser Angelegenheit, unerläßlich, und ich schickte meinen Lohnbedienten auf die Polizei, um mir eine Aufenthaltskarte zu holen.

Am 11. Februar Abends erhielt ich die begehrte Aufenthaltskarte, hergebrachter Weise auf acht Tage ausgestellt, mithin bis zum 19ten gültig. Am Morgen darauf empfing ich folgendes Schreiben des Polizei-Directors, Barons von Rhyeneker:

»Herr J. Wit von Dörring, dermal dahier, wird »andurch eingeladen, heute Morgens um 10 Uhr bei »dem Unterzeichneten in dem Geschäfts-Locale der Kö»nigl. Polizei-Direction persönlich zu erscheinen.

»München, am 12. Febr. 1828.

Rhyeneker, Polizei-Director.«

Ich begab mich zum gedachten Herrn, der mir möglichst glimpflich eröffnete, ich müsse binnen 24 Stunden die Residenz, und binnen drei Tagen das Königreich verlassen. Meine Frage um den Grund dieser so auffallenden und plötzlichen Verfügung, wurde nur mit einem Achselzucken beantwortet. Da ich indessen dringender wurde, erwiederte Herr von Rhyeneker mir: »Sie sind, unseres Bedünkens, ein Mann, den man ent»weder auf das brillanteste anstellen, oder keine Stunde

»im Lande lassen darf, und da wir das erste nicht kön=
»nen, müssen wir das zweite.«

Ganz betäubt ging ich nach Hause. Wie? in dem Augenblicke, wo jene Elenden, die dich fürchten, sich mühen, dich als einen verworfenen Söldling der Polizei darzustellen, sollst du München verlassen, und durch deine Wegweisung jedem Schurken die Befugniß geben, zu sagen: »er ist als Spion aus München fortgejagt!« In dem Augenblicke, wo dir eine öffentliche Beschimpfung zugefügt worden, mußt du fort, und jeder Weg zur Genugthuung wird dir dadurch verschlossen? Nein, das ertrage ich nicht; entstehe daraus, was da wolle, ich weiche nur der Gewalt!

In dieser wirklich verzweiflungsvollen Lage traten einige Männer, die ich nie zuvor gesehen, und die mich nur aus meinen Fragmenten kannten, als rettende Engel mir entgegen. Gleich hoch gestellt durch Geist und Geburt, warfen sie Jedem, der derlei Infamien über mich zu sprechen wagte, den Handschuh hin, und setzten späterhin ganz eigentlich ihr Leben für den Unbekannten ein. Doppelten Dank zolle ich dem Edlen dafür; denn es war nicht bloß das Interesse am gemißhandelten Individuo, nein, es war die Anerkennung seiner Grundsätze, die hiezu ihn bestimmte.

Die Theilnahme, die an diesem letzten Tage mir wurde, werde ich nie vergessen; von mehreren Seiten sagte man mir, ich dürfe unter den jetzigen Verhältnissen die Verweisung aus München als eine Ehrenbezeigung betrachten, und der letzte Rest von Mißtrauen in die Lauterkeit meiner Absichten müsse verschwinden.

Erst in der Nacht meiner Abreise lernte ich das eigentliche dessous des cartes kennen, erfuhr, auf welche Weise die Jacobiner es dahin gebracht hatten, mich dem edlen Könige als einen Jacobiner darzustellen, während sie selbst mich als einen sogenannten Ultra haßten. Es that mir weh, den König so hintergangen zu sehen, und dies bestimmte mich dazu, noch einen letzten Versuch zu wagen. Meine Kränklichkeit veranlaßte Herrn von Rhyneker, der mir mit äußerster Humanität begegnete, eine weniger beschleunigte Reise zu gestatten; und so sandte ich denn, kaum in Augsburg angekommen, Seiner Majestät den nachstehenden Brief per Einschluß an den Herrn von Rhyneker, welchen letzteren ich ersuchte, dieses Schreiben Sr. Majestät baldigst zu übergeben, weil ich die Allerhöchste Resolution abzuwarten gedächte. Schon am 15ten um 9 Uhr Morgens war der Brief in den Händen des Herrn Rhyneker, und ich hoffte daher, spätestens am

folgenden Tage ein Ja oder Nein zu erhalten, und dann augenblicklich meine Reise fortzusetzen.

»Allerdurchlauchtigster ꝛc.

In gebührender Demuth wagt der Unterzeichnete es, Ew. Königl. Majestät die nachstehende Bitte vorzutragen, zu der ihn nicht das eigne Interesse, sondern seine Anhänglichkeit an die gute Sache veranlaßt. Mir ist, sicherlich ohne Wissen Ew. Königl. Majestät, der Befehl zugekommen, binnen 24 Stunden die Residenz zu verlassen. Der Autorität gehorchend, habe ich mich augenblicklich diesem Befehle gefügt, und im Momente, wo ich E. K. Maj. gegenwärtiges Schreiben übersende, bin ich bereits in Augsburg, wo ich die Allerhöchste Resolution abzuwarten wage. E. K. Maj. können sicherlich nicht den nur zu zahlreichen Jacobinern Ihrer Residenz den Triumph gönnen wollen, einen Mann vertrieben zu haben, den in diesem Augenblicke nur der Vorwurf trifft, offen und muthig der revolutionären Hydra sich zu widersetzen, und den eben daher die schändlichsten Verleumdungen treffen. In früher Jugend habe ich sehr gefehlt, das weiß ich; allein ich weiß auch, daß unserem Heilande Ein reuiger Sünder lieber gewesen, denn zehn Gerechte, so niemals gestrauchelt, und ich weiß, daß ein christlicher König dahin streben soll, zu sein ein Bild des Herrn auf Erden. Man verfolgt mich

hier, weil ich in meinen Memoiren die Intriguen und Verbrechen lichtscheuer Parteien enthülle, und dadurch der Sache der Religiosität, Gesetzlichkeit und wahren Freiheit vielleicht nicht ganz unerhebliche Dienste geleistet habe. Ich wage es, auf die Aussagen zweier Diener Ew. Königlichen Majestät mich zu berufen, welche einen Theil der Untersuchung gegen mich geleitet: des Freiherrn von W . . . und des Ministerialraths von A . . .; ich berufe mich ferner auf das Zeugniß des Freiherrn von S . . . und das aller loyalen Männer, die meine Schriften gelesen.

Nicht bloß der Wunsch, Münchens reiche Kunstschätze und reges geistiges Leben kennen zu lernen, bestimmt mich dazu, Ew. Königl. Majestät um die Rücknahme der gedachten, mir so drückenden Verfügung zu ersuchen, wenn schon auch dieses mir, da ich gerade mit einem Werke über diese Gegenstände beschäftigt bin, zur Vermeidung irriger Urtheile von größter Wichtigkeit ist; nein, ich möchte nicht den Jacobinern den Triumph gönnen, daß der eben so fromme als freisinnige König Ludwig von Baiern ihnen unwissentlich in die Hände arbeite; diese Menschen, die leider in der nächsten Umgebung Ew. K. Maj., dürfen den Schein nicht haben, als begünstige Baierns hochherziger Monarch sie dadurch, daß er einen Mann auf die härteste

Weise aus seinen Staaten fortjagen läßt, dessen rechtliches Streben manche der ersten Männer Deutschlands jetzt anerkennen und billigen.

Ueberzeugt, daß diese ganze Unannehmlichkeit nur aus einem Mißverständnisse entsprungen, oder daß man E. K. Maj. mit Verleumdungen hintergangen, erlaube ich es mir, in tiefster Demuth, zugleich aber in vollkommener Zuversicht, den Bescheid auf dieses Schreiben in Augsburg abzuwarten. Das seltene Motto: »gerecht und beständig« giebt mir Muth.

Augsburg, am 13ten Februar 1828.

Am 15ten erhielt ich eine Citation auf das Rathhaus, und es wurde mir angezeigt, ich dürfe nicht länger als drei Tage in Augsburg verweilen.

»Protocoll

mit Johannes Ferdinand Wit von Dörring, dessen Aufenthalt dahier betreff.:

Augsburg, den 15ten Februar 1828.«

Praesentes:

Der erste Bürgermeister Barth,

Reitmeier, aff.

Erscheint Johann Ferdinand Wit von Dörring, welcher angiebt, gestern Abends dahier angekommen zu sein.

Demselben wurde eröffnet, daß ihm dahier keine Aufenthaltskarte ausgestellt werden könne, sohin er sich über drei Tage dahier nicht aufhalten dürfe.

Der richtig geschehenen Insinuation wegen hat sich derselbe zu unterschreiben.

Bittet um Abschrift

Wit gen. v. Dörring.

Magistrats=Commission.

Barth, Bgstr.

Reitmeier, aff.«

Hiegegen hatte ich um so weniger etwas zu erinnern, da ich weit früher schon einer Resolution aus München gewärtig war. Wider Erwarten blieb diese noch aus, und am 17. Februar wurde ich abermals auf das Rathhaus berufen, wo das nachstehende Protocoll aufgenommen wurde.

»Protocoll,

welches mit Johannes Wit, genannt von Dörring, seinen Aufenthalt dahier betreff., abgehalten wurde.

Augsburg, den 17ten Februar 1828.

Praesentes:

Der erste Bürgermeister Barth,

Actuarius Bayer.

Erscheint Johann Ferdinand Wit, gen. von Dörring, auf geschehene Vorladung, worauf demselben, in

Folge erhaltenen Auftrages, eröffnet wurde, daß in Gemäßheit der, demselben am 15ten d. M. zu Protocoll gemachten Erklärung, der dreitägige Termin seines hiesigen Aufenthaltes, heute Abend um 7 Uhr ausgehe, sohin er sich bis dorthin, bei Vermeidung ämtlicher Einschreitung, von hier zu entfernen habe.

Johann Ferdinand Wit, gen. v. Dörring, erklärt hierauf, wie folgt:

Daß erstlich der Termin vorerwähnter 3 Tage noch keinesweges erloschen, indem es nach allgemeinem Rechtsgrundsatze hieße: »Dies inceptus habetur pro completo«, sonach des 14ten Februars, an welchem Abends er hieselbst angekommen, durchaus nicht beim benannten Termine in Anregung gebracht werden könne, so wie auch seines Wissens, nach hiesigen bestehenden Gesetzen, der Tag der Insinuation keinesweges in die Rechnung der angedachten drei Tage gehöre.

Im Uebrigen erlaubt Comparent sich, um die Erlaubniß zu ersuchen, eine eigenhändige schriftliche Eingabe zum vorstehenden Protocolle machen zu dürfen, und um Abschrift des Ganzen zu bitten.

Wit, gen. v. Dörring.

Magistrats-Commission

Barth, Bürgstr.

Bayer.«

„Einem Wohllöblichen Magistrate hiesiger Stadt hat Endesgefertigter nachstehende Eingabe ad protoc. d. 17. Februar zu machen die Ehre:

Sowohl allgemeine, als specielle Gründe bestimmen mich, dem mir insinuirten Befehle, vor dem ich übrigens, als Emanation der gesetzlichen Behörde, die schuldige Ehrfurcht beobachte, keine Folge leisten zu können. Zuvörderst habe ich die Ehre gehabt, S. K. Maj. Allerhöchst unmittelbar durch das Medium des Münchner Herrn Polizei-Directors von Rhyenecker eine Vorstellung zu machen, deren Beantwortung ich allhier zu erwarten angegeben; sodann habe ich in meiner protocollischen Auslassung unterm heutigen Dato angezeigt, daß der mir bestimmte Termin noch keinesweges erloschen; endlich aber glaube ich eben so bescheiden als fest bemerken zu müssen, daß, meiner innigsten Ueberzeugung nach, keinesweges der Local- oder Provinzial-Behörde die Befugniß zustehe, ohne Angabe der Gründe, einen, mit den besten Päßen versehenen Mann schimpflich fortzusenden. Aus Gründen der Delicatesse habe ich dem mir in München zugekommenen Allerhöchsten Befehle schweigend gehorcht; allein etwas Anderes ist es hier, wo ich um Angabe der Verweisungsgründe ergebenst ansuchen zu dürfen glaube. Jeder Wunsch des Monarchen ist ein Befehl, den ich, wie

gedacht, schweigend verehre. Allein die Provinzial- oder Local-Behörde darf nicht wünschen, sondern nur befehlen, und um zu befehlen, muß sie durch Gesetzesbestimmungen dazu berechtigt sein. Wenn jede Behörde seulement, parceque tel est notre bon plaisir, den Fremden wegweisen darf, so herrscht im hiesigen constitutionellen Staate die schändlichste Willkühr, und ich halte es für meine Pflicht, jeden Fremden vor dem Eintritt zu warnen. Allerdings hängt es von mir ab, dem Fremden, der an die Thür klopft, das Herein zurufen; allein, habe ich das einmal gethan, so bin ich ungeschliffen, wenn ich ihn nachher (um so mehr, wenn er mir schon früher bekannt war) ohne daß ich ihm etwas vorzuwerfen habe, die Thür weise. Oesterreich hat ganz Recht, wenn es dem Verdächtigen die Thüre nicht öffnet; allein, mit dem Visa des Mannes hier angekommen, der im Auslande den Monarchen repräsentirt, glaube ich das Recht zu haben, hier verweilen zu dürfen, so lange ich mich unsträflich betrage. Wäre es daher nicht der Wunsch des Monarchen gewesen, so würde ich nicht ohne Zwang die Residenz verlassen haben; allein hier ist es anders, hier ist von einem Befehle der Provinzial- oder Local-Behörde die Rede, dem ich weder Folge leisten kann, noch will, weil er nicht auf Gesetzesbestimmungen basirt ist. Augsburg, d. 17. Febr. «

Ich begab mich hierauf zu dem Regierungs-Präsidenten, Grafen von Drehsel, um ihm die Gründe, warum ich noch zu verweilen wünsche, auseinander zu setzen; allein Se. Excellenz geruheten, mich nicht anzunehmen, sondern ließen mir durch den Bedienten sagen: »Sie seien beschäftigt mit Essen.« Da ich um 7 Uhr Abends noch nicht fort war, erschien eine Wache, und erklärte mich für einen Arrestanten. Weit entfernt, mich zu widersetzen, bat ich nur, daß man es mir, wegen meiner Unpäßlichkeit, vergönnen möge, die Nacht mit Wache in meinem Zimmer zuzubringen. Se. Excellenz hatten aber anders befohlen; ich wurde in den sogenannten Bürgergehorsam gebracht.

Am folgenden Tage wurde ich vor eine Commission berufen, und neuerdings befragt, ob ich gutwillig die Stadt verlassen wolle? Ich erklärte darauf, wie ich augenblicklich dazu bereit sei, so wie Se. Majestät auf mein Schreiben eine abschlägige Antwort ertheilen ließen, oder sobald man mir die Gründe meiner Verweisung mitgetheilt, und bat, diese meine Erklärung, wegen des darin enthaltenen Protestes, ad protocollum zu nehmen. Der Herr Bürgermeister Barth erwiederte hierauf, wie in Folge eines expressen Befehles Sr. Excellenz, in dieser Sache nichts Schriftliches aufgenommen werden dürfe. Auf meine Bemerkung, daß dies

im völligen Widerspruche mit den Baierischen Gesetzen stehe, zuckte er mit den Achseln, und sagte: »er habe »zwei Räthe deshalb hinzugezogen, um Zeugen abzuge»ben, daß, was geschehen, nur in Folge speciellen Auf»trages geschehen sei.« Ich bekam hierauf eine polizeiliche Escorte, mit der ich die Ehre hatte, als Gefangener bis Nürnberg zu reisen, versteht sich, daß ich nebenbei noch das Vergnügen hatte, Diäten, Rückreise ꝛc. zu bezahlen.

Eine solche Mißhandlung von Seiten eines constitutionellen Beamten wird billigerweise Jeden in Verwunderung setzen; schwinden wird selbige aber, wenn der Leser bedenkt, daß dies eben der Graf Drehsel ist, der den unglücklichen Post-Officianten Offner wider Fug und Recht so lange in unterirdische Gefängnisse werfen und mißhandeln ließ, bis selbiger seinen Geist aufgab.

In Nürnberg kam ich höchst angegriffen an; ich wünschte, einige Tage daselbst zu verweilen, allein die in Bezug auf mich erlassenen Verfügungen waren so strenge, daß der äußerst artige Stadtcommissär es mir nicht zu gestatten wagte. Erst, als der Herr Medicinalrath v. Strancky mir schriftlich das Zeugniß ausstellte, daß ich nicht ohne Gefahr weiter reisen könne, wurde mir eine Nacht zum Ausruhen ge-

gönnt *). Wie dankte ich meinem Schöpfer, als ich dies ungastliche Land verlassen! Es fehlte nur noch, daß man mich die Urfehde hätte schwören lassen: doch der de non redeundo bedurfte es wahrlich nicht!

Vier Wochen darauf erhielt ich, in Weimar angelangt, nachstehendes Schreiben des Freiherrn von Welden, in Begleitung meines, dem Könige von Augsburg aus übersandten Briefes.

Der Königl. Baierische wirkliche Staats-Rath, General-Commissair, Präsident der Regierung des Ober-Mainkreises, Freiherr von Welden, Großcommenthur des St. Georgen-Ordens, Großkreuz des Civil-Verdienst-Ordens der Königlich Baierischen Krone und des Königlich Sächsischen Verdienst-Ordens, dann Commandeur des Kaiserlich-Königlich Oesterreichischen Leopold- und des Königl. Preußischen Rothen Adler-Ordens,

an den

Herrn J. Wit, genannt von Dörring,

dermalen in Weimar.

Se. Majestät, der König von Baiern, haben das an Allerhöchst-Sie von Augsburg aus gerichtete Schrei-

*) Wie freundlich er und der Baron D. mir entgegenkamen, bleibt stets mir erinnerlich.

ben nicht zu eröffnen geruht, sondern lassen solches an den Herrn Absender anmit wieder zurückgehen.

Indem der Unterzeichnete sich dieses Allerhöchsten Auftrages hiedurch entlediget, ersucht derselbe um gefällige Empfangs-Bestätigung.

Baireuth, den 29. Febr. 1828.

Freiherr von Welden.

Wenn schon diese, sicherlich wider den Willen des Königs mir gewordene Behandlung eigentlich keines Commentars bedürftig ist, so muß ich doch einige Worte hinzufügen, weil in einem quasi-officiellen Artikel der Eos meine Verweisung dadurch beschönigt worden, daß sie nur in Folge einer alten, noch nicht aufgehobenen Verfügung vom 6. Febr. 1824 Statt gefunden habe. Dies ist aber durchaus unhaltbar, denn die gedachte Verfügung bezog sich lediglich auf meine Haftnehmung nach meiner Flucht aus der Citadelle von Mailand, und erlosch, so wie jeder Steckbrief, eo ipso dadurch, daß man mich wieder gefangen nahm. Ueberdies kam ich auch mit dem Visa der Baierischen Gesandtschaft am Dresdner Hofe in's Land; wozu denn aber das Visa, wenn es nicht respectirt wird? Endlich ließ man mich volle acht Tage ruhig in der Residenz, wo man jene Verfügung doch wol am besten kennen mußte,

gab mir eine Aufenthaltskarte auf andere acht Tage, und verjagte mich, ohne irgend einen Grund anzugeben, als die oben erwähnten Worte des Herrn von Rhyeneker.

Nimmt man dies Alles zusammen, so unterliegt es wol keinem Zweifel, daß man all' jene Unannehmlichkeiten in Augsburg lediglich in der Absicht, mich zu kränken, herbeigeführt hat. Denn warum behielt man meinen Brief uneröffnet vier Wochen lang? warum konnte Herr von Rhyeneker mir ihn nicht gleich zurücksenden? oder warum gab man mir nicht (da ich nur einen Grund der Verweisung zu wissen verlangte, um freiwillig mich zu entfernen) die gedachte Verordnung an?

Achtes Capitel.

Ueber das Publicandum des Ministers von Schuckmann, wodurch mich selbiger zum berüchtigten Abenteurer stempelt. — Schreiben des Herrn von Schuckmann. — Mein Schreiben an den König von Preußen.

In der Mitte des Monats März kam ich nach Weimar, wo ein großherziger Monarch, aller Insinuationen des Bundestages ungeachtet, mir seinen mächtigen Schutz verlieh. Ich nenne ihn mächtig, weil Er, was viele Größere nicht können, seinen Willen durchzusetzen, sein Versprechen zu halten wußte.

Jetzt indessen, wo ich auf Ruhe hoffen durfte, sollte mich der härteste Schlag treffen, und das von einer Seite, wo ich es am wenigsten erwarten konnte, von Preußen. Getreu meinem Grundsatze, Thatsachen nie mit einem Commentare zu begleiten, weil sie für sich selbst reden müssen, bezwecke ich bei der nachfolgenden Darstellung nur, den Leser selbst in den Stand zu setzen, ein unbefangenes Urtheil zu fällen.

Am 24sten März erließ der Königlich Preußische

Polizei-Minister von Schuckmann ein Publicandum, wodurch er alle Behörden beauftragte, »den sich nen»nenden F. J. Wit, g. v. Dörring, eigentlich F. J. W. »aus dem Dänischen, da er sich sowohl durch seinen »Antheil an den Untersuchungen wegen demagogischer »Umtriebe in verschiedenen Ländern, wie auch durch »seine eigenen in den Druck gegebenen Fragmente, als »einen übel berüchtigten Abenteurer kund gegeben, dem »es bedenklich sei, den Eintritt in die Königlich Preu»ßischen Staaten zu gestatten, im Betretungsfalle zu »verhaften, und nach dem Orte, von wannen er ge»kommen, zurück zu transportiren.«

Ohne Zweifel stand es Sr. Ex. dem Minister frei, mir den Eintritt in die Königlich Preußischen Staaten zu verwehren, und nöthigenfalls durch die Amtsblätter dies zur öffentlichen Kunde zu bringen. Hierüber, als über eine amtliche Maßregel, war er wenigstens nur seinem Monarchen, nicht mir, nicht dem Publico Rechenschaft abzulegen schuldig. Allein kein Minister kann das Recht haben, sich seiner amtlichen Stellung zu bedienen, um ungehindert zu schimpfen, um seinem Privathasse freien Lauf zu lassen. In Preußen namentlich, wo es in Injuriensachen nicht einmal gestattet ist, den beschimpfenden Ausspruch des Gerichts zur öffentlichen Kunde zu bringen, wenn nicht die Bekanntma-

chung — gewiſſermaßen als eine Erhöhung der Strafe — ſpeciell ausgeſprochen, kann unmöglich der Polizei eine ſo entſetzliche Willkühr erlaubt ſein. Nach dieſer allgemeinen Vorbemerkung gehe ich auf das Einzelne über.

Was zuvörderſt das Hervorheben des Namens betrifft, ſo darf ich mit Recht jeden Unbefangenen fragen, ob nicht eine Art von Abſichtlichkeit, von Beleidigenwollen daraus hervorleuchtet? Eine Rückſicht, die ein Beamter nie nehmen darf. Se. Ex. ſelbſt haben mich während der langen Dauer meiner Unterſuchung nie anders genannt[1]); Se. Ex. ſelbſt hatten mich wenige Monate zuvor noch ſo genannt, wie ich mich nenne[2]). Woher denn jetzt mit Einem Male dieſe gehäſſige Abfaſſung?

Was nun aber anderntheils die Motivirung der obigen Verfügung anlangt, ſo ſollte eigentlich die Angabe der Gründe eines Urtheils wol nur einem Gerichte zuſtehen, weil dieſes das pro und contra gehörig erwogen, und das Geſetz eine feſte Norm hat; wohingegen der Polizei-Miniſter durch die Verfügung ſelbſt

---

1) Vergleiche die Note zum ſiebenten Capitel des erſten Buches dieſes Bandes.

2) Siehe das Schreiben S. 148 in der erſten Abtheilung dieſes Bandes.

nur seiner individuellen Ansicht folgt, durch Angabe der Gründe aber einen richterlichen Charakter offenbar insurpirt. Da indeß Se. Ex. es einmal gethan, liegt es mir ob, den Grund oder Ungrund derselben hier zu documentiren.

Der Herr Minister motivirt seine Ansicht auf zweierlei Weise: 1) durch meinen Antheil an den demagogischen Untersuchungen, 2) durch die Herausgabe meiner Fragmente.

1) Dieser erste Grund ist leider höchst undeutlich ausgesprochen; dem eigentlichen Wortsinne nach muß man glauben, es handle sich hier um die Art und Weise, auf welche ich die Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe gegen Andre betrieben hätte, während es doch eigentlich von den Untersuchungen gegen mich verstanden werden soll. Da ich indessen supponiren muß, daß jene Zweideutigkeit keine zufällige, sondern eine absichtliche sei, so will ich in beider Rücksicht hier etwas entgegnen.

Ist von meinem activen Antheile an den Untersuchungen die Rede, so konnte selbiger mir doch wol nur durch ein ganz besonderes Zutrauen der Regierungen werden, der Antheil selbst also konnte mich nur ehren, nie zum berüchtigten Abenteurer stempeln; und wenn man hierauf entgegnet, daß sich selbst Polizei-

Minister irren können, und es daher möglich sei, daß ich das Zutrauen gemißbraucht, so entgegne ich nur, daß man alsdann wol die Art und Weise, wie ich Theil genommen, nicht aber die Theilnahme selbst schmähen durfte.

Handelt es sich aber von der Art und Weise, wie ich mich bei den Untersuchungen gegen mich betragen, (und diese hängt auf das unzertrennlichste mit der andern zusammen, wie jeder der meine Fragmente gelesen, bekennen muß) so recapitulire ich Folgendes:

a. das Königlich Preußische Polizei-Ministerium trug unterm Datum des 20sten Juli 1824 bei der Königl. Dänischen Regierung ganz unaufgefordert auf meine Freilassung an, und behauptete auf das entschiedenste meine Unschuld, und täuscht mich mein Gedächtniß nicht, so wurden die Acten dem Justiz-Ministerio in Berlin mitgetheilt, welches sich eben so aussprach;

b. eben dieses wiederholte es gegen die Mainzer Commission;

c. da ich eine völlige Beendung wünschte, und durch die Unverletzlichkeit der res judicata mich auch für die Zukunft schützen wollte, bat ich darum, daß selbige, selbst eventuell in gerichtlichen terminis, der Königl. Preuß. Regierung überlassen werde. Dies ge-

schah, und sowohl der Königlich Dänischen Regierung, als mir, wurde erklärt, eine gerichtliche Untersuchung sei nicht möglich, weil gar keine Anklagepunkte gegen mich vorlägen.

d. Was nun aber die andern Deutschen Lande betrifft, wo Untersuchungen gegen mich geführt worden, so kann hier nur von Baiern und Oesterreich die Rede sein. Aus meiner Petition an den König von Dänemark (Cap. 5.) wird der geneigte Leser ersehen, wie Letzteres über mich dachte. Auch begab sich der Graf Sedlnicky persönlich zum Grafen von Bernstorf, um ihm selbiges zu erklären. Was aber Baiern anlangt, so bitte ich, das Schreiben meines Inquirenten (I, C. 4.) nachzusehen, und berufe mich auf dessen, mir in Preußen vorgelegten, durchaus günstigen Bericht.

2) Es bleibt demnach nur noch der andere Grund zu beleuchten übrig, die Herausgabe des zweiten Bandes meiner Fragmente. Wenn diese den Herrn Minister zu jener harten Maßregel bestimmten, warum zögerte er denn (der wahrlich, seiner Jahre ungeachtet, an jugendlichem Feuer und Raschheit manchen jungen Mann beschämt) so lange damit? Ich habe sie dem Herrn Minister übersandt, noch ehe sie in den Buchhandel kamen; ich war nachher noch in Berlin; warum kam denn jene Verfügung erst neun Monate später heraus?

Es thut mir leid, daß ich den wahren Grund jener Verfügung nicht so deutlich machen kann, wie den Ungrund der im Publicando angegebenen. Was mich davon zurückhält? Ein Beschluß des Bundestages, wodurch alles Schreiben über die Braunschweigisch-Hannöverischen Irrungen untersagt wird, und mehr noch als dieses, die Delicatesse.

Jedem Unparteiischen, sei er nun geneigt, meinem traurigen Schicksale Theilnahme zu beweisen, oder mich zu verdammen, muß des Ministers Betragen gegen den Schutzlosen auffallend erscheinen. Bedauern muß man, daß ein so vieljähriger, gewissenhafter Staatsdiener, dessen Rechtlichkeit und Amtseifer allseitig verehrt wird, sich zu einer, seiner Jahre und Stellung unwürdigen Heftigkeit hinreißen lassen.

Herr von Schuckmann hätte bedenken sollen, daß er durch diese Art der Genugthuung das ganze Lebensglück eines Menschen leicht zerstören, und ihm jede Möglichkeit der Rückkehr zum ruhigen bürgerlichen Leben rauben konnte.

Wenn ich mehrere Jahre hingehen lassen, ohne das Obige zur Sprache zu bringen, so beruhte dies nicht in Gleichgültigkeit oder Feigheit, sondern in meinem

Entschlusse, durch Thaten des Herrn von Schuckmann Worte Lügen zu strafen.

Meine nach Jahresfrist erfolgende Verheirathung veränderte dieses Alles, weil sie eine Reise nach einer, meiner Frau gehörigen Besitzung in Schlesien nöthig machte. Ich kam deshalb am 16ten März beim Polizei-Ministerio um die Erlaubniß ein, auf 6 Monate mich dahin begeben zu dürfen. Nachstehendes wurde mir zur Entgegnung:

»Da der Herr F. J. Wit, genannt Dörring, sowohl durch Seine früheren, hierorts gemachten Anzeigen und Denunciationen, als auch in Seinen späterhin erschienenen Schriften, Sich als höchst unglaubwürdig gezeigt hat, so kann Seinem, in der Vorstellung vom 16ten dieses Monats ausgesprochenen, bloß auf Seinen Angaben beruhenden und durch nichts bescheinigten Antrage kein Glauben beigemessen werden. Auf alle Fälle könnte daher die Zulässigkeit Seines Gesuchs nur erst dann erwogen werden, wenn Bittsteller durch Einreichung authentischer, Seine derzeitige Verbindung und Verhältnisse bescheinigender obrigkeitlicher Zeugnisse dargethan haben wird, daß der für Seine nach Schlesien beabsichtigte Reise und Seinen einstweiligen Aufenthalt auf dem Ihm angeblich durch Heirath zugefallenen Gute Dba-

nowitz, vorgegebene Endzweck der wirthschaftlichen Einrichtung des Gutes vorhanden sei.

Uebrigens wird dem Herrn F. J. Wit-Dörring im Voraus bemerklich gemacht, daß für den Gewährungs-Fall Ihres Antrages unter den obigen Bedingungen, gegen jeden etwanigen Versuch zum Mißbrauch Ihres dortigen Aufenthalts zu anderweitigen Zwecken, durch Anordnung einer sorgfältigen, für die Dauer Ihrer Anwesenheit stattfindenden polizeilichen Observanz Ihres Thuns und Treibens und etwanigen Umherstreifens daselbst Vorsorge getroffen werden wird.

Berlin, den 20sten März 1829.

Der Minister des Innern und der Polizei.

Schuckmann.«

Ich zog es jetzt vor, mich unmittelbar an Seine Majestät zu wenden, unter Anlage der vom Herrn von Schuckmann für nöthig erachteten Documente, und dies Schreiben möge hier, mit Weglassung alles, nur auf meinen finanziellen Angelegenheiten bezüglichen Details, seinen Platz finden.

»E. K. M. erlaubt sich der Unterzeichnete, Nachstehendes ehrerbietigst vorzutragen. Durch eine Verfügung des K. Pr. Ministerii des Innern und der Polizei wurde mir unterm 13ten Februar 1827 der Ein-

tritt in die Königlich Preußischen Staaten untersagt. Ich reclamirte damals nicht hiegegen, weil nichts meinen dortigen Aufenthalt erfoderte, oder mich dazu berechtigte. Jetzt aber hat sich mein ganzes Verhältniß umgewandelt. Durch meine Verheirathung mit der Tochter des verstorbenen Geheimen-Rathes von Göschel, bin ich in den Mitbesitz eines bedeutenden, in Schlesien belegenen Rittergutes, Urbanowitz, gelangt, woselbst meine Anwesenheit um so nöthiger ist, da die sämmtlichen Gebäude desselben vor wenig Jahren erst abbrannten. Deshalb wandte ich mich, durch das Medium S. E. des Herrn von Kamptz, an gedachtes hohes Ministerium mit der Bitte, daß es mir vergönnt werden möchte, behuf der Regulirung meiner Angelegenheiten, auf sechs Monate nach Schlesien zu gehen. Hierauf erhielt ich den abschriftlich beifolgenden Bescheid, dessen Abfassung mich um so schmerzlicher berühren mußte, da eben dieses Ministerium im Jahre 1824 sich wiederholentlich gegen die Königl. Dänische Regierung, und insbesondere gegen den damaligen Gesandten, Grafen von Reventlow, über mich und meine Wahrheitsliebe auf das günstigste ausgesprochen hat. — — — — — — — — — — — — —

Festen Vertrauens auf Allerhöchstdero Gerechtigkeit, trage ich nachstehende Bitte E. K. M. vor:

»a. Daß E. K. M. allergnädigst geruhen möchten, mir zu erlauben, mich gegen den vom gedachten hohen Ministerio mir gemachten Vorwurf, »durch meine früher in Berlin gemachten Anzeigen und Denunciationen mich unglaubwürdig bewiesen zu haben,« vor irgend einer dazu ernannten Preußischen Behörde zu justificiren. Ein Minister bedenkt nicht, wie er oftmals durch leicht hingeworfene Aeußerungen das ganze Lebensglück eines Menschen untergraben kann. Weil Niemand ihn des Gegentheils überführen darf, scheint es leicht, als ob Niemand es könne.«

»b. Ich bitte E. K. M., mir zu gestatten, im nächsten Jahre auf meiner Besitzung in Schlesien mich niederlassen zu dürfen. Bis dahin verweile ich noch in meinem Vaterlande, wo ich mich jetzt — und E. K. M. können Sich leichtlich vom Grunde oder Ungrunde dieser Behauptung versichern lassen — der Achtung meiner Regierung erfreue. Nichts würde mich demnach von hier treiben, wenn nicht der Wunsch nach einer ruhigen Lage, die es mir gestattete, ernsten Studien obzuliegen, und vor Allem die Pflicht, die dem Manne obliegt, für das Wohl und die Zukunft der Seinen zu sorgen.« — — — — — —

»Ueberzeugt, daß diese schmucklose Darlegung des Sachverhältnisses für E. K. M. Rechtssinn genügend

sein wird, versuche ich es nicht, Allerhöchstdero Gefühl in Anspruch zu nehmen. Das Eine nur erlaube ich mir hinzuzufügen, daß jene strenge Verfügung gegen mich, bewandten Umständen nach, die schuldlosen Meinen am schwersten trifft.

Frühere Fehler habe ich mit einem fünfjährigen Gefängniß zur Genüge gebüßt, und lächerlich wäre es, in meinem Aufenthalte in Schlesien etwas Staatsgefährliches zu wittern. Der zürnende Gott des alten Testaments sagt freilich: ich will die Sünden der Väter heimsuchen bis ins vierte und fünfte Glied; aber der versöhnende Geist des Evangeliums spricht: ein reuiger Sünder ist mir lieber, denn zehn Gerechte, so niemals gestrauchelt.«

Durch den Grafen von Bernstorf wurde mir hierauf ein abschlägiger Bescheid. Meine Frau kam hierauf um die Erlaubniß ein, daß wir denn doch auf ein einziges Jahr hinziehen dürften, um unsere Einrichtungen zu treffen. In den schonendsten Ausdrücken wurde ihr ein Allergnädigstes Handschreiben zu Theil, worin S. M. erklärten: »auch dieses versagen zu müs»sen, da die Verhältnisse es durchaus nicht gestatteten!«

Zur Selbstvertheidigung habe ich die Feder ergriffen, damit der Leser nicht glaube, mein Benehmen scheue das Licht. Ich mache des Herrn von Schuckmann Anklage selbst bekannt, weil jedes Mittel rechtlicher Abhülfe mir abgeht. Meine Verehrung für Preußens Regierung ist unabhängig von meiner Beschwerde gegen den Minister. Bei der Leidenschaftlichkeit des Herrn von Schuckmann hätte er leichtlich in der mir ertheilten Vergünstigung, das Land betreten zu dürfen, eine gegen ihn gerichtete Beleidigung gesehen, und ich begreife, daß es dem Könige näher am Herzen liegen muß, dem alten treuen Diener, dessen Tage gezählt sind, einen Verdruß zu ersparen, als dem Fremden eine Gnade zu erweisen.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wit von Dörring, Ferdinand Johannes,

Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit

Bd.: 3,2

Leipzig (1830)
Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.o.694(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426412-9